Goethe
von Richard Engelmann
1914

Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Hans Gerhard Gräf

Zweiter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
In Kommission beim Insel-Verlag zu Leipzig
1915

Der erste Band des neuen Jahrbuchs war kaum in die Hände unsrer Mitglieder gelangt, als die seit Jahren Deutschland rings umdrohenden Kriegswolken sich mit furchtbarem Donner zu entladen begannen. Hier hat Goethes Wort sich wieder einmal bewahrheitet:

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten; denn gewollt hat Deutschland den edlen Frieden, und zwar bis zum Äußersten. Aber „es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Und als nun der Dreiverband: Revanchewut, Handelsneid, rohe Gewalt, gemäß ihrem „herzlichen Einvernehmen", von West und Ost über uns herfallen wollte, da stand Deutschland auf wie Ein Mann, um Weib und Kind, Haus und Hof, Kaiser und Reich zu verteidigen bis zum letzten Blutstropfen. Wie Goethe den Dämon des Kriegs es anordnen läßt, so geschah's:

Vom Berg ins Land, flußab ans Meer
Verbreite dich, unüberwindlich Heer!
Und wenn der Erdkreis überzogen
Kaum noch den Atem heben mag,
Demütig seine Herrn bewirtet —
Am Ufer schließet mir des Zwanges ehrnen Bogen:
Denn wie euch sonst das Meer umgürtet,
Umgürtet ihr die kühnen Wogen:
So Nacht für Nacht, so Tag für Tag;
Nur keine Worte — Schlag auf Schlag!

Und wie Goethe ihn 1814 gesungen, stieg nun 1914 der heilige Zorngesang seines ganzen Volkes abermals zum Himmel:

So erschallt nun Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimme, sie erschallt,
Und, entflammt von heilgem Grimme,
Folgt des Blitzes Allgewalt.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird getan.

Das große Werk — es ist der Kampf um unser Dasein; und so ist der heutige Krieg, wenn je einer den Namen verdient hat, für uns ein „wahrhafter", ein Volkskrieg. Diese Überzeugung macht alle stark, die draußen im Felde zum schlagen, die Daheimgebliebenen zum tragen; sie allein ist es auch, die uns die Kraft verleiht, den eklen Schmutz gelassen abzuschütteln, den Verleumdung und Lüge in giftigen Wolken über uns ausgießt; von dem wir uns am schnellsten befreien durch ein herzhaftes Lachen: „Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen", und indem wir, verzichtend auf alle gänzlich nutzlosen Rechtfertigungen und Erklärungen, in schweigendem Stolz den Feinden gleichmütig das Xenion Goethes überreichen:

Habt ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern ist es und euch ein Gift.

Das Symbol unsres einmütigen, unbeugsamen Willens zum Siege, wie er sich nun seit zehn Monaten in unerhörten Kämpfen gegen eine vielfache Übermacht von Feinden herrlich offenbart, das Symbol dieses Willens ist Lederers Bismarck-Denkmal in Hamburg mit seinem granitnen Blick meerwärts, dem Feind entgegen.

Und noch ein anderes Standbild besitzen wir in deutschen Landen, nicht minder charakteristisch und tröstlich zugleich

für uns alle: Rietschels Goethe- und Schiller-Denkmal in Weimar. Wir fühlen es, diese beiden, in denen das Geistig-Höchste sich verkörpert hat, wonach der Deutsche strebt, sie sind es, die uns siegreich hindurchführen durch das Läuterfeuer dieser Schicksalsstunde. Adel des Menschentums, Freiheit des Geistes, deutsche Größe, wie Schiller sie hatte und betätigte, „Kultur" im Sinne Goethes, das ist es im Kern, wofür wir kämpfen. Und wer Kultur will, so sehr er die Blutopfer beklagen muß, die dieser Krieg uns auferlegt, segnen wird er ihn dennoch; denn gerade der Krieg, sofern er ein wahrhafter Volkskrieg, ist der gewaltigste Förderer der Kultur.

Man verzeihe diese Betrachtungen, die mit dem Jahrbuch unmittelbar nichts zu tun haben. Schwer ist es, unmöglich in dieser großen Zeit, nicht von dem zu sprechen, was alle Herzen im Tiefsten bewegt. Und wir sind ja bei Goethe, wenn wir vom Vaterlande, von Deutschland sprechen. Aus eigenster Erfahrung kannte er den Krieg und seine Schrecken. Kriegslieder zu singen, überließ er freilich mit Fug denen, die selbst am Wachtfeuer lagen, wie Theodor Körner; aber man vertiefe sich nur in ‚Hermann und Dorothea', in ‚Des Epimenides Erwachen' oder in das kleine Vorspiel von 1807, dann wird man inne werden, mit welcher Herzenswärme er an der deutschen Sache Anteil nahm.

Was Goethe in schweren Kriegszeiten für seine Pflicht hielt, geht klar hervor aus einem Briefe, den er Ende November 1813 an Johann Friedrich John schrieb, und der sich liest wie gerichtet an jeden friedlichen Geistesarbeiter des heutigen Tages: „.. indeß bei dem gegenwärtigen wichtigen Kampfe ein großer Teil unserer hoffnungsvollen deutschen Jugend aufgeopfert wird, so haben diejenigen, welchen Verhältnisse erlauben, in ihrer stillen Werkstatt zu

verharren, eine doppelte Pflicht, das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst, und wäre es auch nur als Funken unter der Asche, sorgfältig zu bewahren, damit nach vorüber gegangener Kriegesnacht bei einbrechenden Friedenstagen es an dem unentbehrlichen Prometheischen Feuer nicht fehle, dessen die nächste Generation bedürfen wird." Denn das war Goethes Überzeugung: „Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören wie alles hohe Gute der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden." Und nicht minder bezeichnend für Goethe ist eine andere, um dieselbe Zeit in einem Briefe an Caroline v. Woltmann getane Äußerung: „Die Heilung so vieler dem Vaterland geschlagner Wunden kann nicht sicherer von Statten gehen, und aus so manchem Verderben ein frisches Leben nicht schneller hervordringen, als wenn die Deutschen sich nicht nur im Stillen und Einzelnen anerkennen und schätzen, sondern wenn sie es sich auch liebevoll und vertraulich bekennen und aussprechen; denn, fürwahr, der Unglaube und der Unwille der Volksglieder unter einander, die Mißhelligkeiten, welche aufzuregen und zu schärfen gar viele sich zum Geschäft machen, weil es ein Leichtes ist, wogegen sich aber wenige fanden, welche Mäßigkeit und Billigkeit zu bewirken suchten, weil es schwer ist; der aus gleichgültigen Dingen hervortretende Konflikt zwischen Personen und Untersuchungen, welche gar wohl unter einander bestehen können, und was sonst noch alles die traurige Litanei unserer deutschen Literatur enthalten mochte, dieses zusammen hat mehr geschadet als der fremde Einfluß, denn es hat den wechselseitigen Glauben zerstört und so viele vertrauliche Bande gelöst. — Kann die gegenwärtige große Epoche die deutschen Geister zu wechselseitiger An-

erkennung stimmen, so bedarf die Nation kaum etwas weiter, um sowohl sich aus der Gegenwart heraus zu reißen, als der Zukunft getrost entgegen zu gehen."

So spricht nur ein wahrer Freund seines Vaterlandes. Daß Goethe dies war, ist im Grunde auch immer mehr die Überzeugung aller Einsichtigen geworden. Und wie seine Werke, wie das lebendige Gefühl seines Wertes die Jünglinge und Männer in die Schlachtlinie begleiten, davon wäre manches schöne Beispiel zu berichten. Bescheiden zwar mag immerhin die Goethe-Kenntnis des wackren, hünenhaften Kanoniers aus dem Königreich Sachsen gewesen sein, der, als ich in einer Nacht der Mobilmachungszeit am Weimarer Bahnhof Verpflegungsdienst tat, bei der Weiterfahrt, die Zigarre aus dem Munde nehmend, uns zurief: „Na, grüßen Se den ollen Papa Goethe!" Wenn aber ein schlichter Grenadier, hoch auf dem Kamm der Vogesen Posten stehend, in einem Brief nach Hause das Landschaftsbild schildernd, die Verse des Doktor Marianus einflicht: „Hier ist die Aussicht frei, / Der Geist erhoben" — so ist das ergreifend. Daß tausende von Exemplaren des ‚Faust' in den Tornistern mit ins Feld gezogen sind, haben die Zeitungen berichtet, ebenso, daß der heldenhafte Führer der ‚Emden' in seiner Gefangenschaft sich nach dem ‚Faust' sehnte. Eines unsrer Mitglieder, ungeduldig seine Genesung erwartend, um wieder zu den kämpfenden Kameraden zurückzukehren, schrieb mir: „Zurzeit lese ich mit größtem Interesse die ‚Campagne in Frankreich'. Sie glauben nicht, wie lebenswahr vieles gerade den anmutet, der selbst im Feld war. Und dazu die französischen Zustände, oft genau wie nach den heutigen Feldbriefen! Wie vieles hat der Dichter genau so erlebt, wie wir jetzt! Dabei dachte ich, ob es nicht ein guter Gedanke wäre, eine besondere Feldausgabe dieser wenig gekannten Schrift zu veranstalten, leicht, billig, mit

Goethes Briefen aus dem Feld, einem kleinen Kärtchen dabei? Vielen, die draußen stehen, käme Goethe näher, wenn sie sähen, daß er wie sie die Strapazen eines großen Feldzugs mitgemacht hat, zudem einen solchen in den Argonnen, in der Champagne. Alle bekannten Namen des jetziges Krieges tauchen auf: Longwy, Verdun, Malancourt, Massiges, Tourbe, Reims. Und um so mehr imponiert der politische Abstand der Zeiten." — Am nächtlichen Lagerfeuer liegen vier junge Offiziere in traulichem Gespräch; es wendet sich unter dem besternten Himmel den Gestirnen der deutschen Dichtung zu; es kommt auf die Goethe-Gesellschaft; und alle vier melden sich unverzüglich, auf einer mit Bleistift geschriebenen Feldpostkarte, als neue Mitglieder zur Stelle.

Je widerwärtiger uns das Lügengeheul verblendeter Feinde umgellt, um so erquicklicher sind die Stimmen besonnener Neutraler, die immer zahlreicher zu uns dringen. Zwei derselben kann ich mich nicht enthalten, hier anzuführen. Ein Holländer, Mitglied unsrer Gesellschaft, hatte kurz vor Ausbruch des Krieges, weil der Arzt ihm mit Rücksicht auf seine Gesundheit jede angestrengte geistige Tätigkeit untersagen mußte, sich genötigt gesehen, seinen Austritt aus der Gesellschaft anzumelden. Nun aber schrieb er: „Deutschland wurde gezwungen, seinen kulturellen Sieg über alle Welt mit scharfem Schwert gegen alle Welt zu behaupten! Mir — dem Vollblutholländer, dem sein Vaterland Holland über alles geht — mir kommt trotz Einschränkung und alledem nun der Austritt aus der Goethe-Gesellschaft vor wie eine Sünde gegen den heiligen Geist. Ich bitte freundlichst, meinen Namen nicht zu streichen." Ein Amerikaner, doch genauer Kenner deutschen Wesens, gleichfalls Mitglied unsrer Gesellschaft, schrieb an mich: „As the war drags on and brings out the bad feelings

that would otherwise never come to the surface I grow more and more angry at the British for their large share in provoking this world conflict and my sympathy goes out more and more to the Germans in their struggle for existence. This commercial envy that drives greedy Englishmen to seek to crush the one nation of Europe that had high ideals and was always advancing the cause of civilization all over the world is surely prompted by the Devil. And the way the sly Britishers are trying to drag the United States into the fight is most disgusting." —

Die Pflicht, das Vaterland zu verteidigen, hat in alle Berufstätigkeiten, auch in die friedlichsten, empfindlich eingegriffen. Der Herausgeber des Jahrbuchs an seinem bescheidenen Teil mußte auf manchen zugesagten, wertvollen Beitrag zum zweiten Bande verzichten, weil dessen Verfasser die Feder mit dem Degen oder mit dem Gewehr vertauschte. Um so erfreulicher, daß es gelang, den nötigen Stoff dennoch zu beschaffen.

Ein Jahrhundert ist heute vergangen, seit der Herzog Carl August, Goethes „August und Mäcen", zum Großherzog erhoben wurde. Zur ernsten Feier dieses Gedenktages in großer Zeit bereitet sich das Weimarische Land; und so geziemt es sich, daß die Goethe-Gesellschaft auch in ihrem Jahrbuch des großen Ahnherrn ihres erlauchten Protektors in besonderer Weise gedenkt.

Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Feodora, als derzeitigen Landesregentin, sei für die gnädigst erteilte Genehmigung zur erstmaligen Veröffentlichung der beiden umfangreichen Aufzeichnungen des Herzogs Carl August über die Schlacht bei Jena der untertänigste Dank ausgesprochen.

Mit all seiner Schmach ist 1806 doch das Geburtsjahr von Deutschlands Kraft und Größe geworden, und so kann es für uns nur lehrreich sein, vom heutigen Tage dorthin den Blick zu lenken.

Weimar, Pfingsten 1915. Hans Gerhard Gräf.

Herzog Carl August von Sachsen

Aufzeichnungen über die Schlacht bei Jena

Herausgegeben von Hans Wahl

I

Bemerckungen über die Vorfälle bey der combinirten Königlich Preusischen und Churfürstlich Sächsischen Armee unter dem Comando des Regirenden Fürsten von Hohenlohe Ingelfingen und zwar vom [24.] September biß mit den 14. October [1806]

Der Fürst und sein General Staab hatten einen Plan zur Führung des Krieges entworfen (siehe Beylage[1]). Auf den ersten Blick wird mann bemercken, daß er die Armee zu sehr zerstreut haben würde; er sezte sie der Gefahr aus, theilweise geschlagen zu werden. Da die Preusen mit einem Feinde zu thun hatten, der zahlreicher an Mannschafft war wie sie, so konnten sie es sich erwarten, daß die Franzosen aus ihrer concentrirten Stellung in Francken, mit Übermacht über eine der Preusischen Armeen herfallen würden, ohne daß das ganze sich untereinander die Hand biethen konnte. Der Plan wurde vom Könige nicht genehmigt, sondern derjenige gewählt, der in der Beylage[1] befindlich ist. Dem Fürsten war dieser Wiederspruch sehr unangenehm, er äuserte laut sein Mißvergnügen darüber, und er hat dieses Gefühl öffentlich in dem gedruckten Berichte an den König in der Hamburger Zeitung No. [181] dem Publico bekannt gemacht. Indeßen hinderte dieser Verdruß den Fürsten nicht, die Befehle des Königes pünctlich zu erfüllen, und nach allen seinen Kräften den von S. M. gewählten Operationsplan ausführen zu helfen. Nachdem er in den lezten Tagen Septembris die Preusischen und Chur Sächsischen Trup-

[1] Fehlt.

pen, welche die Armee unter seinem Befehle ausmachten, im Erzgebürge und Voigtlande gesamlet hatte, so rückte er biß Jena vor, und nahm daselbst im Schlosse sein Hauptquartier d. 3. October. Der General Major Graf Taunzien, welcher mit seinem detachirten Corps unter den Befehlen des Fürsten stand, hatte ein Lager zwischen [Hof] und [Schleitz?] bezogen. Zur Deckung seines rechten Flügels besezte er den Paß von Saalburg. Der Prinz Ludwig von Preussen aber wurde mit ohngefehr 8000 Mann nach Stadt Ilm verlegt und durch ihn die Paßagen des Thüringer Waldes bey Illmenau, Langewiesen und Saalfeld observirt. General Lieutenant von Grawert bezog mit seinem detachement die Position von Orlamünde. Die Truppen des Fürsten selbst cantonirten längst des Orlaflußes und Gegend. In diesem Zustand blieb, unbedeutende Veränderungen abgerechnet, alles biß zum 8., wo die Franzosen das Kriegsschauspiel eröfneten: General Major Graf Taunzien wurde angegriffen, erwehrte sich gut und griff selbst den Feind an; die Übermacht aber trieb ihn zurück, er nahm seine Stellung den 10. bey Schleitz auf den Höhen an der Bergkirche, die Stadt vor der Fronte.

Da dem Fürsten gemeldet wurde, daß der Marschall L'Asne[1] mit einer Colonne von 30 000 Mann über Coburg hereinbreche, so vermuthete er, daß die Franzosen über Saalfeld dringen und versuchen würden, von dieser Stadt aus dem Taunzienschen Corps in den Rücken zu gehn; er befahl deßwegen dem Prinzen Ludwig von Preußen, mit seinem unterhabenden Corps sich an die Saale zu begeben. Der Prinz kam den 9. nach Rudolstadt, seine Truppen aber erst spät in der Nacht, weil sie in entfernten sehr weitläufigen Cantonnements gelegen hatten. Von Rudolstadt aus stand es dem Prinzen frey, auf zweyerley Weise an der

[1] Gemeint ist Lannes.

Saale zu operiren; die eine war, sich hinter die Schwarze zu setzen, den lincken Flügel an die Saale, und den rechten an das Schloß Blanckenburg appuyirt und in dieser Stellung den Feind zu erwarten, oder zwischen Rudolstadt und Cumbach auf der daselbst befindlichen Brücke die Saale zu paßiren, um die Brücke bey Saalfeld vor dem Feinde zu erreichen, und selbige auf dem rechten Saalufer postirt zu behaupten. Diesen zweyten Entschluß hätte ich für den zweckmäßigsten gehalten, wenn des Prinzens Auftrag dahin lautete, den Rücken des Taunzienschen Corps zu decken. Aus dem Lager auf den Hochdörfer Höhen konnte alsdenn der Herzog von Braunschweig Truppen an das lincke Ufer der Schwarze detachiren. Die wirckliche Instrucktion, die der Prinz vom Fürsten bekommen hat, ist mir unbekannt geblieben. Se. Kgl. Hoheit wählten vermuthlich die Stellung an der Schwarze, denn er besezte Blanckenburg und ließ das Regiment Müffling bey dem Dorfe Schwarze stehn. Sein kühner Muth riß ihn aber hin, und statt sich mit der defensive zu begnügen, so ging er mit den übrigen Truppen, höchstens 6000 Mann an der Zahl dem Feinde biß auf eine Stunde weit über Saalfeld auf der Gräfenthaler Straße entgegen, griff ihn an, und warf auch wircklich dessen avantgarde; da Er aber der Haupt Collonne, welche alle Höhen inne hatte, das debouchiren aus den Waldgebürgen nicht verhindern konnte, so muste er sich zurückeziehn; er wurde vom Feinde ereilt, umringt und in die Saale gesprengt. Sein Tod gab dieser affaire eine reelle Wichtigkeit. Vermuthlich wurde der Prinz durch den Gedancken verleitet, daß, wenn er hinter der Schwarze sich an die défensive lediglich hielt, er dem Taunzienschen Corps den Rücken eigentlich nicht deckte, sondern daß die Brücke bey Saalfeld der wichtige Punckt war, der dem Grafen Taunzien gefährlich werden konte;

vieleicht kannte der Prinz das terrain nicht genau genung, und glaubte die Saalfelder Brücke nicht auf dem Wege des rechten Saalufers erreichen zu können, und ging deßwegen auf dem lincken vor. Die Stellung am lincken Ufer der Schwarze gehört wohl mehr zu der Verteidigung der Rudolstädter, Remder oder Hochdörfer Berge, als wie zu der des Harthgebürges hinter Cumbach; denn wenn der Feind die Saalfelder Brücke ungehindert paßirt hat, so kann er die höchsten Höhen der Harth eben so schnell erreichen als wie die Truppen, welche hinter der Schwarze stehn. Von der Saalfelder Brücke aus hindert den Feind nichts, wenn er die Harth masquirt hat, über Leutenberg nach Saalburg zu detachiren und diesen Posten im Rücken nehmen zu lassen. Wahrscheinlich war es nicht, daß die Französische Collonne, welche über Saalfeld debouchirte, auf dem lincken Saalufer würde fortgezogen seyn; dorten hatte sie eigentlich nichts zu suchen; ging sie dem ohngeachtet vor, so traf sie den Prinzen hinter der Schwarze, sie konnte alsdenn ihn mit einem detachement amassiren und derweile die Saalfelder Brücke paßiren. Daß der Feind den Abend des 10. noch über Rudolstadt biß Uhlstedt kam, war bloß um die zersprengten Preußen und Sachsen zu verfolgen. Was auch an diesem Abend auf dem lincken Saalufer an feindlichen Truppen vorwärts gegangen ist, war nur ein detachement von ein paar tausend Mann; die Haupt Collonne paßirte nach der action die Saalfelder Brücke, und fiel über den Posten von Saalburg her.

Der Fürst von Hohenlohe concentrirte seine übrigen Truppen am 10. bey [Mellingen?], nahm das Hauptquartier in Kahle, blieb den 11. daselbst, und zog sich den 12. nach Jena, wo er auf dem Schlosse wohnte; die Truppen standen [bei Capellendorf]. Graf Taunzien hatte sich auf die Armee des Fürsten repliirt, den 13. ging der Fürst nach

Cappellendorf, wo er die Truppen campiren ließ, den rechten Flügel an Appolda, den lincken aber an Kötschau gelehnt. Das Hauptquartier in Cappellendorf lag vor der Fronte. Die Sachsen campirten, die Jenaische Chaußée vor der Fronte mit dem rechten Flügel an Kötschau, mit dem lincken an Isserstedt, das Taunziensche Corps besezte Jena. Da der Feind keinen weiteren Wiederstand in Kahle fand, so paßirte eine Collonne deßelben daselbst die Saale, und attaquirte Jena theils von der Seite von Wenigenjena und Camsdorf, als wie auch von der Rasen Mühle her, also auf beyden Saalufern. Dadurch fand sich Graf Taunzien genöthiget, Jena, die Camsdörfer Brücke und die Saale zu verlassen; er ging durch das Mühlthal zurück, den Fahrweg zwischen Cospeda und dem Isserstedter Holze hinauf im Eiskauer Thale und bezog ein Lager bey Vierzehnheiligen. Er besezte das Isserstedter Holz, Cospeda, Closewitz und Lützerode. Der Fürst detachirte den General Major von Holzendorf mit ohngefehr 3000 Mann nach Dornburg.

Ich beziehe mich bey dem, was die generelle Geschichte der Schlacht vom 14. selbst betrifft, auf die vielerley davon gelieferten relationen und Plane, setze zum voraus, daß der Leser diese genungsam kennt, und beschräncke mich in diesem Aufsatze bloß: Anecdoten von dem merckwürdigen Tage des 13. und 14. zu liefern, die nicht zu jedermanns Kenntniß gekommen sind und Bemerckungen dabey über die Verfahrungsart der commandirenden Generäle nieder zu schreiben.

Als der General Major Graf Taunzien durch das Mühlthal nach Vierzehnheiligen marschirte, so muß er keine Seiten Patroullien rechts, den Cospedaer oder sogenanten Apoldaischen Steiger bey der Papier Mühle auf den Landgrafenberg hinauf geschickt haben; denn sonsten würden diese mechanisch am sogenanten Schlaghölzchen, dem Wedelschen Kiefernholze, stehn geblieben seyn, weil man von dorten

her in das Jenaische Erfurther Tor hineinsehn, ja mit einer 3pfünder Canone dahin schießen kann. Wie eine ariergarde, die den Feind hinter sich hat, durch ein enges Thal, ohne Seiten Patroullien auf den höchsten Höhen zu haben, marschiren kan, ist mir unbegreiflich. Der Landgrafenberg bildet zwischen dem Mühlthale und dem Saal Grunde eine Art von Erdzunge, die gegen die Stadt Jena in einer stumpfen Spitze ausläuft. Das Wedelsche Holz steht oben drauf am obern Rande der ausspringenden Spitze; die Erdzunge selbst ist bey Cospeda höchstens eine halbe Stunde, oder 3000 Schritte breit, vom Wedelschen Holze sieht mann, was im Mühlthale, in Jena und im Saal Grunde vorgeht, und kan alle diese Gegenden von oben herab mit 3pfünder Canonen beschießen; freylich sind es nur Plongirschüße, indeßen sind die Abhänge der Erdzunge so steil, unwegsam und felsig, daß ein hinauf steigender Hände und Füße zum erklimmen derselben gebrauchen muß. Halten die Canonen Kugeln auch den Feind nicht ab, biß am Fuße dieser Steinwände, die mit Geröllig und kahlen Klippen bedeckt sind, heran zu kommen, so kann jeder Gewehrschuß den klimmenden verhindern, den Berg zu ersteigen.

General Major von Taunzien schickte vermuthlich keine Seiten Patroullien auf diesen Landgrafenberg, er erkante also die Wichtigkeit deßelben nicht; er begnügte sich, als er bey Vierzehnheiligen ein Lager bezog, die vor seiner Fronte liegende Dörfer zu besetzen, und suchte nicht den Rand des Gebürges zu erreichen, von welchem mann das Saalthal übersehn und beschießen konnte. Er hat sich hinterdrein entschuldiget, daß er das terrain nicht gekannt habe, daß, als er den 13. Morgens die Höhen von Vierzehnheiligen erreichte, er die ordre vom Fürsten erhalten hätte, eine Vorposten Chaine von Magdala biß Dornburg zu ziehn, daß er angefangen habe, dieses terrain, welches eine distanz von 4 Meilen,

inclusive der inpracktikablen Krümmungen der Gebürgs-schluchten enthielt, zu bereiten, daß er aber balde bemerckt hätte, die Kürze der Octobertage lange nicht zu, um diese Recognoscirung und die Aussetzung der Posten zu stande zu bringen; er habe also die Bereitung aufgegeben; daß er den Landgrafenberg zu besehn versäumt habe, das konnte er nicht läugnen. Schädlich unnütz verstrich also dieser 13. für die Preussen. Aber die Jenaische sehr detaillirte Karte der Jenaischen Gegend in einem großen Maasstabe von Güssefeld gezeichnet und im Industrie Comptoir zu Weimar gestochen besaß der Fürst.

Und der General Major Graf Taunzien? Der Fürst nahm noch ein Exemplar derselben von der Wand im Jenaischen Schlosse? Wie konnte der Fürst alsdenn eine zwecklose ordre geben, und der General Major Graf Taunzien den Tag des 13. so planloß verreiten? Das Schicksal, der Zauberstern Napoléons, scheint beyde Generale mit Blindheit, mit Gedanckenlosigkeit geschlagen zu haben. Sie scheinen die Abdachung der Höhen, die von Vierzehnheiligen nach Lützerode, Closewitz, Cospeda und über leztes Dorf hinaus flach abfallen, für eine unübersehbare Ebene gehalten zu haben, und vermutheten nicht, daß 3000 Schritte höchstens davon diese plaine abbräche, und an précipice gränzte, die das lincke Ufer der Saale bilden. Mann sezte die Vorposten dergestallt, daß sie die Ebene wohl, aber deren Ende nicht übersehen konnten; Patroullien müssen weder nach Jena noch ins Saalthal gegangen seyn. General Major Graf Taunzien hätte von rechts wegen den ganzen 13. hindurch das Wedelsche Holz oder die Spitze des Landgrafenberges persönlich nicht verlassen dürfen, denn von da, konnte er jede Bewegung der Franzosen sehn, jeden Gedancken, so zu sagen, Napoléons errathen. Spione hätten in jedem Augenblick aus Jena zu ihm kommen können. Die Preusischen Füselier Battallions, welche Closewitz besezten,

müssen sich mehr mit ihrem Quartiermachen und mit ihrer Ernährung als wie mit dem terrain, das sie vertheidigen solten, beschäftiget haben, denn sonnsten hätten sie schnell erkannt, daß ein Verhau im Rauthale nötig und leichte zu bereiten wäre. Der Weg von Löbstedt nach Closewitz durch dieses Holz ist steil, enge und sehr gekrümt; ein sumpfiger Bach durchschneidet den Weg. Auf der Höhe, am Zwätzener Jägerhause können zwey Canonen, ein paar Battallions und etwas Cavallerie, das herandringen des zahlreichsten Feindes abhalten, der nicht anderst als athemloß biß auf Schußweite diesen Berg ersteigen kann. Vom Jägerhause an, reicht jede 3pfünder Canone biß nach Löbstedt. Wie hätte es Napoléon einfallen können den Landgrafenberg, das Rauthal, den Weg über das Zwätzener Jägerhauß zu ersteigen, wenn Preusische Piquets oder Patroullien die seinigen nicht hinauf gelassen hätten? und wie leichte konnte dieses bewerckstellet werden? Den Weg aus dem Mühlthale nach Cospeda, am Hölzchen dieses Dorfes hinauf, hat gewiß kein Französischer Cavallrist oder eine Canone erstiegen, nur leichte Infantrie ist vieleicht da hinauf gekommen; zwischen dem Zwätzener Jägerhause und Dornburg ist weiter keine paßage aus dem Saalthale herauf weder für Geschütz noch Pferde.

Aus allem hier gesagten erscheint, daß die erste Erforderniß war, den Landgrafenberg, das Rauthal, den Berg, auf welchem das Zwätzener Jägerhauß liegt, und Dornburg, dergestallt zu besetzen, daß mann das Saal und Mühlthal vollkommen einsehn, und das ersteigen der Berge dem Feinde streitig machen konnte; nur unter dieser Voraussetzung konnte der Fürst das Lager bey Cappellendorf mit der Fronte gegen Weimar gerichtet beziehn, er muste seinen lincken Flügel, den das Taunziensche Corps ausmachte, für inattacable halten, er hat sich auch gewiß darauf verlassen,

weil er seine Fronte nicht eigentlich dahin wendete, wo er wircklich wuste, daß der Feind war, sondern sie nach einer Gegend richtete, in welche er hofte, daß die Franzosen hinkommen solten. Daß der Feind den Landgrafenberg ersteigen und eine zahlreiche Armee auf selbigem concentriren und dann deplaziren würde, das konnte, das durfte der Fürst nicht vermuthen, weil er darauf rechnen muste, daß General Major Graf Taunzien diesen so leichte zu vertheidigenden Berg gehörig besetzen würde.

Der Fürst hielt sich fast den ganzen Tag des 13. bey Dornburg auf, wohin der Feind, wie die Rede ging, kommen wolte, wärend dem trat noch der Zufall ein, daß der Kayserlich Französische Cammerherr Montesquiou mit dem berühmten Brief Napoléons an den König von Preußen von einem Husaren gefangen und eingebracht wurde; dieser Umstand hielt wieder den Fürsten auf, und deßwegen kam er nicht selbst auf den Landgrafenberg, wohin ihn wohl die Neugierde, um zu zu sehn, was in Jena vorging, hätte führen können. Von da biß in sein Hauptquartier in Cappellendorf war es noch eine starcke Meile, die Tage kurz, der Geschäfte viele, und die Gesundheit des Fürsten sehr schwächlich! kurzum — er besatz den Landgrafenberg nicht, und verließ sich auf die Maasregeln, die dem General Major Graf Taunzien zu nehmen oblagen. Es herrschte der Wahn in der Preusischen Armee, daß es zuträglich für ihr sein würde, den Feind irgendwo in eine ofne plaine anrücken zu lassen, und ihn alsdenn anzugreifen, weil die Preußen sich auf die Überlegenheit ihrer Cavallrie über die Französische verließen, aber daß sie die Busch und Gebürgsgefechte vermeiden müsten, in dem die Französische leichte Infanterie viel zahlreicher, geübter und intelligenter wie die ihrige war. Nach diesem Grundsatze scheint es, daß der Fürst habe handeln wollen, deßwegen besezte er vermuthlich den Jenaischen

Forst nicht, und ließ das Rüchelsche Corps bey dem Webicht stehn; das Grawertsche war von Orlamünde schon lange weg, und hatte sich über Magdala wieder an die Hauptarmee herangezogen, es rückte auch im Lager von Cappellendorf wieder in die Linie. Die Stellung des Taunzienschen Corps, der Sachsen, und die des Lagers bey Cappellendorf sind in ihrer Fronte unangreifbar, außer in der Gegend von Kötschau, hier hin hofte vermuthlich der Fürst den Feind zu locken, deßwegen überließ er den Jenaischen Forst der feindlichen Willkühr, und gab ihm freyen Spielraum über Schwabhausen gegen Kötschau oder über Hammerstedt vorzurücken; gescha dieses, so stand das Rüchelsche Corps denen Franzosen in der Flanque.

Ob der Fürst recht gehabt habe diesen Gedanken zu fassen, und ob er hoffen konnte, daß der Feind seine Streitkräfte dergestallt theilen würde, daß er gegen Schwabhausen und Hammerstedt mit einer Armee vorginge, wärend daß er seine andern Truppen durch das Altenburgische nach Sachsen schickte, diese Frage läßt sich durch folgende Anmerckungen auflösen: War es wohl von einem so großen Feldherrn, wie Napoléon ist, zu erwarten, daß er auf zweyen sehr entfernten Punckten zugleich schlagen würde, ohne eine sichere Communication zwischen seinen Heeren zu behalten? Diese Verbindung konnte er aber nicht anderst als durch ein Corps erhalten, das er am rechten Saalufer unthätig muste stehn lassen; wurde Marschall Davoust, der mit dem äusersten rechten Flügel der Franzosen über Naumburg kam, geschlagen, so wäre die Armee, welche zwischen der Hohenlohischen Armee und dem Rüchelschen Corps sich gewagt hätte, der Gefahr ausgesezt gewesen, abgeschnitten zu werden, oder eine retraite durch das enge Saalthal machen zu müssen, die mit grossen Beschwerlichkeiten verknüpft gewesen wäre: Es war wahrscheinlich, daß,

da der rechte Flügel des Feindes schon am 12. bey Naumburg sich zeigte, und das wuste mann in den Preusischen Hauptquartieren, Napoléon dorten hin nachfolgen, und den Kriegsschauplatz ins Churfürstenthum Sachsen bringen würde, um durch die schnelle Berennung Dreßdens, die Sächsische Armee von der Preusischen abtrünnig zu machen. Einen an Zahl weit überlegenen Feind gänzlich in eine plaine zu lassen, wo er alle seine Streitkräfte brauchen, wo er manoeuvriren kan, wie er will, und zwar mit Truppen, die rasch und mit Intelligenz zu manoeuvriren verstehn, dieses gehört wohl auch zu solchen Maasregeln, die nicht anzurathen waren: die Preusische Cavallerie konnte besser wie die Französiche seyn, aber die Cavallerie alleine gewinnt doch nicht die Schlachten, diese Waffe ist doch nicht dergestallt unfehlbar, daß mann im Vertrauen auf ihre Vortreflichkeit alle Vortheile aufgeben dürfe, welche uns das terrain darbiethet. Eine Armee, welche um ein beträchtliches an Zahl der Streiter geringer ist, wie die ihres Gegners, kan nur dadurch die Überzähligkeit des Feindes aufwiegen, wenn sie ihn in einem terrain zu schlagen nöthiget, wo er auf einzelnen Punckten, die wir mit minderer Kraft vertheidigen können, deren mehr gebraucht, um sie anzugreifen. Dieses wäre der Fall gewesen, wenn der Fürst die Gebürge am lincken Saalufer und auf dem Jenaischen Forst ordentlich besezt hätte: Napoléon würde alsdenn vermuthlich sich auf das rechte Saalufer beschrenckt haben; der Fürst würde dadurch die Franzosen in ihrem raschen vordringen aufgehalten haben, ja, er gewann dadurch die Zeit und die Möglichkeit, entweder das Rüchelsche Corps, oder das des Herzogs von Weimar dem Feinde in den Rücken zu schicken; dieser leztere konnte heran kommen, wenn der Fürst vermochte, die entscheidende Schlacht noch 24 Stunden zu vermeiden.

Meiner Meynung nach hätte der Fürst den 13., als der

Herzog von Braunschweig nach Auerstedt marschirte, seine Stellung zwischen Stobra und Sulze nehmen, und durch das Rüchelsche Corps den Jenaischen Forst besetzen lassen sollen, alsdenn wäre er der Armee des Herzogs von Braunschweig auf alle Fälle näher zur Hand gewesen und er konnte alsdenn gewiß wissen, was im Saalthale vorginge; er konnte sicher darauf rechnen, daß er von dieser Seite nicht angegriffen werden würde. Wendete sich der Feind lincks um durch den Reinstedter oder Mauischen Grund die Höhen in der rechten Flanque des Rüchelschen Corps, das auf dem Jenaischen Forste stehn muste, zu gewinnen, so konnte General Lieutenant von Rüchel rechts abmarschiren und den Feind im Thale, er selbst aber auf unersteiglichen Höhen cottagiren, der Fürst, die Hauptposten auf dem Landgrafenberg und biß Dornburg besezt haltend, mit den übrigen nachfolgen. Der Feind wurde dadurch getrennt, wurde gezwungen retrograde Bewegungen zu machen, mann gewann Zeit, und die 15000 fehlenden Streiter unter dem Herzog von Weimar und General Lieutenant von Winning konnten an die Armee des Fürsten sich heranschließen.

Als Kayser Napoléon den 13. nach Jena kam, und von seinen Patroullien den rapport erhielt, daß der Landgrafenberg von den Preussen nicht besezt sey, so begab er sich selbst hinauf. Als er die Stellung seines Feindes sah, so rief er aus: „Le général Prussien, qui commande ici, n'est pas inspiré par le génie du grand Frédériq. Chaque état a son époque brillante, c'est à présent celle de la France: mais elle se perdera aussi, il n'y a rien de durable!"

Er ließ Truppen den Berg hinaufsteigen, und Geschütze herauf bringen; der Feind hinderte ihn nicht. Die Nacht brach ein, die Preussen blieben ruhig, und der Kayser ließ in aller Stille sein gantzes Heer heraufkommen, und so vieles Geschütz, als die Zeit und die großen Schwierigkei=

ten des terrains es erlaubten; gewiß hat er weit weniger Canonen am andern Tage zu seinem Gebrauche gehabt, als wie ihm die Preussen deren entgegenstellten.

Die Preussen hörten die Nacht hindurch fahren, in den Felsen arbeiten, sie sahen nicht durch Patroullien zu, was bey ihren Vorposten sich begebe; ein Bauer kam zum Obersten von Erichson, Brigadier der beym Tauenzienschen Corps befindlichen Füselier Battallions, und brachte ihm die Nachricht, daß Kayser Napoléon auf dem Landgrafenberg bivaquirte. Der Oberste ließ es dem General Major Grafen Taunzien melden; der General wurde nicht gefunden; es erfolgte nichts von Seiten der Preussen.

Als Napoléon den Marschall Davoust Tages vorher abfertigte, um die Preussen über Naumburg und Kösen zu tourniren, so stellte der Marschall das gefährliche dieser Unternehmung vor, der Kayser erwiederte: „Ne comtez-Vous donc en rien sur la bêtise de nos ennemis?"

Ein Officier des Kayserlich französischen General Staabes der Oberstlieutenant Gründler, der den Kayser auf den Landgrafenberg begleitet hatte, erzählte mir, daß als er sich oben befunden hätte, er, Oberstlieutenant Gründler sich über die gefährliche Lage erschrocken hätte, in die der Kayser sich, auch nur bey der ersten Recognoscirung, befunden hätte; denn er sahe wohl ein, daß wenn in diesem Augenblick ein Trupp Husaren auf sie loß gekommen wäre, es für sie eine halsbrechende Arbeit gewesen sein würde, schnell den Berg wieder herunterzukommen. Gründler konnte es nicht begreifen, was der Kayser oben machen wolle, als er Anstalten treffen ließ, auf dem Berge zu übernachten. Da mehr Truppen herankamen, so vermuthete er endlich, daß Napoléon den anderen Tag eine große Recognoscirung machen wolle, und zitterte für dieses Unternehmen; außer sich für Besorgniß wäre er aber gewesen,

sagte Gründler, als er am Morgen des 14. die gantze Französische Armee zwischen dem Landgrafenberge, dem Closewitzer Holze und dem Zwätzener Jägerhause, beysammen in dichten Massen gedrängt gesehn hätte. Würde der Fürst Hohenlohe mit seiner ganzen Armee in diesem Augenblicke bey Anbruch des Tages angegriffen haben, so wäre, meynt Gründler, kein Gebein von den Franzosen davongekommen.

Ein dicker Nebel herrschte an dem Morgen des 14. October. Der Kayser ließ Cospeda, das dazu gehörige Holz und den Isserstedter Forst durch tirallieurs von ein paar Feldstücken begleitet angreifen, die Preussen erwiederten das Feuer. Die Franzosen standen so dichte aufeinander, daß eine Preussische Canonen Kugel in einem Französischen Battallione 42 Mennschen nieder riß. Es wurde aufs ungewisse geschossen, weil mann sich wegen des dichten Nebels einander nicht sehn konnte. Unter der protection dieser attaque wurden vom Feinde die Dörfer Lützerode und Closewitz forcirt, und die Französische Armee deplazirte. Der Fürst von Hohenlohe muß dergestallt überzeugt gewesen seyn, daß er nichts von der Seite des Saalthales in seiner lincken Flanque zu befürchten habe, daß er auf dieses Geschieße gar nicht achtete. Er hatte auch nicht Unrecht in dieser Sicherheit zu leben, da er glauben muste, daß der Graf Taunzien ein so leichte zu vertheidigendes terrain gehörig besezt haben, und gewiß wissen würde, was in Jena und im Saalthale vorging: fast ohnmöglich war es, daß der Fürst auch nur den Gedancken fassen konnte, daß Napoléon es wagen würde, sich zwischen der Preusischen Armee und den steilsten Felswänden auf einem Plattau von 1/4 Quadrat Meile mit der seinigen, die gewiß 80 000 Mann starck war, zu setzen, und dorten der Gefahr zu trotzen, Kopf über, Kopf unter, in die précipicen,

die im Rücken und den Flanquen der Französischen Armee waren, herabgestürzt zu werden.

Gewiß, kein Feldherr außer Napoléon würde ein solches Wagestück begonnen haben. Aber der Kayser traute auf den hellen Glücksstern, der immer über ihm leuchtet, und schätzte seinen Feind gering. Da er schon am 13. Abends mit ziemlich vielen Truppen den Berg erstiegen hatte, ohne daran gehindert zu werden, und dadurch der Stellung des Fürsten schon im Rücken war, so sahe er ein, daß sein Feind diesen Fall für ohnmöglich gehalten habe, und daß er nur auf gewöhnliche Ereignisse vorbereitet sey; er sahe, daß der Kriegsdienst bey den Preussen schlaf betrieben werde, und daß die feindlichen Generäle unthätig sich begnügten. Auf dieses hin faßte der Kayser den Entschluß, etwas ganz ungewöhnliches zu unternehmen.

Der Fürst, noch immer glaubend, daß das Schießen beym Taunzienschen Corps bloß ein lebhaftes Vorpostengefechte höchstens zum Grund hätte, erzürnte sich sehr, als er in sein Lager ritt, dorten die Grawertsche division zu finden, die der General Lieutenant Grawert schon lincks zur Unterstützung des Grafen Taunzien abmarschiren ließ; mit Mühe konnte Grawert es dem Fürsten beweisen, daß die Französische Hauptarmee das Taunziensche Corps angreife. Endlich entschloß sich der Fürst, seine Armee lincks abmarschiren zu lassen. Hinter Vierzehnheiligen begegnete er dem Taunzienschen Corps, das in vollem Rückzuge war. Er ließ die Armee aufmarschiren, griff den Feind an, und trieb ihn wieder aus Vierzehnheiligen heraus. Aber da war der Augenblick schon verstrichen, wo er mit der Hofnung eines gewissen Sieges nach der Vernichtung des Feindes trachten konnte. Der rechte Flügel der Französischen Armee hatte Zeit gehabt sich zu deplaziren; dieser überflügelte den Hohenlohischen

lincken, und trieb auf diese Weise die Armee biß an ihr Lager zurück. Die Truppen des Fürsten wurden zersprengt und sezten sich nirgends wieder.

Im Vorgehn gegen Vierzehnheiligen, wo der Feind zu weichen schien, schickte der Fürst an den General Lieutenant von Rüchel, der mit seinem Corps am Webicht, also eine starcke Meile vom Kampfplatze campirte, und „ließ ihn einladen, mit seinem Corps herbey zu eilen, um am Siege theil zu nehmen!“ Rüchel brach sogleich auf, und um schneller heranzukommen, so ließ er seine 12 pfünder Batterien zurück, und nahm bloß die Battallions, Canonen und reitende Artillerie mit; er folgte der Jenaischen Chaußée; als er über Umpferstedt hinaufkam, so begegnete ihm schon die déroute der Hohenlohischen Armee. Der Oberste von Massenbach, General Quartier Meister des Fürsten, kam dem General Lieutenant von Rüchel entgegen, und ersuchte ihn, sich auf die Höhen zwischen Francken-dorf und Wiegendorf zu postiren, um die Truppen des Fürsten aufzunehmen und die retraite zu decken, zugleich avertirte er ihn, daß er für seinen lincken Flügel besorgt seyn möchte, weil der Feind schon durch Appolda in dem Sulzbacher Grunde heran käme. Der General Rüchel war aber so hitzig, daß er nichts anderst rief als: „Wo ist der Feind?“ und zugleich „Lincke Schulter vor!“ commandirte. Seine Truppen kamen athemlos heran, er ließ sie in Echillons von drey Battallions jedes formiren, und auf diese Weise stürzte er sich in den Cap-pellendorfer Grund hinein, und zwar da, wo die Ränder deßelben am steilsten waren. Jenseits versuchte er den Sper-lingsberg zu ersteigen; der Feind hatte ihn aber schon inne, und beschoß dergestallt die herauf klimmenden Echillons, mit Cartätschen, daß sie schnell aufgerieben und zersprengt wurden. Das Rüchelsche Corps lief ebenfalls auseinander;

von dem Augenblick seines Angriffs biß zu dem seiner Auflösung verstrichen kaum 30 Minuten. General Lieutenant von Rüchel wurde mit einer 2 1/2 löthigen Cartätschen Kugel in den Bauch unter der lezten kurzen Rippe der lincken Seite geschossen; die Kugel beschädigte ihn zwar sehr und verursachte ihm einen starcken Blutverlust, die Kugel fiel aber gleich wieder aus der Wunde, und der General ist hinterdrein völlig wieder her gestellt worden. Der Fürst selbst bekam bey Vierzehnheiligen einen Prallschuß am [?] Arm, der aber keine üblen Folgen hatte.

Bey den Sächsischen Truppen erreignete sich etwas ganz besonderes wärend der Schlacht. Der Fürst hatte sie an die Schnecke, den lincken Flügel gegen Isserstedt und den rechten an das Kötschauer Wirthshaus postirt, die Fronte gegen die Jenaische Chaußée; dorten blieben sie dergestallt festen Fußes stehn, daß, als der Fürst schon völlig geschlagen war, der Sächsische General von Zeschwitz sich erst entschließen konnte, seine Fronte zu verändern; natürlicherweise kamen ihm dadurch die Franzosen gänzlich im Rücken; und er hatte kaum noch Zeit ein paar Quarrées zu formiren, mit denen er biß Kötschau und Hohlstedt retirirte; in den dortigen défilées aber formten sich diese Quarrées zu Klumpen um, und theilten hinterdrein das Schicksal der gantzen Hohenlohischen Armee.

II

Bemerckungen und Anecdoten, die Vorfälle vom [4.] October biß [10.] November [1806] im allgemeinen betreffend

Da fast alle Rapporte, Nachrichten, Correspondenzen, Spionagen durch die Hände des Schreibers dieser Aufsätze gegangen sind, so kan er mit Wahrheit versichern, daß es weder dem Könige noch dem Herzoge von Braunschweig an Hilfs Mittel gefehlt hat, das zusammenziehn, die Stärcke, und die wahrscheinlichen Plane der Französischen Armee beurtheilen zu können. Mann wurde schnell unterrichtet, daß Kayser Napoléon in Franckfurth a/M angekommen, und nur weitergereiset sey, um sich nach Würtzburg zu begeben, daß die Armee im gewissen 150000 Mann starck sey, und daß sie sich zwischen Schweinfurth, Bamberg und der böhmischen Grentze concentrirt halte. Daß bey Franckfurt a/M keine Armee sey, wuste mann gewiß, ein unbedeutendes Corps abgerechnet, welches sich in jener Gegend einfand; bestimmt und schleunig erfuhr mann, daß die Franzosen alle ihre Truppen, welche in Francken am lincken Ufer der Fränckischen Saale und in dem Streu Grunde cantonnirten, an sich auf das rechte Ufer gezogen hatten; es war also offenbahr, daß die Franzosen, wenn sie angriffsweise gehn wolten, die Gegend zwischen Böhmen und dem rechten Saalufer dazu wählen würden, weil sie dadurch ihre beyden Flancken gedeckt hatten, auf Operationslinien vorwärts wircken konnten, denen nichts entgegen stand, und ihnen der Weg nach Dreßden derge-

stallt offen war, daß sie diese Stadt ehr erreichen konnten, als wie irgend eine Hülfe von unserer Seite, nehmlich von der Saale her. Bedroheten sie Dreßden, so konnte mann befürchten, daß Sachsen für unsere Allianz zittern würde; ohnedieß hatten schon die Chursächsischen Truppen wenige Tage vor der Schlacht keine rechte Lust, mit den Preussen gemeinschaftliche Sache zu machen, weil sie von diesen aufs äuserste schlecht verpflegt und durch verschiedene unnütze Märsche ermüdet und verdrießlich gemacht waren worden. Daß der Kayser offensif agiren würde, wenn es wircklich zum Kriege käme, war von seinem Characker, von seinem genie, von der Lage, in der er sich befand, und von seiner gewohnten Handlungsweise zu erwarten. Der Herzog von Braunschweig versicherte mir zu wiederholten Mahlen in Naumburg, daß er den Krieg für unvermeidlich halte, indem es ihm ohnmöglich scheine, daß Napoléon der Foderung, „seine Armeen aus Deutschland heraus zu ziehen", nachgeben werde oder könne. Daß der König Hofnung gehabt hat, es werde nicht zum Kriege kommen, scheint aus dem Umstande hervor zu leuchten, daß er immer in Charlottenburg blieb und zauderte sich zu seiner Armee zu begeben, wärend diese biß auf wenige fehlende Regimenter bey Naumburg den [20.] September versamlet war; der Fürst von Hohenlohe hatte an diesem Tage schon sein Hauptquartier zu [Chemnitz?] im Erzgebürge. Der König kam nun endlich den [23.] September in Naumburg an, verweilte aber daselbst biß zum 4. October wo er sein Hauptquartier nach Erfurth verlegte und die Truppen folgen ließ. In Naumburg, wo er den Marquis Lucchesini zum erstenmahle sprach, seit dieser Minister Paris verlassen hatte, überzeugte er sich durch deßen Rapporte, daß der Krieg ohnvermeidlich sey, demohngeachtet aber versäumte er die kostbahrste Zeit, und sie wurde mit Zänckereyen über den

Operationsplan, mit Unentschloßenheiten, mit kleinlichen Eintheilungen der Divisionen verlohren. Conferenzen, die Tage und Nächte dauerten, ließen eine 24 Stunden nach den andern mit grübeln, disputiren und zweifeln vergehn, die Handlungen unterblieben.

Mann sagt, der Marquis Lucchesini habe behauptet, er wisse gewiß, daß Napoléon nicht angreifen, sondern die Preussen in seiner Stellung in Francken erwarten werde, da er nicht den Nahmen haben wolle, als wenn er den Krieg anfinge: Vieleicht hat diese Meinung zu dem Glauben beygetragen, daß mann nicht mit dem Angriff zu eilen brauche.

Vom 4. biß zum 8. October verstrichen, abermahls unnütz, kostbahre Tage in Erfurth. Der Herzog von Braunschweig wolte sich, zufolge seines mißtrauischen, zweifelvollen Characters nicht überzeugen, daß die Rapporte über die Stellung der französischen Armee richtig wären; es wurden Officiers vom General Staabe und Adjudanten jenseits des Thüringer Waldgebürges geschickt, um zu recognosciren, der Herzog faßete sogar einmahl die Idee mit der ganzen Armee über das Gebürge zu gehn, um eine Hauptrecognoscirung zu machen. Der König selbst fand aber diesen Vorschlag so unstatthaft, daß er ihn gäntzlich verwarf, und es blieb bey einzelnen Recognoscirungen. Wärend diesem Schwancken, zwischen Meinungen, Ideen, Ausführung und Entschloßenheit, fiel es dem Herzog überein, die avantgarde seiner Armee über das Thüringer Waldgebürge zu detachiren; der Auftrag war, dem Feinde jalousie auf Würtzburg zu geben: Der Herzog von Braunschweig schien diesen Platz für den Ansatz oder Anhaltungspunckt der Französischen Armee zu würdern, vieleicht bezweckte er, indem er diese Operation befahl, die große Recognoscirung im kleinen zu machen, die der König mit der gantzen Armee auszuführen ihm verbothen hatte.

Die Idee, welche diesem Unternehmen zur Richtschnur gegeben wurde, war fehlerhaft, denn bey der Art, wie mann denen Franzosen den Krieg schon seit mehreren Jahren hatte führen sehn, ist der Besitz einer Festung in ihrem Rücken keine absolute Nothwendigkeit für ihre Operationen. Sie sind gewohnt ohne rückliegende Magazine vorwärts zu gehen, die des Feindes zu nehmen und alsdenn erst durch Anlegung neuer Vorräthe die Verlängerung ihrer Operationslienien zu sichern. Die Einnahme des Castells bey Würtzburg gehörte nicht unter die Zufälligkeiten, auf die mann rechnen konnte; es ist zu starck befestigt und zu gut gelegen, um daß ein bloßer coup de main hinlänglich gewesen wäre, es weg zu nehmen. Der Großherzog von Würtzburg selbst war viel zu sehr in der Gewalt der Franzosen und zu furchtsam in seiner Lage, als daß mann von ihm hätte hoffen können, er werde das Castell gutwillig hergeben. Solte sich der Herzog von W[eimar] entschloßen haben, seine Lienien Infanterie biß Würtzburg zu führen, so hätte er diese der grösten Gefahr ausgesetzt, denn er konnte leicht beurtheilen, da er die Stärcke der Französischen Armee kannte, daß sie bey ihrer Überzahl über die Preusische leichte etliche Tausendmann zu detachiren vermogte, die sie bey denen bevorstehenden Battaillen überflüßig hatte, und womit sie ihn mit einem Corps zwischen sich und Würtzburg einpressen konnte. Alsdenn muste er sich gefangen geben, oder sich durchschlagen: gelang auch lezteres, so wäre er doch mit großem Verlust, und immer zu spät zur Hauptarmee wieder zurücke gekommen. Beßer wäre es gewesen, entweder seine Lienien Infanterie in Tambach und Gegend zu laßen, oder diese auf den Kahlert zu dirigiren, wärend daß die leichten Truppen über Hildburghausen und Coburg gestreift hätten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß bey der Nachläßigkeit, die bey den Märschen der Französischen Armee vor-

waltet, mann große Schläge in und hinter Coburg hätte machen können, denn, wären diese leichten Truppen die Nacht vom 9. auf den 10. October nach Coburg gekommen, so wie dieses erst in der Nacht vom 10. auf den 11. erfolgte, so hätten die Franzosen daselbst einen artillerie train von 30 Canonen verlohren, der in der Stadt ohne sonderliche Bedeckung übernachtete.

Gesetzt auch, mann hätte das Würtzburger Castell erobert; was hätte es geholfen? Das ganze Corps muste drinnen bleiben, es eine Weile vertheidigen, und alsdenn sich, wie die Garnison von der Plaßenburg nach einer mehr oder minder langen bloquade ergeben. Denn zurücke zur Haupt Armee zu kehren, wäre alsdenn nicht mehr möglich gewesen. Und hätte wohl der Verlust dieses Castells den Französischen Kayser in seinen Operationen gegen Sachsen aufgehalten?

Der Herzog von W[eimar] begnügte sich an dem mittäglichen Fuße des Thüringer Waldgebürges mit seiner Lienien Infanterie weg zu ziehn, damit er immer im Stande war, sich durch irgend eine paßage nach dem mitternächtlichen Theil des Gebürges zu ziehn, wenn er entweder gedrängt würde oder wenn er, was zufolge des unschlüßigen, umsichtigen Characters des Herzogs von Braunschweig am leichtesten zu vermuthen war, die ordre bekam, schnell zurücke zu kommen. Die leichten Truppen streiften indeß in Francken herum, machten viele Beute, nahmen die Vestung Königshofen ein, die mit etlichen hundert Würtzburger Invaliden besezt war — sie hatten aber keine artillerie und kein geladen Gewehr; der Coup war brillant, aber er erschreckte die Franzosen nicht, sie ließen sich deßwegen im Vordringen nicht aufhalten. Hätte die Expedition länger dauren und mit mehrern Nachdruck verfolgt werden können, alsdenn hätte der Feind mehrere Aufmercksamkeit darauf

vieleicht verwand, so aber ging sie zu schnell, so balde muste mann sie aufgeben; ehe der Feind den Effeckt davon spührte, waren wir schon über die Berge zurück. Diese tadelswerthe Operation veranlaßte eine andere, die noch weniger zu entschuldigen war: nehmlich um den Rücken des Corps zu decken, welches der Herzog von W[eimar] nach Francken führte, wurde der General Major von Pletz aus dem Eisenachischen mit 10 Esquadrons Husaren, 2 Füsilier Battallions und ½ reitenden Batterie ins Fuldische und über das Rhöngebürge detachirt, wo laut allen eingelaufenen, sicheren Nachrichten kein Feind befindlich war, und wo auch natürlicherweise keiner gefunden wurde.

Um dieses Pletzische detachement aber wieder gegen einen imaginirten Feind zu sichern, wurde der General Lieutenant von Winning mit 2 Battallions des Infanterie Regiments von Tschammer und einer halben 12pfündigen Batterie in Eisenach zurücke gelaßen. Dieses schwerfällige beginnen eines Unternehmens, das mit der grösten Leichtigkeit und Schnelligkeit hätte ausgeführt werden müssen, schwächte die Hauptarmee am Schlachttage, dem 14. October, um 10 Batallions Lienien Infanterie, 3 Füselier Battallions, 8 Compagnies Jäger, 5 Esquadrons Dragoner, 20 dergl. Husaren, eine halbe 12pfündige, eine 6pfündige Fuß, und 1½ reitende Batterien — ein fehlendes also von wenigstens

8000 Mann Lienien Infanterie Kerntruppen
3000 Mann leichter Infanterie
4500 Cavalleristen

15500 Combattanten und
50 Canonen nebst Haubitzen.

Der Herzog von Braunschweig hatte mir zu wiederholten Mahlen theils in Halle, theils in Naumburg gesagt, daß der Hauptgrundsatz in diesem Kriege immer der sein

müße, „sich en maße, nehmlich mit den zahlreichsten, auf einem Punckt versamleten Streitkräften zu schlagen", und sich für alle einzelne Gefechte zu hüthen; in der ordre, die er mir nach Kloster Vesra schickte, wo er so dringend als möglich — das waren die Ausdrücke seines Briefes — anbefahl, schnell auf die mitternächtliche Seite des Thüringer Waldgebürges wieder zurücke zu kommen, wiederhohlte er diesen Grundsatz nahmentlich; dem ohngeachtet hatte er aber doch die Verzettelung eines so beträchtlichen Truppen Corps veranstaltet!

Dieses beweist augenscheinlich, daß er nicht glaubte, angegriffen zu werden.

War in diesem Augenblicke noch eine stille Hofnung im Herzen des Herzogs von Braunschweig, daß der Krieg doch noch durch Negotiationen könne abgewendet werden? War er überzeugt, daß er noch Zeit übrig habe, um den Angrifsplan auszuführen? So eine geheime Ursache muß vorhanden gewesen sein, die ihn verführte, gegen alle Regeln der Kriegskunst zu handeln. Mir ist sie ein Räthsel geblieben, denn der Herzog von Braunschweig war zu schwach, als ich ihn in Braunschweig den 20. und 21. October sprach, um ihn über einen so wichtigen Gegenstand fragen zu können, hinterdrein starb er an der empfangenen Wunde den [10.] November in Ottensen bey Altona; ich sahe ihn nicht wieder.

Seine ordre, nach welcher ich das Thüringer Waldgebürge repaßiren solte, empfing ich in der Nacht, spät, im Kloster Vesra. Die selbe Nacht konnte das Corps nicht aufbrechen, weil die leichten Truppen nicht mehr avertirt werden konnten der Infanterie zu folgen, sie waren aßignirt, den andern Tag bey Hildburghausen sich zu versamlen, näher konnte mann sie bey ihrer großen Ausdehnung nicht in der Geschwindigkeit zusammenbringen. Wären wir auch

gleich nach erhaltener ordre aufgebrochen, so konnte doch das Corps nicht vor dem 13. morgens in Illmenau eintreffen, weil die Gebürgswege für das Geschütz äuserst beschwerlich und die Pferde deßelben schlecht, auch wegen mangelnden Hinterbeschlägen, meistens lahm waren. In der unwirthsamen Gegend des Thüringer Waldgebürges sind die Lebensmittel knap und ohne einige Voranstallt gar nicht zu haben. Wie fatiguirt und ausgehungert würden die Truppen den 13. in Illmenau angekommen seyn? Und was hätte mann alsdenn mit ihnen machen sollen? 8 Stunden Ruhe war das wenigste, was sie bedurften. Wohin solte ich sie dann führen? Keine ordre, keine Nachricht von der Haupt Armee war vorhanden; führte ich sie nach Weimar, als den Punckt, den ich als den wichtigsten zu seyn erachten konnte, so muste ich die ganze Nacht vom 13. auf den 14. marschiren und wäre gewiß nicht, wegen der Schwierigkeit das Geschütze fortzubringen, vor Nachmittags den 14. daselbst angekommen. Die Husaren und die leichte Infanterie hätte gar nicht mit der Lienien Infanterie folgen können; was hätten die ermüdeten Truppen ausgerichtet? Sie konnten höchstens eintreffen, wenn das Rüchelsche Corps und die Hohenlohische Armee schon auf der Flucht war. Es scheint, daß das Schicksal dieses Corps behüten wolte, an der Schande der Armee theil nehmen zu müßen.

Der König und der Herzog von Braunschweig hatten also einen schrecklichen Fehler gemacht, indem sie die Armee um 15000 Mann unnützerweise schwächten, und diesem Corps nicht nachfolgten! Aber noch weit schrecklicher waren die Versehn, die sie sich hinterdrein zu schulden kommen ließen: Sie verfolgten den Weg ihrer avantgarde nicht nur nicht, sondern zauderten noch dem Feind auf den Hals zu gehn, den die Preusische avantgarde in seinem Rücken erschrecken sollte. Marschall L'Asne ging vom 8. bis 9. Oc-

tober über das Thüringer Waldgebürge auf der Straße, die von Coburg über Judenbach, Gräfenthal nach Saalfeld führt mit 30—40000 Mann, schlug den 10. das Corps des Prinzen Ludwig von Preußen, daß sehr unvorsichtigerweise am Fuße des Gebürges versuchte, die debouchirenden, übermächtigen Franzosen bergauf zu attaquiren. L'Asne bekümmerte sich nicht um den Lärm in Francken, der hinter ihm gemacht wurde, er sprengte das Corps des Prinzen in die Saale. Der Prinz verlohr dabey sein Leben durch mehrere Säbelhiebe in den Hinterkopf und durch einen Degenstich in die Brust; sein Leichnam wurde nackend in dem Schloßhofe in Saalfeld auf die Erde gelegt, dann durch Französische Husaren in die Schloß Capelle getragen. Die Koburger Herschaft wohnte dieser traurigen Scène am Fenster bey.

Der König und der Herzog von Braunschweig begaben sich den 10. nach Blanckenhayn, die Truppen folgten nach, um ein Lager auf den Hochdörfer Höhen zu beziehen, unterweges bekamen sie aber contreordre, und bezogen überfüllte Cantonirungen an der Ilm und in denen Gebürgsortschaften. Bey vielen Regimentern fehlte Brod und Fourage seit länger schon als 24 Stunden. Mehrere Regimenter wurden auf ein Dorf oder Städtchen zum Fouragiren asignirt, in welchen sie in der Dunckelheit der frühen Abende ankamen, und die sie den andern Tag in der Dunckelheit des Morgens wieder verlassen solten. Viele bivaquirten, um dem Verdruß des Hin und Hermarschirens und des verwornen einquartirens zu entgehn. Zwischen dem Hauptquartier in Blanckenhayn und dem Feinde, einer Distanz von ungefehr 1 ½ Meilen war keine Bedeckung befindlich als wie das Dragoner Regiment v. Irrwing. Der Feind bemerckte diesen Umstand nicht, und er hatte weiter keine üble Folgen.

Den 11. bezog der König und der Herzog von Braunschweig das Hauptquartier in Weimar. Der König und die Königinn wohnten im Helldorfischen, der Herzog im Fürstenhause. Die Armee bezog ein Lager am Webicht. Der Marsch dieser Armee nach den Hochdörfer Höhen zeigt, daß von diesem Momente an der Plan die offensive nach Francken zu leiten, vor der Hand aufgegeben war. Mann wollte sich nunmehr dem Feinde, der längst der Saale auf beyden Ufern heranrückte, näheren; der Gedancke war gut und hätte gute Folgen haben können, wenn er ausgeführt wurde. Denn aus dieser Position konnte mann sich hinwenden, wohin mann wolte: es war vorauszusetzen, daß der Prinz Ludwig mit seinem Corps von Stadt-Ilm aus, wo er sein Quartier hatte, sich hinter die Schwarza begeben würde, um dorten den Marschall L'Asne, der auf Saalfeld loßging, zu erwarten, geschah dieses, und die Armee des Herzogs war bey Blankenhayn angekommen, alsdenn konnte dieser den Prinzen Ludwig unterstützen, oder ihn aufnehmen, wenn er geschlagen würde. Die Truppen hätten freylich in der Nacht aufbrechen müssen, um bey Zeiten den 10. Vormittags bey Hochdorf anzukommen; gesezt auch, sie wären später angelangt, und zwar nach der défection des Louis'schen Corps, so standen sie doch alsdenn dorten à portée, durch ihre leichten Truppen den Marsch des L'Aneschen Corps nach der Action zu beobachten, und den Theil deßelben zu harzeliren, der denselben 10. noch von Schwarza über Rudolstadt bis Uhlstedt vordrang. Da es sich den 11. zeigte, daß L'Asne sein Corps gegen Pösneck führte, so konnte alsdenn die Armee des Herzogs indeß nach den Höhen von Keßel marschiren, wo es mit dem Grawertschen Corps in Verbindung kam. Vielleicht wäre es alsdenn räthlich gewesen, biß auf die Höhen von Reinstadt und Altenberge zu rücken, um die Saale zu observiren; schwerlich hätte als-

denn der Feind über Kahle debouchiren können, wie dieses den 13. wircklich geschen ist, vieleicht hätten wir die Saale bey Uhlstedt und Naschhausen passiren und den Feind auf den Marsch attaquiren können. Der Fürst von Hohenlohe hätte sich dadurch im Stande gesezt gefunden, auf Roda loß zu gehn, und die Armee des Herzogs in seinen Unternehmungen zu unterstützen. Wählte auch der Herzog diesen Plan nicht, und wolte er bloß sich auf das lincke Saaleufer beschräncken, so wäre die Stellung auf leztgenannten Höhen vortreflich gewesen. Die Franzosen musten sich alsdenn platterdings [mit] dem Besitz des rechten Saale Ufers begnügen, und der Plan, den lincken Flügel der Preusischen zu tourniren, indem sie den König von seinen Erbstaaten und von Sachsen abschnitten, hätte alsdenn dem Feinde können theuer zu stehen kommen. Wie leicht wäre es gewesen, wenn diese Idee wäre gewählt worden, den Herzog von Weimar über Blanckenburg heran zu ziehen, und ihn alsdenn aufs neue dem Feinde in den Rücken zu detachiren. Hätten die Franzosen ihren Marsch nach ihrer rechten Flanque fortgesezt, und hätten sie versucht, die Saale bey Naumburg und Kamburg zu passiren, so durfte nur ein Corps den Jenaischen Forst, und den Galgenberg bey Jena festhalten, um die paßage des Jenaischen défilées zu decken, die steinerne Brücke in der Stadt muste gesprengt werden, und die Hauptarmee konnte alsdenn über Magdala die Höhen von Schwabhausen erreichen, und dem Feind mit vereinten Kräften entgegengehn, um ihm battaille zu liefern.

Wolte sie aber diese noch vermeiden, so blieb ihr jeder Weg offen, um sich der Unstrut zu näheren. Wenigstens würde sie immer vereint gewesen seyn und sich nicht der Gefahr preysgegeben haben, en detail geschlagen zu werden, wie dieses am 14. October geschen ist. Hätte, wie ich es hier vorschlage, der Herzog seine Armee

den 10. bey Hochdorf versamlet, wäre
den 11. nach Keßel oder Reinstadt und Altenberge marschirt, wo er
den 12. ja vieleicht
den 13. stehen bleiben konnte, so muste Napoléon, der
den 13. nach Jena kam und
den 14. schlug, sich länger auf dem rechten Saalufer verweilen.

Wenn die Saalbrücke bey Jena wäre gesprengt und der Jenaische Forst und der Galgenberg besezt worden, so konnte der Fürst Hohenlohe den 13. die Gegend von Jena verlassen, die Brücken bey Dorndorf und Kamburg muste er ruiniren, mit seiner Armee aber sich auf die Höhen von Hassenhausen setzen, um das Kösener défilée nebst der Brücke daselbst zu decken, und um Meister von denen Übergängen der Unstrut bey Nebra, Bitzenburg und Wendelstein zu bleiben. Der General Leutnant von Rüchel hätte Zeit gehabt, sich biß auf die Romstedter Höhen heran zu ziehn, um zu einer intermédiaire Reserve zu dienen.

Die Muthlosigkeit, Ängstlichkeit, und Ungewißheit in den Entschlüßen scheint in dem Augenblicke, wo die betrübende Nachricht von dem Verluste bey Saalfeld einlief, die Führer dieser Armee gefaßt zu haben, denn nunmehr wurde ihr beginnen schwanckend: die Regimenter bekamen ordres, contre ordres, lauter wiedersprechende Anweisungen. Die Truppen wurden mißmuthig, und viele Regimenter bivaquirten, wo die ordres sie antrafen, um sich nicht den verdrießlichen Nachtmärschen in einer Zeit, wo die Tage kurz sind, und dem ebenso unangenehmen unordentlichen Einquartiren in der Dunckelheit auszusetzen.

Den 11. musten sich die Truppen noch weiter von der Saale entfernen, sie versamleten sich im Lager bey Weimar.

Was sie dorten gesollt haben, ist mir ganz unbegreiflich. In diesem Lager konnten sie weder früh genung von dem unterrichtet werden, was in der Saale vorging, noch dahin würcken. Einen großen Fehler beging der Herzog, daß er den 9. schon ungenuzt vorbey streichen ließ, aber dieser Tag ging wieder mit Conferenzen hin. Da der König und der Herzog schon den 8. abends erfuhren, daß die Franzosen loß geschlagen hatten, so musten sie wenigstens den lincken Flügel der Armee zu einer avantgarde zusammenziehn, und mit dieser gleich den 9. die Hochdörfer Höhen besetzen; alsdenn wäre der rechte Flügel mit einem forcirten Marsch wohl schon den 10. auch daselbst angekommen. So hätte mann vieleicht das Corps des Prinzen Louis unterstützen, retten, oder doch wenigstens die geschlagenen Truppen deßelben aufnehmen können.

Vom 10. October datirt der Eintritt der höchsten Verworrenheit in die Köpfe unserer Anführer, zufolge dieser wurde das Lager bey Weimar bezogen, und diese veranlaßete den unglücklichen Marsch der Armee des Herzogs von Braunschweig nach Auerstedt am 13. Die Nachricht lief am 12. ein, daß die Magazine in Naumburg verlohren wären, und daß sich der Feind der Kösener Brücke näherte. Die Division Schmettau brach den 13. früh auf, kam aber an diesem Tage nicht weiter als biß auf die Höhen von Granstedt, die Armee folgte den Mittag!

Warum brach Schmettau nicht die Nacht vom 12. auf den 13. auf, um das Kösener défilée noch bey Tage zu erreichen? Warum marschierte die Armee nicht den Morgen ab, um das Gebürge von Eckartsberga gewiß besetzen und von diesen höchsten Höhen des dortigen plataux gegen die Thäler operiren zu können? Warum wolte mann sich Naumburg nähern, da mann wuste, daß die Magazine und die paßage dorten verlohren war? Warum ließ mann

nicht lieber den Feind herüber, sezte den General Lieutenant von Rüchel auf den Jenaischen Forst, ein Theil der Hohenlohischen Armee auf den Landgrafenberg, ein Detachement bey Dornburg und conjungirte sich mit den übrigen Hohenlohischen Truppen? Alsdenn konnte der König den Feind, seinen rechten Flügel an Sulze, und den lincken an Kappellendorf gelehnt, erwarten, battaille liefern und ihn in die défiléen zurücke werfen. Wäre der Jenaische Forst, der Landgrafenberg und das Dornburger défilée ordentlich besezt gewesen, so war es denen Franzosen ohnmöglich, das défilée von Jena zu forciren, und Marchal Davoust hätte es wohl schwerlich gewagt, alleine die combinirten Armeen des Herzogs von Braunschweig und des Fürsten Hohenlohe an zu greifen.

Ich habe sagen hören, daß der Marsch von Weimar nach Auerstedt den Endzweck hatte die Paßage von Kösen zu forciren, Naumburg wieder zu nehmen und alsdenn theils bey der nackten Henne, wo die Franzosen die Schiffbrücke genommen hatten, theils aber bey Freyburg, wo der Feind ebenfalls schon die Brücke besezte, über die Unstrut zu gehn; Fürst Hohenlohe solte diesen Marsch decken, Rüchel die arriergarde machen, und dann solten diese nachfolgen.

Welch ein Project! Welche Emanationen der höchsten Verworrenheit! In dem Zustande, worinnen sich die Sachen am 12. befanden, da die Tournirung des lincken Flügels der Preusischen und Sächsischen Armee so sehr auf die Gemüther und Köpfe würckten, wäre es wohl beßer gewesen, mit beyden Armeen und mit dem Rüchelschen Corps die Nacht vom 12. auf den 13. aufzubrechen, und sich schnell hinter die Unstrut zu ziehn; schwache Posten von leichten Truppen durften alsdenn mit Terrainkenntniß, Vernunft und Entschlossenheit, den Jenaischen Forst und den Landgrafenberg besezt halten, um die trouée von Jena zu be-

haupten, dem Feinde die Kenntniß unseres Abmarsches so lange als möglich zu entziehen, und endlich ihn durch eine schnelle retraite auf Erfurth irre zu leiten. Nicht glaublich scheint es mir zu seyn, daß der Feind diese Berge attaquirt haben würde: hätte er dieses gethan und wäre auch etwas von dieser schwachen arriergarde verlohren gegangen, so hätte dieses nicht viel zu sagen gehabt; mann hätte dieses kleine Corps selbst in dem Wahn lassen müssen, daß die Armee nach Erfurth gezogen sey, damit die Gefangenen dem Feinde unsern Marsch nicht endeckten. Den 13. konnte die Armee hinter der Unstrut seyn, und die Höhen des Ziegelröder Forstes besezt halten. Den 14. konnte sie sich hinter Eisleben auf denen Höhen bey Seeburg befinden, den 15. die Bude [Bode] paßiren, und den 16. Magdeburg und die Elbe erreichen. Sachsen freylich wäre alsdenn verlohren gewesen, aber mann befand sich noch in gutem Stand, und konnte den Versuch wagen, es wieder zu gewinnen, da zumahl alsdenn die Würtembergische Reserve, die [17000] Mann starck war, noch zur Armee stieß. Der Herzog von Weimar hätte seinen Marsch über den Harz genommen, und würde gewiß mit geringer Mühe die Elbe irgendwo paßirt haben, um sich mit der Hauptarmee zu verbinden.

Da ich meine Bemerckungen über die specialia der Schlachten bey Auerstedt und Jena besonders niedergeschrieben habe, so werde ich von diesen hier nicht mehr reden, sondern gleich zum Rückzuge der Armee übergehn.

Der Oberste von Maßenbach Generalquartiermeister Lieutenant bey der Armee des Fürsten von Hohenlohe hat mir versichert, daß er mündlich den Befehl denen Truppen gegeben habe, sich nach Ulrichshalben nach der Ilm zu repliiren, dorten, und in der Gegend die Ilm zu paßiren, und die retraite nach Liebstedt zu nehmen. Die Armee wurde

aber dergestallt zersprengt, daß einzelne Regimenter, Battallions, Compagnies und Esquadrons, jedes den Weg einschlug, den es für seine Sicherheit am zweckmäßigsten hielte. Sehr viele sind über die verschiedenen Brücken der Ilm zwischen Ulrichshalben und Weimar paßirt, sehr viele sind durch das Wasser, welches damals seichte war, gewadet. Die versprengten, Flüchtlinge, zu mehreren Tausenden erwehlten die Chaußée nach Weimar zu ihrem Weg, weil diese ihnen einen gebahnten Leitfaden darboth, auf welchem sie des Nachts ohne sich zu verirren fortkommen könnten; Erfurth kannte jedermann, dahin wolte jedermann, um hinter Wall und Graben einige Ruhe, und bey den Magazinen, Lebensmittel zu finden. Um diesen Zweck leichter zu erlangen, warfen sie die Taschen und Flinten weg und liefen ohnaufhaltsam nach Erfurth.

Der Fürst, der bey der totalen Auflösung seiner Armee nicht wo anderst hin konnte, als nur dahin, wo er noch die meiste geschlossene Mannschaft wuste, eilte ebenfalls auf der Chaußée nach dem Webicht; dorten war ein Infanterie Regiment nebst einigem Geschütz und wenig Cavallerie postirt, hier hofte er die Flüchtlinge aufhalten zu können; aber alles war vergebens. Die Felder sind dorten zu weit offen, die Plaine ist groß; die Flucht ging an der Reserve vorbey, die Cavallerie hielt nirgends mehr Stich, und am Ende wendete diese Reserve, — es war das Königl. Preuß. Inf. Reg. [Treuenfels] — nachdem es etliche Salven gegeben und Kanonenschüsse bekommen hatte, auch um und verließ den Fürsten. Dieser Herr wurde von der fliehenden Masse mit fortgerissen. Er eilte durch die Stadt Weimar, und erreichte endlich den Galgenberg an der Erfurther Chaußée, wo er Halt machte und die Flüchtlinge aufs neue zu samlen suchte. Es gelang ihm auch würcklich, etwas wieder zusammenzubringen, und mit diesen trat er noch den Marsch

biß nach Schloß Vippach an, wo er die Nacht ankam; von dorten führte er seine Truppen den 15. nach Greussen.... Den [20.] traf er in Magdeburg ein.

Die vielen Flüchtlinge, welche nach Erfurth, ganz von Müdigkeit und Hunger hingerichtet, kamen, trugen viel zur schnellen Übergabe dieses Platzes bey, weil sie Schrecken und Unordnungen verbreiteten, nicht wieder aus der Stadt herauszubringen waren und die Straßen dergestallt vollstopften, daß an eine ordentliche Einrichtung nicht zu dencken war. Die Stadt Erfurth selbst, obwohl sie Wälle und etwas nasse Gräben hat, ist nicht haltbahr, der Petersberg ist schlecht fortificirt, die Ciriaxburg noch schlechter: indessen hätten diese Forts doch gewiß 14 Tage biß 3 Wochen halten können, da der Feind kein Belagerungsgeschütz mit sich führte, und unter drey Wochen keines heranbringen konnte: die Stadt muste sich gleich ergeben, die Forts hätten sich aber noch ein wenig besinnen können. Sie waren gut verprofiantirt, mit überflüßiger Garnison, Geschütz und Munition versehn, aber sie hätten zu ihrer Erhaltung die Stadt in Brand schießen müssen, wenn die Franzosen diese besezten und von da aus die Forts angriffen. Der Petersberg hatte den großen Fehler von allen Casematten entblößt zu seyn. Die große platte form in der Mitte des Forts ist vom Rothen Berge einzusehn und nicht aus dessen Schußweite, die communication von dieser platte form nach den niedrigern Wercken ist ganz unbedeckt und frey, dergestallt, daß vom Rothen Berge herunter mann jede Ablösung, jedes Canon, auf und absteigen sehn und beschießen kan. Granaden würden vielen Abbruch denen Belagerten gethan haben, da noch keine Anstallt gemacht war, für die Garnison bombenfeste Baraquen von Balcken und Erde zu bauen. Die Ciriaxburg ist ebenfalls nicht viel werth, obgleich beßer gelegen wie der Petersberg. Sie ist eng, hat wenig feste Ge-

wölbe, einen trockenen Graben und keine ordentlichen Bastions; seine wenigen Außwerke sind mehr halboffene Feldschanzen als wie würckliche Fortificationen.

Der König hatte ein Haupt Magazin in Erfurth für die Armee, in Ansehung von Lebensmittel, und von Munition anlegen lassen, in Naumburg war das zweite, minder wie das Erfurthische, und keine Muniton drinnen. Auf der Linie der Magazine cantonirte die Armee. Diese Stellung deutete natürlich wieder auf eine offensive, die auf der perpendiculaire Lienie der Armee vorgenommen werden solte; diese zu erwartende offensive erfolgte aber nicht, mann muste schon 6 Tage nach Eröfnung der Campagne seine Basis verlassen, und die Magazine gingen verlohren.

Der Kayserlich Östreichische General Kray war der Vorgänger in der Kunst seine Magazine dem Feinde recht zur Hand zu legen, als er anno 1799 in Schwaben commandirte und Moreau über den Rhein gehn ließ, ehe er dieses selbst verrichten konnte. Dazumahl schrie die ganze Welt über seine unglaubliche Ungeschicklichkeit, und Bücher sind darüber gedruckt worden. Anno 1806 hatte mann alle diese Schriften gelesen, aber mann that daßelbe und wurde auf dieselbe Art dafür bestraft. Das Schicksal beherrscht die Menschheit durch das einfache Mittel, sie unfähig gemacht zu haben, durch fremde Erfahrung klug zu werden.

Der Fürst von Hohenlohe verweilte [2] Tage in und bey Magdeburg. In seinem in der Hamburger Zeitung No. [181] gedruckten rapport an den König sagt er, daß er habe bey Prenzlow sich gefangen geben müssen, weil er, unter andern Ursachen, auch keine Munition für die Artillerie gehabt hätte. Zwischen Magdeburg und Prenzlow hat er aber kein Gefecht erlebt! Dieses beweist also, daß er von Magdeburg keine Munition mittgenommen hatte; warum dieses nicht geschen ist, bleibt für mich räthselhaft. Er marschirte den .....

In Prenzlow theilen sich die Wege, einer führt nach Stettin, der andere nach Pasewalck; ersteren wolte er nehmen, aber er verfehlte ihn am hellen Tage. Wie dieses zugegangen ist, bleibt ebenfalls räthselhaft. Seine arrier garde bestehend aus Grenadier Batallions [Prinz August ?] und den Curaßier Regiment v. Quitzow schlug sich, Prenzlow im Rücken habend, unter den Befehlen des Prinzen August, jüngsten Sohn des Prinzen Ferdinand vom Hause, sehr tapfer; sie wurde in die Sümpfe gesprengt, und gefangen. Mann sagt, daß die Cavallerie die Infanterie dabey im Stich gelassen habe. Hinter der Stadt ließ der Fürst seine Armee aufmarschiren: die Franzosen foderten ihn auf sich zu ergeben, und — er capitulirte. Abermals in seinem in der Hamburger Zeitung gedruckten rapport No. [181] sagt der Fürst, daß seine Truppen in [?] Tagen kein Brod, und die Cavallerie keine Fourage gehabt hätte; aber er kam von Magdeburg, von wo aus er [2] Tage Brod mitnehmen konnte, und er war nur [8] Tage biß Prenzlow unterweges: die Armee cantonirte beständig, und stand in lauter Dörfern, Edelhöfen und Städten, die dem König zugehörten, wo noch kein Feind gewesen war. Wenn nur jedes Cavallerie Regiment in seinen Orten, wo sie nur eine Nacht jedesmahl cantonirten, 100 Scheffel Körner aller Art, und eine Batterie deren 25 fand, so war an keinen Fouragemangel für die Pferde zu dencken; Mundportionen finden die Soldaten in einem frischen Lande für eine Mahlzeit überall; mann konnte immer 24 Stunden vorausschicken, um die Quartiere ansagen zu lassen. Wie war es da möglich, daß Menschen und Pferde dergestallt gehungert hätten, daß sie sich wegen leeren Magens zu Gefangenen geben musten? Der Intendant der Armee Oberste von Gajonnau war beym Fürsten; begriff denn dieser nicht, wie die Armee zu verpflegen sey?

Zwischen Prenzlow und Stettin ist der Paß von [Löcknitz],

wenn diesen der Fürst besetzen ließ, der Feind hatte ihn noch nicht, so konnte ihn nichts hindern Stettin zu erreichen; er hatte aber den Weg nach dieser Festung verfehlt und befand sich auf dem nach Pasewalck — warum ging er nicht biß dahin fort? Er konnte Anklam erreichen und dorten die Oder paßiren, ohne gehindert zu werden, weil der Feind, als der Fürst capitulirte, noch nicht zwischen ihm und Stettin war, die Oder also unterhalb noch gar nicht vom Feinde berührt worden war. Mann sagt, daß, als der Fürst hinter Prenzlow aufmarschirte, er den Obersten von Maßenbach vom General Stabe zum regnosciren ausgeschickt habe, und daß dieser rapportirte, daß er überall so viele Franzosen angetroffen habe, die hinlänglich wären, um die Armee des Fürsten zu zermalmen!!! —

Der König zog die geschlagene Armee des Herzogs von Braunschweig auf den Höhen von Auerstedt zusammen, wo die Weimarsche Straße in dieses Dorf fällt: kaum war sie beysammen, so ließ er sie lincks in einer Collonne abmarschieren; der Feind verfolgte sie eigentlich nicht, sondern machte nur von Eckartsberga aus Jagd auf die traineurs im Reußdorfer Grunde. Er machte nicht der Armee bekannt, wo er sie hinführen wolte, er ritt auf der Straße nach Weimar voraus! und zwar einen so starcken Schritt, daß die Collonne nicht folgen konnte. Unterweges fragte ihn der General Major von Zastrow, wohin Seine Majestät sich zu begeben gedächten? Nach Weimar, antwortete der König, das ist doch der bekanteste Ort.

Es geht aus diesem Umstande hervor, daß das Unglück des Fürsten von Hohenlohe und des General Lieutenants von Rüchel ihm noch unbekannt war. Es wurde dunckel, und an der Mattstedter Brücke auf der Chaussée sahe mann jenseits der Ilm Wachtfeuer; sie wurden recognos-

cirt und für französische befunden. Der König mit seiner Suite muste umkehren; die Collonne war nicht wieder zu erreichen, sie war zurücke geblieben. Der König, ungeduldig ein sicheres Nachtlager zu finden, kehrte nicht zu seiner Armee zurück, er schlug, von einer schwachen Cavallerie Bedeckung begleitet, die alte Weimarsche Straße ein, am lincken Ilmufer, kam biß Groß Cromsdorf, oder Dennstädt, wo auf ihn geschossen wurde, dann wendete er sich rechts nach dem kleinen Ettersberge, passirte diesen bey Schöndorf und langte endlich den Morgen des 15. in Sömmerda an. Einen Bothen, den er bey sich hatte, verlohr er; ohne diese Hülfe, ohne Laterne oder Fackel ritt er auf gutes Glück fort. Der Mangel an Mondenschein ließ die lange Nacht sehr dunckel werden; dadurch trennte sich sogar die Suite des Königes, manche dazu gehörige kamen von ihm ab, und stießen erst jenseits der Oder wieder zu ihm. Die Armee hielt sich zu ihrem Glücke längst des lincken Ilmufers; in der Dunckelheit zerriß sie, indeßen schlug sich ein jeder nach dem Ettersberge, weil lincker Hand auf den rechten Ilmufer die vielen Wachtfeuer schreckten. Nur der Feldmarschall von Möllendorf zog sich mit etlichen tausend Mann nach Erfurth, alle übrigen Truppen gingen auf verschiedenen Wegen, theils gerade nach Magdeburg durch die goldene Aue, theils über Sondershausen, wo sie zum Fürsten von Hohenlohe stießen. —

Aber wie war es möglich, daß das Preusische Heer, das noch vor wenig Jahren gezeigt hatte, welchen innern Werth es besäße, in einem Tage ganz zersprengt, und so entseelt konnte werden, daß hinterdrein gar nichts wieder damit ausgerichtet wurde?

Diese Frage zu beantworten ist schwer, indeßen wage ich

folgendes doch anzuführen: Friedrich Wilhelm I. erzog es in einer Zeit, wo Rauhheit in Nordteutschland herrschte, in einer vollkomnen Sklaverey; so gebildet brachte es Friedrich II. in die 40er Kriege und in den 7jährigen; er that unmenschliche Dinge damit; das Heer bekam ein unbegrenztes Zutrauen, einen unermeßlichen Stolz auf sich selbst, auf die Mittel, die es zum siegen anwendete, auf diejenigen, mit denen es zum Siege geführt wurde. Seine Sklaverey war seine Religion; Friedrich II. wuste im Frieden seine politischen Verhältniße dergestallt zu leiten, daß er überall gefürchtet, überall hochgeprießen blieb. Er erhielt seinen Staaten den Frieden von 1763 an, biß zu seinen Lebensende; er vergrößerte sein Reich ohne Schwerdtstreich, er trieb seine Vertheidigungsanstalten auf einen hohen Grad von Vollkommenheit. Die Dazwischenkunft der Operationen in Böhmen anno 1778, sind nicht für einen Krieg zu achten, weil keine Schlacht geliefert wurde, und nur wenig Blut floß, aber sie halfen das politische Gewicht Preussens zu erhöhen, da sie zeigten, wie nahe die That den Willen des Königs begleiten konnte und wie mächtig sein Wille sey, wenn er ihn starck ausspräche. Der lange Frieden aber entwöhnte nach und nach das Heer von dem erdulden der Gefahren und der Beschwerlichkeiten; ein angenehmerer, reichlicherer Zustand ließ den Kriegern Genuß an der friedlichen Lebensart finden; die Hälfte des Offizier Corps, und die Einländer Soldaten wurden reicher, die sogenante Cultur, der Luxus gewann Platz, mann fing an zu wähnen, der Friede sey seeliger denn Krieg, und endlich hoffte mann, daß bey milderen Gesinnungen, mildere Mittel anwendbahrer, der Zustand der Sklaverey überflüßig sey. Diese Gesinnung wurde laut, als Friedrich II. starb, und als mann bemerckte, daß sein Thronfolger Friedrich Wilhelm II. sie ebenfalls hegte.

Dieser Monarch war mit wenig Geistesgaben, aber mit einem großen Hange zum Wohlleben, und einer unbegrenzten Eitelkeit, die ihn biß zur Ehrsucht führte, ausgestattet. Keinen Begriff von Ordnung und weiser Eintheilung hatte er nie gefaßet; die strenge Zucht in die Ihn sein Oheim zu erhalten suchte, war ihn so lästig geworden, daß er starck die Ungebundenheit suchte, und nur die lange Gewohnheit an Pflicht, die er nicht ganz abzuschütteln mehr vermochte, hielten ihn noch in einigen Schrancken. Er ließ zwar durch Männer, die unter Friedrich II. hatten Zeit und Gelegenheit gehabt, dencken zu lernen, gute Einrichtungen in der Armee machen, aber er ließ auch deren üble zu, indem er durch seinen Hang zum Putze die Montirungen verfielfachte, vertheuerte und dadurch die Beutel der Officiere schwächte. Die sklavische Disciplin in der Armee machte er linder; der Officier war seiner Laufbahn gewiß, da er keinen derselben willkürlich aus dem Dienste stieß, wie sich dieses Friedrich II. oft erlaubte, ja selbst verstieß er sie alsdenn nur selten, wenn sie grobe Verbrechen begingen, und immer nur nach kriegsrechtlichen Ausspruch. So löblich auch diese Handhabung der Gerechtigkeit war, so fing sie doch an den Officier sicher zu machen, der unter der vorhergehenden Regirung in einer beständigen Anspannung lebte, weil die Gefahr um sein Brod zu kommen, wenn er seinem Könige durch irgend etwas mißfiel, immer über seinem Haupte schwebte. Friedrich II. gab selten die Entlaßung aus seinen Diensten den Officiers, die sie verlangten; Künste, mehrere Jahre harren musten sie anwenden, um loß zu kommen. Friedrich Wilhelm II. verabschiedete jeden auf sein Gesuch, und gab noch obendrein häufig Pensionen. Das Heyrathen der Officiere war bey dem Vorgänger sehr erschwert; der Nachfolger erlaubte jedem seine Haußhälterinn zu heyrathen, er legitimirte alle ihre unehligen Kinder. Die Herbstmanoeuvres wurden durchge-

hends, außer in Potsdamm abgeschaft, um dem Lande Erleichterungen zu verschafen; der Officier hatte also nun eine Zeit der Anstrengung weniger im Jahre: der junge Officier weniger Beschäftigung, der alte mehr Zeit, sich an die Ruhe zu gewöhnen, und seine Einnahme zu vermehren. Die Uhrlaubsgesuche, selbst ins Ausland, wurden sehr erleichtert, die Cantonpflichtigkeit sehr vermindert, das recrutiren der Regimenter aber, mit guten Einländern dadurch sehr erschwert. Alles dieses trug bey, den kriegerischen Geist in der Armee sehr zu mindern und die Liebe zu den Künsten des Friedens zu vermehren. Der Officier der weniger im Dienst war, hatte mehr Zeit zum Lesen von Büchern; sie fingen selbst an zu schreiben, und diejenigen die sich dadurch bekannt machten, wurden vorzüglich geachtet. Diese Epoche fiel in die Zeit, wo der Schreib und Lesedurst in Deutschland überhand nahm, und wo die öffentlichen Censuren auch gelinder würckten. Friedrich II., der seine Soldaten unglaublich in seinen Kriegen anstrengte, hatte bemerckt, daß der Mensch williger handelt, wenn er nur frey reden kann; deßwegen erlaubte er seinem Heere diese Ausflucht des menschlichen Geistes, und war zufrieden, wenn sie nur schwiegen, wenn sie handeln musten, und stumm würckten, wenn er es wolte. Dadurch entstand das sogenannte raisonniren in der Armee. Da der König nicht viel auf die Glaubensartickel der Religion gab, so ließ er zu, daß seine Diener diese behandelten, wie sie wolten, darüber spotteten und ihren Regeln nicht folgten. Selbst auf den Eyd der Soldaten hielt er nicht viel, und bestrafte bloß die, welche ihn brachen, wie ungehorsame Knechte, mehr oder minder strenge, nach der Anzahl oder Wiederholung des Vergehens.

Mit diesen Angewohnheiten des Geistes ausgestattet kam das Heer in die Hände des neuen Regenten. Dieser ließ die

eigentliche strenge Disciplin vermindern, und die üblen Angewohnheiten zunehmen; ersteres ließ sich die Armee balde gefallen, und lezteres übertrieb sie schnell. Friedrich Wilhelm II. wolte anno 1790 an Östreich den Krieg machen, dann an Rußland, um den Türken einen Frieden zu schaffen; er gab dadurch zwar dem Schatze des Reichs ein großen Stoß, der schon gelitten hatte, als aus selbigem 20 Millionen Privatschulden bezahlt werden musten, die der König als Kronprinz gemacht hatte, indeßen feuerten diese kriegerischen Schritte die jungen Officiere an, die ihr Glück zu machen bloß im Kriege suchen konnten; man sahe den Effeckt davon, als anno 1792 der Krieg gegen Franckreich ausbrach: das Officier Corps von unten herauf bis zum Major hielten sich ganz vortrefflich. Obersten und Generale schon minder, der Genuß des Friedens hatte sich bey diesen zu viel eingefleischt; Unter Officiers und Gemeine fochten tapfer, und erduldeten vieles, durch das Beyspiel ihrer jüngeren Officiere angefeuert. Aber auch in diesen Kriege fiel die Disciplin noch tiefer, da der König mercken ließe, daß er nicht wolle grobe Excesse streng bestrafen lassen; nicht einer kam um sein Brod, er mochte begehn was er wolte, höchstens wurde einer oder der andere verabschiedet — und pensionirt. Wäre ich doch so cassirt worden, sagten einige Officiere, als sie hörten daß der Commandeur eines Regiments mit Pension verabschiedet würde, der seinen Regiment Zügel und Zaum zu allen Übelthaten ließ. Der üble Erfolg dieses Krieges, der ganz elend geführte Pohlnische und der schändliche Baseler Friede gab dem schon aus den Schrancken des Gehorsams sehr gewichenen Heere Mißtrauen auf den König und auf sich selbst. Die schlechte Administration der Finantzen, die bodenlose Verschwendung, die Menge von Schlechtigkeiten, die den Civilbeamten zu begehn nachgelassen wurden, bewirckten endlich die Verachtung gegen den

Regenten. Der Geistes- und körperliche Zustand des Königs wurde endlich so traurig, daß jedermann das Ende dieses Menschen mit Ungedult erwartete. Es erfolgte.

Neue Hofnungen belebten zwar den sehr geschwächten, sehr desorganisirten Staat, bald fielen sie aber wieder gänzlich, als man gewahr wurde, daß der König Friedrich Wilhelm III. das Heer aufs neue mit Montirungsveränderungen, und mit unnützen neuen Eintheilungen der Battallions etc. plagte, daß Leute das Ruder der auswärtigen Angelegenheiten in die Hände bekamen, die Preusens politisches Gewicht und Werth in ein dunckles Licht sezten, die alle sich darbietende Gelegenheit vorbeystreichen ließen, wo der König als ein Mächtiger auftreten konnte, dem anmasenden Nachbar zu gebiethen, und das Gleichgewicht in Europa herzustellen: die von einem System zum andern von furchtsamen Maasregeln zu schändlichen durch den Einfluß fremder Drohungen, das Schiff des Preusischen Staates treiben ließen, die den König hinderten, in glücklichen Augenblicken vortheilhafte Allianzen zu schließen, auf seinen Nahmen logen, ihn auswärtigen Mächten dienstbahr machten, und endlich den Staat von heimtückischen übermächtigen Nachbarn berauben ließen. Die Gesinnungen des Heeres gegen den vorigen König wurden nunmehr in verdoppeltem Maaße auf den jetzt regirenden übertragen; die Disciplin konnte er nicht wiederherstellen; er war noch nachsichtiger wie sein Vater; weniger imponirte er wie jener, der doch im äusern viel Thätigkeit und Selbstaufopferung zeigte, wärend daß Friedrich Wilhelm III. sich sehr zurücke zog, und wegen seiner schwächlichen Gesundheit oft Spuhren von Weichlichkeit vor dem Heere spühren ließ. Ofte ließ er bemercken, daß er im handeln und bestellen unentschlossen sey, und nicht immer eine eigne Meynung hatte. Häufig trat der Fall ein, daß der König bey gerichtlichen Streitig-

keiten zwischen Civil und Militair immer ersterm leichter recht gab wie lezterm, diese aber bei Excessen geflissentlich härter strafte wie jene; alles dieses zusammengenommen hob alle Anhänglichkeit des Heeres an seinen Herrn, und alles Zutraun gegen ihn auf, der pünktliche Gehorsam war verloschen, der gute Wille schwanckte, und nur eine angebohrene Anhänglichkeit an den Staat selbst hielt die Maschine noch einigermasen zusammen. Die alten Staabs Officiere waren ganz faul, und furchtloß für dem König geworden, sie wolten keinen Krieg, und allen Verdruß vermieden sie, um nicht durch Ärger ihre Tage zu verbittern, deßwegen ließen sie denen jungen sub. Officiers alles hingehn, straften sie nicht streng, und ließen sich allen Ungehorsam und Impertinenzen von ihnen gefallen. Der König, der selbst noch jung war, ging lieber mit Officiers seines Alters um, als wie mit denen, die schon grau geworden waren; dieses bemerckten diese, zogen sich noch mehr zurück und ließen der Jugend noch mehr freye Hände. Die Armee raisonnirte über alle Maasen, und statt diese Unregelmäßigkeit durch Gehorsam in der That zu vergüten, so fing sie an, nicht nur ungehorsam zu werden, sondern auch ihre sträfliche Raisonnien mit Handlungen verbinden zu wollen.

In diesem Zustand war der König mit seiner Armee, als er zum Kriege durch das Geschrey der Officiere der Berliner Garnison, und das Benehmen Napoléons gezwungen wurde. Die Folge kennen wir. Muthlosigkeit entsteht von Mißtraun, Zügellosigkeit gebiert Ungehorsam. Eine Meute Hunde, die nicht auf die Stimme, auf den Ruf, auf die Peitsche des Jägers achtet, fängt kein Wildpreth. Das Gefühl, daß dieser Zustand vorhanden sey, mag wohl dem Könige bey dem Rückzuge von Auerstedt die Gedancken haben verliehren machen; der

Fürst von Hohenlohe litt auch wohl an diesem Übel, sein Alter und Kräncklichkeit hatten ihn matt gemacht, er besann sich nicht mehr.

Möchte doch zum Troste dieses sonst so braven Mannes, das Schicksal ihn der Erinnerung des geschehenen berauben! Der Herzog von Braunschweig ward glücklicher vom Verhängnisse bedacht wie er.

Nachwort des Herausgebers

Dem jetzt oft angewandten Wort: Inter arma silent musae könnte man als Bruderspruch zur Seite setzen: Inter arma resonant arma patrum — In eisernen Zeiten klingen die Waffen der Väter mit! In Lied, Bild und Rede, in Briefen und Erinnerungen stehen die Altvordern auf und weisen uns auf altem Wege neue Wege.

Freilich sind es Zeiten begeisterten Aufschwungs, die lebendig werden, und nicht die eines schmerzlichen Zusammenbruchs, wie ihn unsere beiden Aufsätze behandeln. Wenn der Herzog von Weimar dennoch damit im Jahrbuche Goethes auf 1915 vor uns tritt, so bedeutet das nicht nur Resonanz der Waffen. Ein Jubilar spricht selbst zu uns mit ernstem Gruß!

Hundert Jahre sind dahingegangen, seit der fürstliche Freund Goethes als Großherzog heimkehrte, und das „kurze und schmale Land", das einen Carl August als Fürsten, einen Goethe als ersten Diener seines Herrn sein eigen nennen durfte, schaut jetzt, wo es in schwersten Tagen wirklich „ein Fest" ist, „Deutscher mit Deutschen zu sein", auf eine ebenso lange Zeit zurück, die es, im Wiener Kongreß erheblich vergrößert, glücklich durchlaufen hat.

Die Persönlichkeit des Autors berührt uns also wärmer als die geschilderten Ereignisse, doch griffen auch diese nicht wenig in den Lebensgang des Herzogs und in das Schicksal seines Landes ein.

Unter den „kleinen Fürsten Germaniens" war Carl August im annus ater 1806 der einzige, der sein Kontingent von Jägern und Husaren ohne Zaudern an die

Seite Preußens stellte, der selbst als preußischer General der Kavallerie eine Armee kommandierte. In seinem Lande, auf Bergen und Fluren, wo er Weg und Steg kannte, fiel der weltgeschichtliche Schlag. —

Schon im Laufe des März 1807 hat sich der Herzog damit beschäftigt, „Beschreibungen und Plane von den Schlachten bey Jena und Auerstädt" anzufertigen. Am 31. März schickte er seine Entwürfe an den Generalleutnant von Grawert mit der Bitte um Prüfung und Kritik und wohl auch mit der Bemerkung, der Oberst von Müffling, der des Herzogs Generalstabschef gewesen war, sei gesonnen, eine Bearbeitung des Feldzugs vorzunehmen. Am 21. März traf die verspätete Antwort Grawerts ein (Großherzogl. Hausarchiv, Weimar: A XIX 186^{d} Bl. 172 f.), die starke Korrekturen und Ergänzungen besonders für die Karte der „Bataille bei Jena" vorschlug, dagegen mit den Zeichnungen zur Schlacht bei Auerstädt mehr einverstanden war. Der General erbat sich jedoch ein Exemplar der gründlich verbesserten neuen Bearbeitung. Ob der Herzog ihn nochmals zu Rate zog, wissen wir nicht. Müfflings „Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee im Jahre 1806, Schlacht von Auerstädt, und Rückzug bis Lübeck" erschien noch im gleichen Jahre im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar und brachte neben einer großen Operationskarte der Marschlinien vom „Thüringer Wald bis an die Ostsee" nur einen genauen Plan der Schlacht bei Auerstädt.

Noch bevor die Antwort des Generals eintraf, hatte Carl August den Leutnant Kühnemann vom Dresdener Kadettenkorps beauftragt, „das Schlachtfeld aufzunehmen und zu modellieren" (Goethes Tagebücher 3, 213, 8). Am 24. Mai begann dieser in Jena seine Vorstudien. Im Frühjahr 1810 wurde die etwa einen Quadratmeter große „Maschine", wie

der Herzog sie nannte, durch Dresdener Portechaisenträger nach Jena gebracht, und Goethe erhielt von Carl August die Weisung, sie im obersten Stockwerk des Stadtschlosses,[1] das mineralogischen Sammlungen diente, „nach der natürlichen Lage orientiert" aufzutischen (Carl August an Goethe, 7. und 10. Mai 1810).

Mittlerweile hatte sich der Herzog selbst wieder mit einer Darstellung der Kriegsereignisse beschäftigt. Es ist schwer, die Entstehungszeit für die vorliegenden Abhandlungen festzulegen. Sicher ist, daß Napoleons „heller Glücksstern" noch „leuchtete" (S. 17), als Carl August den ersten Aufsatz niederschrieb. Der zweite, der sich auf den ersten bezieht (S. 34), wird wenig später entstanden sein. Der Hinweis auf die „vielerley" von der Schlacht „gelieferten relationen und Plane" (S. 7) schiebt das Datum der Abfassung frühestens in das Ende des Jahres 1807.

So möchte man versucht sein, die Aufsätze in Zusammenhang zu bringen mit der „Immediat-Commission zur Untersuchung der Kapitulationen und sonstigen Ereignisse des letzten Krieges", die, am 6. Dezember 1807 vom König von Preußen in Königsberg zusammengerufen, am 5. Februar 1808 alle Führer selbständiger Truppenteile zu genauer Berichterstattung „über die Vorgänge vor, während und nach den Schlachten und Gefechten an der Saale" aufforderte.[2] Auch der Herzog von Weimar erhielt eine Aufforderung.[3] Schon im Februar 1808 liefen die ersten

[1] Jetzt im Jenaer Städtischen Museum, mit dem Katalogvermerk: „der Überlieferung nach von zwei sächsischen Genieoffizieren im Jahre 1807, vielleicht für Napoleon I. gefertigt".

[2] 1806. Das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse, herausgegeben vom Großen Generalstab, Kriegsgeschichtliche Abteilung II, S. 15 ff.

[3] a. a. O. S. 19.

Berichte ein.[1] Ob dem Herzog als nicht unmittelbar an der Schlacht beteiligtem, bei keiner Kapitulation gegenwärtigem, auf des Königs persönlichen Wunsch noch während des Krieges aus preußischen Diensten ausgeschiedenem Führer, oder als regierendem, dazu dem Rheinbund gezwungener Maßen angehörendem Fürsten die Rechtfertigung erlassen wurde, wissen wir nicht; jedenfalls bringt das Generalstabswerk seinen Bericht nicht. Nähere Auskunft an maßgebender Stelle zu erbitten, erschien in den Tagen unmittelbarer Kriegsnot nicht statthaft, auch nicht unbedingt notwendig, da die vorliegenden Aufsätze mit ihren freimütigen Ausführungen über die Ursachen des Niederganges des preußischen Offizierkorps und dem scharfen Schuldspruch über die Nachfolger des großen Friedrich (S. 40/7) eine Identität mit einem vielleicht vorhandenen Bericht des Herzogs ausschließen.

Dagegen ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß die allgemeine Aufforderung den Herzog veranlaßte, sich das Thema von neuem zu stellen. Verwunderlich und vielleicht bewundernswert wäre dann nur, daß er den Obersten von Massenbach, den Generalquartiermeister des Fürsten Hohenlohe, den er nach dem Bericht des Kanzlers von Müller (Erinnerungen S. 82) schon im Januar 1807 in Berlin mit den schärfsten Vorwürfen überhäuft hatte,[2] und der

[1] Das Kriegsarchiv des Großen Generalstabs bewahrt 606 Aktenbände der Kommission, die bis zu 700 Blatt stark sind und bei Ausbruch des Krieges von 1813 noch nicht aufgearbeitet waren.

[2] In der pathetischen Vorrede zu seinen ‚Betrachtungen und Aufschlüssen über die Ereignisse der Jahre 1805 und 1806‘ (Frankfurt und Leipzig 1808) schreibt Massenbach mit Beziehung auf Carl August: „Ein Deutscher Fürst, dem ich meine geheimsten Empfindungen und Gedanken anzuvertrauen nie Bedenken trug, weil ich ihn für gut und edel halten mußte, — ein Fürst, der mich liebte, oder wenigstens sagte, daß er mich liebe, weil ich seinem Freunde Edelsheim [dem Badischen

in einigen der Rechtfertigungsschriften in dem angeführten Generalstabswerke fast als ein Vaterlandsverräter vor uns steht, wenn auch kalt und voller Ironie (S. 38), so doch ohne persönliche Ausfälle behandelt. Umsomehr, als er sich keineswegs scheut, die versäumten Seitenpatrouillen und die mangelnde Besetzung der Höhenränder des Saaletales (S. 8 f., 11) schwer auf Tauentzien, die mit Hinsicht auf Napoleons Feldherrngenie unsinnige Frontalstellung nach dem Forst zu u. a. m. schwer auf Hohenlohe lasten zu lassen. Ebenso wenig hält er den Vorwurf geringer Ausnutzung der Rapporte (S. 20), der Zersplitterung der Massen durch törichte Detachierungen, widersprechender Anordnungen und kopf- und fruchtloser Konferenzen (S. 22 ff.) gegen den Herzog von Braunschweig und den König selbst zurück. —

Welchen strategischen Wert die zahlreichen und eingehenden Vorschläge über die notwendige Umgruppierung der Armeeteile vor der Schlacht zur Gewinnung eines weiteren Tages, die Pläne für einen geordneten und möglichst geschlossenen Rückzug nach der Unstrut und über die Elbe beanspruchen dürfen, mag von fachmännischer Seite beurteilt werden. Auf jeden Fall sind sie erwachsen auf dem Boden einer bis ins kleinste gehenden Ortskenntnis, die ihm allein von allen preußischen Führern gegeben war.

Es ist bekannt,[1] mit welchem Ernst und Eifer der Herzog

Minister, mit dem Carl August seit den Zeiten der Arbeit am deutschen Fürstenbund eng befreundet war] angehöre, — dieser Fürst hat in Berlin, in Dresden und überall das Gerücht verbreitet: durch Napoleonsd'or wäre meine Treue bestochen, und das Unglück bei Prenzlau herbeigeführt worden." Vgl. F. v. Müller: Erinnerungen S. 82.

[1] Durch die von P. von Bojanowski herausgegebenen ‚Niederschriften des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar über den Schutz der Demarkationslinie, den Rennweg (1796) und die Defension Thüringens (1799)', Weimar 1902.

den Thüringer Wald und das Fichtelgebirge in den neunziger Jahren beritt, um jede mögliche „Defens-Linie" Thüringens gegen den Süden herauszufinden. Mit der Thüringer Hochebene war er von Jugend auf vertraut. Die Güssefeldsche Karte gerade des Schlachtfeldes, die Hohenlohe noch in letzter Stunde im Jenaer Schlosse von der Wand nahm (S. 9), hatte der Herzog wenige Jahre vorher stechen lassen. Das Gelände zwischen Unstrut und Elbe bis über Magdeburg hinaus kannte er von seinen fast jährlichen Inspektionsreisen nach Aschersleben und dem Lager bei Magdeburg.[1] Schon deshalb verdienen seine Ausführungen Beachtung auch von militärischer Seite. Ganz abgesehen davon, daß seine Leistungen im Feldzug eine Beachtung seines Urteils beanspruchen dürfen.

Die Tätigkeit Carl Augusts als Führer der Avantgarde wurde durch Müfflings Buch[2] schon im Jahre 1807 allgemein bekannt. Manche persönliche Ergänzung erfuhr sie, lange nach des Herzogs Tode, durch Ludwig von Reiches Memoiren.[3] Seine Bewegungen in Franken,[4] obwohl fortwährend behindert durch Kontreordres aus dem Hauptquartier, blieben doch die einzigen, wenn auch kleinen Erfolge des ganzen Feldzugs. Sein Rückzug aber, dessen in den beiden Aufsätzen nicht gedacht wird, war zweifellos eine außerordentliche Leistung.[5]

Mit großem Geschick deckte der Herzog bei Erfurt den

---

[1] Vgl. P. von Bojanowski: Carl August als Chef des 6. Preußischen Kürassier-Regiments 1787—1794 (Weimar 1894).

[2] Operationsplan, S. 52 ff.

[3] Leipzig 1857, S. 149/78.

[4] Eine ausführliche Darstellung unter dem Titel: Vorgänge in Franken 1806 und dem Hauptquartier vom 20. September bis zum 6. Oktober 1806 — anonym von Müffling, befindet sich handschriftlich im Großherzogl. Hausarchiv in dem genannten Fascikel, Bl. 53/78.

[5] Die genaueste Darstellung bei Müffling, S. 63/89.

Abmarsch des Feldmarschalls von Möllendorf. Sein kühner Versuch, die Besatzung der Festung vor der Kapitulation an sich zu ziehen, mißlang infolge der allzuschnellen Übergabe, dagegen vereinigte er mit seinem Korps Teile der Rüchelschen, dann der Hohenlohischen Truppen, zog seine sämtlichen Kommandos, die im Thüringer Walde stehen geblieben waren, ohne Verlust an sich und gelangte, fortwährend den Feind durch Manöver täuschend, an die Elbe, die er zwischen Sandau und Havelberg im Gefecht mit den nachdrängenden Feinden unter geringen Verlusten am 26. Oktober überschritt. Dann erst, obwohl ihn der Kurier des Königs schon diesseits erreicht hatte, legte er den Oberbefehl nieder. Noch zwei Tage lang begleitete er sein Korps, das er nach Stralsund dirigierte. Dort hatte er durch einen Boten seine Aufnahme in die Festung vorbereitet.

Vier Tage vorher war Napoleon bereits in Berlin eingetroffen. „Le duc de Weimar", den er später als „le prince le plus remuant de toute l'Europe" immer mit Mißtrauen betrachtete, und „la colonne commandée par le duc de Weimar" spielt in seiner „Correspondance"[1] eine für ihn ärgerliche Rolle, weil sie einmal die Korps von Soult, Bernadotte, dem Großherzog von Berg und dem Prinzen von Ponte Corvo nacheinander auf sich zog, dann, weil fünf Siegesbulletins nach Paris abgehen mußten, die immer wieder die Hoffnung aussprachen, das Korps Weimar und Blücher werde sich allernächstens ergeben. Dann wieder fürchtete der Kaiser, die Kolonne werde sich in Rostock einschiffen, oder sich nach Stralsund hineinwerfen (Correspondance S. 468). Von Brief zu Brief wächst Napoleons Ungeduld über die „maudits fuyards", die Soult verfolgen soll „jusque dans la Baltique" — bis in die Ostsee (S. 444.)! Und mit Befriedigung teilt er am 4. No-

[1] Tom. XIII, besonders S. 436, 444, 450f., 456, 462, 468, 481.

vember im 27. Bulletin de la Grande Armée mit, daß der Herzog von Weimar das Kommando einem wenig bekannten General übertragen habe.

Auch preußischerseits erfuhr der geschickte Rückzug des Herzogs von Weimar eine hohe Anerkennung. In dem Gutachten des Majors von der Marwitz an die Immediat-Kommission wird seine Durchführung der sämtlicher übrigen Generale gegenübergestellt. Carl Augusts Prinzip[1]: wenn der Feind sich nicht aufhalten ließ, ihn nach Umständen anzugreifen und lieber etwas kleinere Märsche zu machen, als das Korps auch nur vorübergehend aus dem schlagfertigen Zustand zu bringen — wird dort als vorbildlich hingestellt. „Der [von allen Generalen] zu beobachtende Grundsatz wäre ... der gewesen, den in diesem Kriege *unter allen Feldherrn allein der Herzog von Weimar auf seinem ihm ewig Ruhm bringenden langen und gefahrvollen Rückzuge in Ausübung gebracht hat!*“[2]

Militärwissenschaftliche Schriftsteller, die später die Schlacht zum Gegenstand besonderer Untersuchungen machten,[3] weichen in der Beurteilung des Herzogs voneinander ab. Höpfner (1,311) wirft ihm vor, er sei nicht, erhaltenem Befehle gemäß, ungesäumt am Abend des 10. zur Hauptarmee aufgebrochen. Viel schärfer Lettow-Vorbeck (S. 270 f., 337 f.), wenn er auch die Langsamkeit des Rückmarsches aus dem Geiste der gesamten Heeresleitung entschuldigend erklären möchte. Treuenfeld, der als erster die Bewegungen der einzelnen Armeeteile von einander löst und fast auf die Stunde verfolgt, weist (1,216 f., 265) den Vorwurf des

---

[1] Müfflings ‚Operationsplan‘ S. 79 und 81.

[2] ‚1806‘ (Generalstabswerk) S. 218.

[3] Ed. v. Höpfner: Der Krieg von 1806 und 1807, Berlin 1850, 2 Bde.; O. v. Lettow-Vorbeck: Der Krieg von 1806 und 1807, Berlin 1891; Br. v. Treuenfeld: Auerstädt und Jena, Hannover 1893, 2 Bde.

Ungehorsams weit von Carl August zurück durch den Nachweis, daß die Kritik seiner Vorgänger auf einem Irrtum Müfflings (‚Operationsplan‘ S. 55 und 59) beruht. Die Bestätigung gibt uns nun der Herzog selbst. Wir erfahren (S. 26), daß er den Befehl des Herzogs von Braunschweig „in der Nacht, spät, im Kloster Vesra", also erst in der Nacht auf den 12. erhielt. Auch über die notwendige Langsamkeit des Marsches gibt er selbst Auskunft (S. 27). Ein weiterer auffallender Punkt, den erst Treuenfeld in das rechte Licht rückte, betrifft die Vorschläge, die Carl August dem Oberstkommandierenden durch einen am Abend des 10. zurückkehrenden Kurier auf Grund seiner Erkundungen machte. Sie lauteten ähnlich wie die Ausführungen des zweiten Aufsatzes (S. 29 f.): Der Herzog hatte die Bedeutung Saalfelds als Drehpunkt der französischen Armee erkannt und riet dringlich, dort die linke Flanke unter Lannes mit Übermacht anzugreifen und einzudrücken. Heute weiß man, daß Napoleon gerade das befürchtete. —

Es ist kaum anzunehmen, daß die Schlacht bei Jena, vierundzwanzig Stunden später geschlagen, wie Carl August (S. 13f.) entwickelt, durch die Flanken- oder Rückenstellung des Weimarischen Korps wesentlich anders entschieden worden wäre, da die letzten Ursachen der Niederlage, wie der Herzog am Schluß des 2. Aufsatzes selbst ausführt, innerer Natur waren. Gewiß wäre das Schicksal seines Korps ein anderes gewesen. Vielleicht wäre ihm kein „ewig Ruhm bringender" Rückzug beschieden worden. Sicher aber hätte die Herzogin Louise dem „Kaiser des Occidents", wie Goethe den Korsen damals nannte, auf die zornige Frage: Wo ist der Herzog von Weimar? auch dann mit ruhigem Stolz antworten können: An der Stelle seiner Pflicht!

Dort würde er auch heute stehen.

Abhandlungen

Das erste Jahrzehnt der Regierung Carl Augusts

Von Fritz Hartung

Vorbemerkung

Der vorliegende Aufsatz ist aus Studien über die innere Geschichte des Herzogtums und Großherzogtums Weimar unter der Regierung Carl Augusts herausgewachsen. Daß er etwas vorzeitig vor der Durchforschung des gesamten, namentlich des noch nicht geordneten Materials veröffentlicht wird, liegt an dem Wunsche des Herrn Herausgebers, der Hundertjahrfeier des Großherzogtums Weimar auch im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft durch einen der Regierungstätigkeit Carl Augusts gewidmeten Aufsatz zu gedenken. Die Quellen meiner Darstellung habe ich nicht im einzelnen angegeben, um sie nicht mit Anmerkungen zu belasten; außer dem Wenigen, das gedruckt vorliegt, sind nur Akten des Geh. Staatsarchivs zu Weimar benutzt worden. Die Gesetze und Verordnungen sind fast alle gedruckt bei J. Schmidt, Ältere und neuere Gesetze, Ordnungen und Zirkularbefehle für das Fürstentum Weimar und für die Jenaische Landesportion (11 Bde., Jena 1800 ff.).

1

Das Land, dessen Regierung Carl August am 3. September 1775 übernahm, unterschied sich kaum von einem deutschen Kleinstaat der guten alten Zeit, des 16. und 17. Jahrhunderts. Um ganz korrekt zu sein, müßte man freilich von mindestens zwei Kleinstaaten sprechen. Denn obwohl die Herzogtümer Weimar und Eisenach seit 1741 unter

einem gemeinsamen Herrscher standen, waren sie doch selbständige Staaten mit ganz getrennter Behördenorganisation. Aber auch der jenaischen Landesportion, die nur von 1662 bis 1690 ein besonderes Fürstentum mit eigenem Fürsten gebildet hatte, war eine gewisse Selbständigkeit geblieben; sie wurde zwar von Weimar aus durch die dortigen Behörden regiert, aber sie hatte wenigstens ihre landständische Verfassung mit eigenem Steuerwesen und eigener Steuerverwaltung behauptet. Eine Sonderstellung nahm endlich auch das aus der hennebergischen Erbschaft an Weimar gefallene Amt Ilmenau ein, indem es wie Jena eine selbständige Steuerverfassung wenn auch ohne Landstände besaß. Jeder Landesteil hielt an seiner Unabhängigkeit ängstlich fest, vor allem weil er mit seiner Steuerkraft nicht die andern unterstützen wollte; eine Verschmelzung mit Weimar, die Ernst August Constantin 1757 anregte, lehnten die Stände der jenaischen Landesportion entschieden ab, obwohl neben allen Umständlichkeiten des Geschäftsgangs aus der unvermeidlichen engen Berührung aller Landesteile eine Unzahl von Differenzen unter ihnen entstand, die sich bei strafferer Zusammenfassung leicht hätten vermeiden lassen. Für die Forschung erwächst aus der Menge der Behörden eine Vervielfachung der Arbeit; sie muß die doppelte, für manche Geschäftszweige, z. B. für alles, was mit der landständischen Verfassung und dem Steuerwesen zusammenhängt, die drei- und vierfache Anzahl von Akten bewältigen. Die Darstellung aber darf der Einheitlichkeit der obersten Regierung folgen und die Geschichte der verschiedenen Landesteile als ein Ganzes zusammenfassen, wobei der Schwerpunkt natürlich auf dem weimarischen Landesteil und den von Weimar aus verwalteten Gebieten von Jena und Ilmenau liegt.

Die Organisation der Verwaltung war im Grunde noch

ebenso einfach wie im 16. Jahrhundert. Zwar war auch Weimar dem anspruchsvollen Geist der Zeit gefolgt und hatte sich ein besonderes Geheimes Konsilium mit Wirklichen Geheimen Räten und Exzellenzen zugelegt; aber dieses Geheime Konsilium trug mehr den Charakter eines beratenden Organs des Landesherrn als einer förmlichen Behörde, deshalb durfte es auch seine Tätigkeit auf alle Landesteile erstrecken. Diese beschränkte sich in der Hauptsache darauf, die von den Kollegien eingehenden Berichte dem Landesherrn vorzutragen und dessen Bescheid den Kollegien mitzuteilen. Das Konsilium war die leitende Behörde, indem es die Direktiven gab und die Ausführung seiner Befehle überwachte; die eigentliche Arbeit aber, auch die Abfassung von Gesetzen, die seiner Initiative ihre Entstehung verdankten, lag den Kollegialbehörden ob.

Von diesen war die vornehmste und wichtigste die hochpreisliche Landesregierung, die alte fürstliche Ratstube des 16. Jahrhunderts. Sie war sowohl oberstes Gericht, gegen dessen Urteile nur den Untertanen des Amtes Ilmenau die Appellation an das Reichskammergericht gestattet war, wie oberste Verwaltungsbehörde. Nur für die Verwaltung der dem Landesherrn zuständigen Finanzen und für die geistlichen Angelegenheiten, zu denen auch das Schulwesen gerechnet wurde, bestanden sowohl in Weimar wie in Eisenach besondere Kollegien, die Kammern und die Oberkonsistorien. Die Lokalverwaltung lag, soweit nicht Patrimonialgerichte zuständig waren, wie fast in ganz Deutschland in der Hand von Amtleuten; und zwar gab es dem Verhältnis von Regierung und Kammer entsprechend Justiz- und Rentbeamte.

Wie die Behördenorganisation so trägt auch die landständische Verfassung Weimars die charakteristischen Züge des alten deutschen Territorialstaats. Der Herrschaft, dem Fürstentum, stand die Landschaft, die Vertretung nicht eigent-

lich des Landes, sondern seiner bevorzugten Körperschaften, der Universität, der Ritterschaft und der Städte, als ein Ganzes mit bestimmten Rechten gegenüber. Das wichtigste dieser Rechte war das der Steuerbewilligung. Denn dadurch, daß die Landstände die Steuern regelmäßig nur auf eine begrenzte Zeit bewilligten, waren die Fürsten gezwungen, immer wieder Landtage zu halten und damit den Ständen Gelegenheit zu geben, ihre Interessen und Rechte zu vertreten. Auch war es wie in den meisten deutschen Staaten den Landständen in Weimar gelungen, zum Recht der Steuerbewilligung auch das der eigenen Steuerverwaltung zu erwerben. Nur die alten, vor der festen Ausbildung der landständischen Verfassung schon zu dauernden Lasten gewordenen Steuern, die sogenannte Ordinarsteuer und die Tranksteuer, wurden von der landesherrlichen Finanzbehörde, der Kammer, erhoben und verwaltet; die in ihrem Ertrage sehr viel höheren sogenannten Extraordinarsteuern und die Akzise flossen in die besondere Landschaftskasse und unterstanden einer eigenen Behörde, dem Landschaftskassendirektorium. Aber wenn so, äußerlich betrachtet, die weimarische Verfassung das übliche Bild des sogenannten dualistischen Ständestaats ähnlich wie heute noch Mecklenburg zeigt, so ergibt sich bei genauerer Betrachtung doch, daß von einem Dualismus, einer auch nur einigermaßen gleichen Berechtigung von Landschaft und Herrschaft nicht gesprochen werden kann. Der allgemeinen Entwicklung des deutschen Staatslebens im 18. Jahrhundert, dem Wachstum des fürstlichen Absolutismus und dem Verkümmern der politischen Machtstellung der Landstände, konnte sich auch Weimar nicht entziehen. Es half nichts, daß die weimarischen Herzoge die landständische Verfassung in der Theorie und meist auch in der Praxis als zu Recht bestehend anerkannten, daß im Jahre 1750 versprochen wurde, alle fünf Jahre einen

Landtag abzuhalten, und daß dieses Versprechen auch bis zum Regierungsantritt Carl Augusts im allgemeinen eingehalten wurde. Denn die Landschaft entbehrte der Kraft, ihre Rechte zu benutzen, weil ihren Mitgliedern die innere Unabhängigkeit gegenüber dem Fürstentum fehlte. Das gilt nicht allein von der Universität Jena, die bei der weimarischen und der jenaischen Landschaft den Prälatenstand vertrat, und den Bürgermeistern der Städte, sondern auch von dem wichtigsten Stand, der Ritterschaft. Der weimarische Adel war nicht wohlhabend genug, um von seinen Gütern zu leben; seine Mitglieder waren gezwungen, Fürstendienst zu suchen, und fühlten sich auch auf den Landtagen in erster Linie als fürstliche Beamte, nicht als Vertreter des Landes oder ihres Standes. So war es gekommen, daß das Landschaftskassendirektorium, das die Steuern des Landes im Interesse der Landschaft zu verwalten hatte, ganz zur fürstlichen Behörde geworden war und sich berufen fühlte, die Rechte des Landesherrn gegenüber dem Landtage zu wahren.

Die ausschlaggebende Gewalt ist also wie in den meisten deutschen Staaten des 18. Jahrhunderts auch in Weimar das Fürstentum gewesen. Wir kennen die Geschichte der einzelnen Herzoge noch nicht genug, um ein sicheres Urteil über sie abgeben zu können. Aus einzelnen Anekdoten, wie sie von Ernst August, dem Großvater Carl Augusts, überliefert sind, wird der Historiker keine Schlüsse auf die gesamte Regierungsweise ziehen; andererseits darf aber auch aus den amtlichen Kundgebungen landesväterlichen Wohlwollens und fürstlichen Verantwortungsgefühls, mit denen die Landtage regelmäßig eröffnet wurden, nicht etwa gefolgert werden, daß der schlichte, ernste und fromme Geist des 16. Jahrhunderts, aus dem heraus diese nun formelhaft gewordenen Wendungen geboren waren, sich bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus erhalten habe. Ein

gewisser patriarchalisch-behaglicher Zug ist auch im weimarischen Kleinstaat wie in vielen anderen unverkennbar; der Fürst des Kleinstaats kannte eben sein Land und seine Leute und war für sie und ihre Anliegen leicht zugänglich, nahm ihre Bittschriften selbst entgegen und beschied sie oft höchst persönlich. Aber die Nachteile überwogen doch, und gleich vielen andern Ländern lernte auch Weimar während des 18. Jahrhunderts mehr den Unsegen als den Segen der Kleinstaaterei erkennen. Besonders Ernst August gab ohne Rücksicht auf die finanzielle Kraft seines Landes seinen kostspieligen Neigungen in Bauten, Jagd und Militär nach. Auch unter seinen Nachfolgern machte sich die Enge und Ärmlichkeit der Verhältnisse bemerkbar; der Kleinstaat war eben kein Staat, der in seinen Herrschern den Gedanken der Hingabe an einen Staatszweck, ein wahres Pflichtbewußtsein hätte erzeugen können. Auch für Ernst August Constantin und Anna Amalia fand das landesväterliche Wohlwollen bei dem Interesse des eigenen Geldbeutels eine Grenze; auch ihnen galt die Kammer lediglich als die fürstliche Privatkasse, und sie empfanden es als höchst überflüssig, aus ihr Geld für Unternehmungen herzugeben, die dem Lande zugute kommen sollten. Von dieser Auffassung war es nicht weit zu einer starken Beanspruchung des Landes für die fürstliche Hofhaltung, die sich in einer großen Verschuldung und hoher Steuerbelastung rächte.

Der finanzielle Druck wurde besonders empfindlich wegen der ungünstigen wirtschaftlichen Lage Weimars. Das wichtigste Gewerbe war die Landwirtschaft; sie hatte daher auch die Steuern fast ausschließlich aufzubringen, denn Ordinar- und Extraordinarsteuern waren Grundsteuern. Die Rechtsstellung der Bauern war günstig; sie konnten — abgesehen von den dem Gerichtsherrn zu leistenden Frondiensten und den auf dem Hofe ruhenden dinglichen Lasten — ihre Güter

nach Belieben bewirtschaften und in der Regel auch frei darüber verfügen. Aber wirtschaftlich ging es ihnen schlecht. Die herkömmliche Art des ländlichen Betriebes, die Dreifelderwirtschaft, versagte immer deutlicher, die Erträge nahmen ab, und der Bauer war immer weniger imstande, die vielen Steuern und Abgaben aufzubringen; so geriet er in Schulden, und die Zinsen brachten ihn endlich ganz zurück. Reiche Ernten konnten auch nicht viel helfen, weil der Absatz des Korns ins Ausland durch die Handelspolitik der großen Mächte erschwert wurde und weil die Zunahme des Kartoffelbaus in den getreidearmen Gegenden des Thüringer Waldes auch dieses Absatzgebiet weniger aufnahmefähig machte. So war die Folge guter Ernten nichts als ein Rückgang der Getreidepreise.

Die Industrie war im ganzen Fürstentum Weimar nur sehr schwach entwickelt. Fabriken mit nennenswertem Absatz gab es nur in Apolda; aber auch diese litten in steigendem Maße unter der merkantilistischen Politik der großen deutschen und außerdeutschen Staaten, die alle darauf ausgingen, fremden Waren den Eingang zu verwehren. Einen eigenen Handel besaß Weimar aber überhaupt nicht; auch vom Durchfuhrhandel hatte es keinen Vorteil, da die große Handelsstraße Frankfurt—Leipzig von Erfurt aus nicht über Weimar und Apolda, sondern über Buttstädt und Eckartsberga ging, also nur einen kleinen Teil des Landes berührte.

Bei dieser Lage der Dinge war Sparsamkeit, zum mindesten Vermeidung aller neuen Ausgaben, die zu einer Steuererhöhung hätten führen können, unbedingt erforderlich. Das wurde auch allerseits anerkannt; und nach dem Tode Ernst August Constantins war es durch energische Beschränkung der Ausgaben für Hof und Militär gelungen, den Kammern und Landschaften Voranschläge zu machen, nach denen in etwa vier Jahren alle Schulden getilgt sein sollten, wor-

auf eine Steuererleichterung eintreten sollte. Aber diese schönen Berechnungen wurden durch den Siebenjährigen Krieg sofort über den Haufen geworfen. Statt Schulden abzutragen mußten die Landschaften neue machen, um die Kosten des Reichskontingents und die großen Lieferungen an die kriegführenden Armeen bestreiten zu können. So war die Lage des Landes eher schlechter als besser geworden.

Aber mit Anna Amalia, die seit 1759 für ihren unmündigen Sohn Carl August die Regierung führte, war ein neuer Geist in dieses im 16. Jahrhundert stecken gebliebene Staatswesen gekommen.[1] Das äußerlich sichtbarste und bekannteste Zeichen ist die Berufung Wielands, die Begründung des weimarischen Musenhofs; damit beginnt überhaupt erst die Geschichte Weimars allgemeines Interesse zu gewinnen. Aber für das Land war es doch wichtiger, daß diese Berührung mit dem Geist der neuen Zeit sich nicht auf die Pflege des literarischen Lebens beschränkte, sondern die ganze innere Landesverwaltung erfaßte. Wir spüren die Aufklärung in der Proposition des ersten von Anna Amalia gehaltenen Landtags im Jahre 1763, wo von den althergebrachten, noch 1756 wiederholten weitläufigen Ausführungen über die staatliche Fürsorge für die reine Lehre und die ungeänderte Augsburgische Konfession nur die schlichte Zusage, die Kirchenverfassung aufrecht zu erhalten, übrig geblieben ist; nicht nur die ausdrückliche Verwerfung alles dessen, „so einem simultaneo exercitio religionis im mindesten ähnlich", ist gestrichen worden, sondern auch der Hinweis darauf, daß die Ehre Gottes und die Erhaltung des wahren Glaubens das erste Ziel der Regierung sei, fehlt. Eine fühlbare Änderung der Kirchenpolitik war damit freilich nicht gegeben, denn Gleichberechtigung wurde den Andersgläubigen auch jetzt noch nicht gewährt, und geduldet wur-

[1] Vgl. W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar, Bd. 1 (1908).

den die Katholiken und katholischer Privatgottesdienst auch schon vor Anna Amalia. Aber die eigentliche Bedeutung jener Änderung im Geist der Regierung besteht auch gar nicht in der Stellung zu den von der Landeskirche abweichenden Konfessionen, sondern in der anderen Schätzung der Weltlichkeit. Die Landesherrschaft setzt sich zum Ziele, das zeitliche Wohl ihrer Untertanen in gesteigertem Maße zu befördern. Sie tut das in der charakteristischen Weise des 18. Jahrhunderts, indem sie zunächst eine neue Behörde, eine Generalpolizeidirektion, einrichtet. Deren 1770 erfolgte Gründung steht nicht etwa im Zusammenhang mit dem seit Montesquieu auch in Deutschland viel erörterten Gedanken der Gewaltenteilung. Die Generalpolizeidirektion nimmt auch nicht etwa dem Regierungskollegium die Verwaltungsaufgaben ab, sie tritt vielmehr als etwas Neues neben die alten Behörden, die Regierung und die Kammer, wie die Polizeiwissenschaft des 18. Jahrhunderts neben die Jurisprudenz und die Kameralwissenschaft getreten war. Während die Verwaltungstätigkeit der Regierung vor allem verbietender Natur gewesen war und auch ferner noch blieb, sollte die Generalpolizeidirektion mehr gebietend auftreten, Wohlstand und Glückseligkeit der Untertanen im Geist der aufgeklärten Staatslehre positiv befördern. Sie war als das wichtigste Organ des bevormundenden Polizeistaats gedacht, der das Recht in Anspruch nahm, seine wohlgemeinten Vorschläge mit Zwangsmitteln durchzuführen, wenn die Untertanen gleich ungeratenen Kindern sich ihnen nicht fügen wollten.

Die praktischen Ergebnisse der Regierung Anna Amalias waren freilich nicht eben groß. Die Finanzen kamen allerdings in Ordnung. Der Hof brauchte nicht viel Geld, und die Kammereinnahmen entwickelten sich günstig, da die Kammer während des Siebenjährigen Krieges und in den

ersten Jahren nach dem Frieden ihre Getreidebestände günstig verwerten konnte; es war möglich, die Kammerschulden ganz abzutragen. Auch die Landschaftskassen kamen, da keine besonderen neuen Anforderungen an sie gestellt wurden, mit den ihnen zugewiesenen Geldern ohne Steuererhöhung aus und konnten einen Teil der während des Krieges aufgenommenen Schulden tilgen. Aber die positive Weiterentwicklung des Landes gelang auch der Generalpolizeidirektion nicht. Es ist eine allgemeine Erscheinung bei der in vielen deutschen Territorien damals üblichen Reformtätigkeit, daß die Vervielfachung der Behörden, die Errichtung immer neuer Deputationen und Kommissionen nur eine Vermehrung des Schreibwerks und der Reibungen unter den Behörden herbeiführte, daß viele Reformprojekte nicht ausgeführt wurden, zum Teil weil sie unpraktisch waren, zum Teil weil die Amtleute auf dem Lande nicht ohne weiteres auf die Reformabsichten der Regierung eingingen und die nötige Anleitung und Aufsicht seitens der Kollegien fehlte. Zu all dem trat in Weimar noch ein besonderes Hindernis: die Vormundschaftsregierung. Je näher der Regierungsantritt Carl Augusts herankam, desto größer wurde die Scheu vor eingreifenden Neuerungen, die den künftigen Herrscher gebunden hätten. Alles Wichtige blieb liegen, sowohl die Reform des längst als unzweckmäßig erkannten Verfahrens bei der Steuererhebung wie die mannigfachen Pläne zur Verbesserung der Rechtspflege. Auch die Feststellung der geltenden Gesetze kam über Vorarbeiten nicht hinaus. Daß die Landesordnung von 1589 im Jahre 1768 unverändert noch einmal abgedruckt wurde, war kein Ersatz für den Mangel einer auch nur halbwegs brauchbaren Sammlung der Gesetze und Prozeßvorschriften; mußte doch eigens darauf hingewiesen werden, daß diese Landesordnung nur so weit gültig sei, wie sie nicht durch neuere Verordnungen abgeändert sei.

2

So macht erst der Regierungsantritt Carl Augusts Epoche in der Entwicklung des weimarischen Staatswesens. Daß er nach den Wünschen des jungen Herzogs eine neue Ära einleiten sollte, ist aus mehreren Andeutungen über eine geplante Veränderung in den Personen der leitenden Staatsmänner bekannt.[1] Neues Material ist darüber bis jetzt nicht aufzufinden gewesen. Daher kann das Dunkel, das über den Einzelheiten liegt, über der Persönlichkeit des Geheimrats Tabor, über dem Mißtrauen Carl Augusts gegen den Geheimrat Schmid, über dem Anteil der Freunde des Herzogs, zumal Goethes und des Kammerherrn von Kalb, noch nicht gelichtet werden.

Allzuviel ist an dem Einzelnen auch nicht gelegen, denn zu der großen Umwälzung ist es nicht gekommen. Die am 11. Juni 1776 verfügten Veränderungen beschränkten sich auf den Rücktritt des Kammerpräsidenten C. A. von Kalb und dessen Ersetzung durch den Sohn, Johann August von Kalb, sowie auf die Versetzung Schmids auf das seit zwei Jahren erledigte Regierungspräsidium und auf den Eintritt Goethes in das Geheime Konsilium.

Diese Lösung der Krisis war zweifellos ein Segen für das Land. Obwohl wir nicht imstande sind, die persönlichen und sachlichen Motive bei den beabsichtigten Personalveränderungen auseinander zu halten, und die persönlichen Interessen, Neigungen und Abneigungen vielleicht überwogen, so ist doch unverkennbar, daß der Eintritt frischer Kräfte in das weimarische Beamtentum erwünscht und notwendig war. Die Regierung Anna Amalias beweist, daß Weimar Leute mit Lust und Kraft zu Reformen brauchte, die nicht am Hergebrachten festhalten wollten, weil es einmal so her-

[1] Vgl. dazu C. von Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch (1874), S. 143 ff.

gebracht war, weil sie seit Jahren daran gewöhnt waren. Aber diese neuen Kräfte, Carl August, Goethe und Kalb, waren bisher allen amtlichen Geschäften ganz oder fast ganz fremd gewesen; sie mußten nicht nur Land und Leute erst kennen lernen, sondern sie mußten sich auch erst einleben in die Aufgaben der Verwaltung, Verständnis dafür gewinnen, daß die tägliche Kleinarbeit nicht etwas Lächerliches und Verächtliches, sondern die unentbehrliche Grundlage für eine geordnete Regierung sei.[1] So waren gerade für die ersten Jahre die Männer des Alten, Fritsch, der langjährige Berater Anna Amalias, Schnauß und der Geheime Referendar J. C. Schmidt, durchaus unentbehrlich; sie sorgten bei allen Reformen, denen sie ja keineswegs abgeneigt waren, für die ihnen aber die frische Entschlußkraft fehlte, für die unerläßliche Stetigkeit und Ordnung.

Aber nicht nur für die ersten Zeiten erwies sich das Verbleiben dieser ruhigen Männer der älteren Generation als notwendig und nützlich, sondern auch für die späteren Jahre. Gewiß haben sich Goethe und Carl August ernstlich bemüht, ihren neuen Aufgaben gerecht zu werden. Für Goethe erbringen Briefe und Tagebücher genug Beweise. Aber auch Carl August hat sich nicht nur in Worten, in feierlichen Ansprachen an seine Beamten oder in Briefen, zu dem Pflichtgedanken des Fürstentums bekannt, wie er damals unter der Einwirkung der aufgeklärten Staatslehre und des von Friedrich dem Großen gegebenen Beispiels von neuem aufkam, und hat sich auch nicht damit begnügt, diese Pflicht durch Teilnahme an den Sitzungen des Geheimen Konsiliums äußerlich zu erfüllen. Vielmehr können wir aus den Akten ganz deutlich ersehen, wie ernst er es mit seinem Fürstenamt nahm, wie genau er die Akten durchging, um

[1] Vgl. dazu das Gutachten des Geheimen Assistenzrats Schnauß vom 14. Mai 1776 bei Beaulieu-Marconnay, a. a. O. S. 174 ff.

seine Beamten zu kontrollieren; manche Neuerung, z. B. die Einführung regelmäßiger Ämtervisitationen und das den Geschäftsgang der Regierung zu Weimar ordnende Reglement vom 10. November 1786, ist unmittelbar aus den von Carl August beim Aktenstudium gemachten Erfahrungen herausgewachsen. Aber die Akten allein genügten ihm nicht. Sein Stoßseufzer an Knebel über den Aktenstil in Schulfragen ist bekannt. Er strebte darüber hinaus an die Menschen und Dinge selbst heranzukommen. Diesem Zwecke dienten seine vielen Reisen im eigenen Lande und draußen; da lernte er sein Gebiet und seine Untertanen kennen, und der Vergleich mit anderen Staaten wurde ihm zugleich zur Lehre. Und zu dem eigenen Augenschein trat der schriftliche Verkehr mit einzelnen Beamten, ein neben den amtlichen Korrespondenzen einhergehender, von den Förmlichkeiten des Aktenstils befreiter Briefwechsel, namentlich mit Bechtolsheim, dem Regierungspräsidenten in Eisenach, während der Reisen auch mit den Ministern.

Dieses über die Grenzen der einzelnen Ressorts rasch hinausgreifende Verfahren brachte freilich häufig genug auch allerhand Unzuträglichkeiten mit sich. Oftmals sahen sich die Kollegien gezwungen, Versprechungen zu erfüllen, die der Herzog in seiner sorglosen Art ohne ihre Zuziehung gegeben hatte, und erfuhren aus den Rechnungen der Ämter von Ausgaben, die er unter Umgehung des amtlichen Instanzenzugs unmittelbar verfügt hatte. Ihre Vorstellungen dagegen fruchteten nichts. Denn Carl August liebte es nicht, mit Bitten und Klagen wiederholt behelligt zu werden, und gab eher unbilligen und unbegründeten Forderungen selbst gegen den Rat seiner Behörden nach, als daß er sich auf lange Untersuchungen eingelassen hätte. Das war überhaupt seine Schwäche, daß er die Gewissenhaftigkeit im kleinen nicht besaß. Die Detailarbeit beherrschte er nicht,

deshalb langweilte sie ihn, und er schob sie als verächtlich und mechanisch beiseite. Das störte nicht nur in Einzelheiten die Regelmäßigkeit des Geschäftsgangs, sondern seine ganze Regierungstätigkeit litt darunter. Die mangelnde Vertrautheit mit der Verwaltungspraxis hinderte ihn, die Ausführung seiner Reformgedanken selbst in die Hand zu nehmen, die Behörden selbst dazu anzuleiten; und sie hinderte ihn vor allen Dingen, die Schwierigkeiten zu beurteilen, die sich der praktischen Verwirklichung theoretisch erdachter Projekte in den Weg zu stellen pflegen. So verlor er rasch die Geduld und wandte sich unwillig ab; manch wohlgemeinter Plan blieb deshalb in den Anfängen stecken. Carl August ging eben nicht auf in seinem Herrscheramt; wie seine Reisen nicht bloß der Belehrung des Fürsten, sondern zugleich der Ablenkung und Zerstreuung dienten, so ist auch seine Regierungstätigkeit nicht der ganze Inhalt seines Lebens.

Und nicht Goethe konnte der sein, der dieser Wesenseigentümlichkeit des Herzogs das Gleichgewicht geboten, der ihn an der Verwaltungsarbeit festgehalten hätte. Denn auch er nahm nicht mit vollem Herzen Anteil an den Geschäften, auch er war zu oft, sei es als Begleiter des Herzogs, sei es allein, unterwegs, als daß er der eigentliche ständige Leiter der amtlichen Geschäfte hätte werden können.

So blieb auf den übrigen Mitgliedern des Geheimen Konsiliums ein großes Stück der Regierungsgeschäfte liegen. Fritsch, Schnauß und J. C. Schmidt waren die eigentlichen Arbeiter im Konseil, in der Verwaltung überhaupt. Ihre Schriftzüge erscheinen in den Akten des Geheimen Konsiliums weit öfter als die Goethes und Carl Augusts. Den Anteil der einzelnen Persönlichkeiten an den Geschäften auf Grund der Akten festzustellen, ist aber nicht möglich. Denn der bei weitem überwiegende Teil der Akten ist nicht von den Geheimräten selbst, sondern nach ihren Angaben von

Schreiberhand geschrieben worden, und der wichtigste und interessanteste Teil der Arbeit wurde mündlich erledigt. In den Sitzungen des Konseils aber wurden keine Protokolle geführt. Nur in seltenen Fällen wurden die Gutachten der Geheimräte schriftlich eingereicht, wurde der gefaßte Beschluß in der Form eines Extractus Protocolli festgelegt. In der Regel erfahren wir weder den Namen dessen, der einen Beschluß herbeigeführt hat, noch die Gründe, die eine Entscheidung veranlaßt oder auch verhindert haben, sondern müssen uns bescheiden, in dem von Carl August und allen Mitgliedern des Geheimen Konsiliums signierten Konzept der an ein Kollegium erlassenen Weisung den gemeinsamen Beschluß zu sehen, müssen das Konseil als eine Einheit auffassen.

Es scheint nicht, als ob wir uns damit von der Wirklichkeit entfernten. Daß die Geheimräte nicht immer unter sich und mit dem Herzog einig waren, das erfahren wir zwar, wenn es dazu besonderer Belege überhaupt bedürfte, aus Goethes gelegentlichen Tagebuchnotizen. Und ein gewisser Unterschied bestand ja in der Tat. Die älteren Mitglieder des Konseils waren die Männer der Praxis, im Kanzleidienst aufgewachsen und grau geworden; Fritsch und Schmidt, der freilich erst 1784 wirkliches Mitglied des Geheimen Konsiliums wurde, aber auch schon vorher als Geheimer Referendar an seinen Arbeiten einen starken Anteil hatte, waren überhaupt nie aus dem Weimarischen Konsilium herausgekommen, Schnauß war lange Zeit in Eisenach Regierungsrat gewesen, hatte also auch stets am grünen Tisch gesessen. Im Gegensatz zu ihnen, die natürlich an den hergebrachten Kanzleiformen und an dem üblichen Geschäftsgang festhielten, waren Carl August, Goethe und namentlich Kalb, der obwohl nicht Mitglied des Geheimen Konsiliums sich in den ersten Jahren Carl Augusts als überaus

eifrig im Entwerfen von Projekten erwies, mehr die Männer der Theorie. Aber beide Gruppen waren einheitlich im Geist, standen durchaus auf dem Boden der wohlwollenden Staatslehre des ausgehenden 18. Jahrhunderts, waren erfüllt von dem Bestreben, dem Beispiel der Nachbarstaaten zu folgen und die Untertanen wohlhabender und aufgeklärter und damit glücklicher zu machen.

Auf das Beispiel der Nachbarn muß besonderes Gewicht gelegt werden, wenn man das, was in Weimar in den ersten Jahren Carl Augusts geschah, richtig beurteilen will. Die Reformtätigkeit Carl Augusts ist keineswegs originell, sondern steht im engsten Zusammenhang mit den damals in vielen deutschen Mittel- und Kleinstaaten angestellten Versuchen, die wirtschaftliche Lage ihrer Untertanen zu heben; besonders genannt seien wegen der Nähe und der engen persönlichen Beziehungen, die Carl August mit ihnen verbanden, Herzog Ernst von Gotha-Altenburg und Fürst Leopold Friedrich Franz von Dessau. Daß Reformen eingeleitet wurden, daß der aufgeklärte Despotismus jetzt auch in Weimar, wo man über Erwägungen bisher nicht hinausgekommen war, wirklich Eingang fand, das ist das Verdienst Carl Augusts und seiner Ratgeber. Aber eine führende Rolle im deutschen Staatsleben hat Weimar, auch wenn man die Betrachtung auf die Kleinstaaten beschränkt, damals nicht gehabt; und ein besonderes, etwa durch die Persönlichkeit Goethes oder Carl Augusts bedingtes Moment ist in dem aufgeklärten Despotismus Weimars nicht zu finden.

Das Wort Despotismus darf freilich für Weimar wie für manchen andern Kleinstaat jener Zeit nur cum grano salis gebraucht werden. Es sind hier nicht nur die Schranken stets beachtet worden, die der aufgeklärte Despotismus überall innegehalten hat, nämlich die Privatrechte der Einzelnen, sondern auch die landständische Verfassung

ist aufrecht erhalten worden. Zweimal, in den Jahren 1777 und 1783, hat Carl August in dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung Ausschußtage abgehalten, auch späterhin sind die Ausschüsse der drei Landschaften regelmäßig berufen worden, so daß eine ununterbrochene Entwicklung von den Landständen des 18. Jahrhunderts zu der Verfassung des Jahres 1816 führt. Trotzdem hat das landständische Wesen eine wirkliche Bedeutung für Weimar in der Zeit bis 1806 nicht gehabt. Die Landstände vertraten wie anderswo auch nur eine schmale Schicht der Bevölkerung; zu den Ausschüssen wurden nicht einmal die bürgerlichen Rittergutsbesitzer zugelassen. Deshalb fehlte ihnen die selbständige Kraft. All das Neue, das die Regierung Carl Augusts im Lande vornahm, vollzog sich ohne Mitwirkung der Landstände. Sie wurden in ihren einzelnen Rechten und Vorrechten geschützt, auch als Korporation geduldet, weil kein Grund vorlag, sie zu beseitigen. Aber sobald sie versuchten, irgendwie die Pläne der Regierung zu hindern, wurden sie schroff zurückgewiesen, z. B. als sie im Jahre 1777 den neu geforderten Zuschuß zur Kammer nicht in der gewünschten Höhe bewilligen wollten; und stets mußten sie nachgeben. Gewiß wird man dem Ständetum des 18. Jahrhunderts nicht allen Wert absprechen dürfen; seine bloße Existenz wirkte doch schon als eine Mahnung, mit den Mitteln des Landes hauszuhalten, verhinderte allzu hohe und willkürliche Steuerbelastungen. Auch Carl August mußte sich 1783 von seiner getreuen Landschaft allerhand Vorwürfe wegen seiner Finanzwirtschaft sagen lassen; „kläglicher ist", so bemerkte der weimarische Ausschuß am 25. August 1783, „kaum etwas zu gedenken als ein derangirter Reichsfürst, und wehe dem Lande, das einem so unglücklichen Herrn zugehört!" So waren die Stände ein Gegengewicht gegen die Willkür, zu der ein schrankenloser Despotismus führen

konnte; aber die Leitung hatte auf allen Gebieten das Fürstentum, und deshalb darf auch in den Staaten, wo die landständische Verfassung in Kraft blieb, von einem aufgeklärten Despotismus gesprochen werden.

3

Daß ein neuer kräftiger Zug in die weimarische Regierung kam, ist aber nicht allein aus den durch Carl Augusts Regierungsantritt veranlaßten Personalveränderungen im Geheimen Konsilium zu erklären. Es ist fraglich, ob der gute Wille der neuen Männer allein ausgereicht hätte, um über das, was die Aufklärung bereits im Staate Anna Amalias äußerlich geleistet hatte, wesentlich hinauszukommen. Wichtig, vielleicht entscheidend wurde der Zwang der Verhältnisse, die Finanznot. Schon in den letzten Jahren Anna Amalias war die Lage der weimarischen Kammer ungünstiger geworden. Reiche Kornernten und das dadurch veranlaßte Sinken der Getreidepreise hatten den Wert der Naturaleinkünfte vermindert; auch hatten sich viele Vorräte angesammelt, die nicht gleich zu Geld gemacht werden konnten. Für die vermehrten Ausgaben, die der Regierungsantritt und die Vermählung Carl Augusts verursachten, war keine Deckung da.

Nachdem fast ein Jahr mit allerhand vergeblichen Versuchen zu einem Ausgleich zwischen den Anforderungen der Hofkasse und den Mitteln der Kammer verstrichen war, versammelte der Herzog am 6. Juli 1776 das Geheime Konsilium und den neuen Kammerpräsidenten von Kalb um sich zur Beratung über den Kammeretat. Sie erwies, daß die Kammer für den Hofhalt und den Marstall nicht mehr als 44000 Taler jährlich hergeben könne. Im einzelnen festzusetzen, wie die Hof- und Stallkasse mit dieser Summe alle Bedürfnisse bestreiten solle, wurde einer Kommission

aufgetragen, zu deren Mitgliedern Fritsch, Goethe, Kalb, der Oberstallmeister von Stein und der stellvertretende Oberhofmarschall von Klinckowström ernannt wurden. Obwohl Carl August bei der ersten Sitzung der Kommission ausdrücklich hervorhob, daß es „dem Herrn und seiner Dienerschaft zu weit mehr Ehre gereiche, wenn es mit denen Finanzien und denen Unterthanen wohl stehe, als durch das größte Lustre bei einer Hofhaltung, zumal wenn solches mit Unstatten unterhalten werden müßte, nur immer zu erlangen sei", kam die Kommission nach langwierigen, namentlich von Fritsch betriebenen Verhandlungen doch zu keinem anderen Ergebnis, als daß für Hof und Stall 54000 Taler gebraucht würden. Am 22. Januar 1777 erhielt die Kammer den Befehl, diese Summe in Zukunft auszuzahlen.

Damit war die mühsame Arbeit der Regelung des Kammeretats zunächst beendet. Der Hof kam tatsächlich mit dem ihm angewiesenen, 1779 und 1783 nach der Geburt der Kinder des Herzogs nur sehr geringfügig erhöhten Zuschuß aus. Aber für die Kammer galt es nun, nicht bloß die fehlenden 10000 Taler dauernd aufzubringen, sondern zugleich ihre regelmäßigen Einnahmen so zu steigern, daß sie auch unvermeidliche außerordentliche Ausgaben, wie die Beiträge für die Brandversicherung der herrschaftlichen Gebäude, die Ausfälle bei Mißwachs und die Gnadengeschenke bei Unglücksfällen decken könnte. Kalb war der Mann, der zuerst energisch auf die Notwendigkeit neuer Einnahmen hinwies und es zugleich wagte, statt der bisher üblichen bloßen Erhöhung der bestehenden Steuern eine gründliche Reform des Steuerwesens vorzuschlagen. In einer umfangreichen Denkschrift vom 5. November 1776 stellte er fest, daß die Kammer einer Vermehrung der Einnahmen dringend bedürfe, daß aber eine Erhöhung der Steuern nicht möglich sei, weil die ärmeren Volksklassen nicht nur

keine neuen Steuern zahlen könnten, sondern sogar unbedingt entlastet werden müßten. Ihn leiteten dabei vor allem wirtschaftliche Erwägungen, nicht etwa soziale Rücksichten. Er glaubte ernstlich, daß der Kleinbauer nicht imstande sei, die auf ihm liegende Steuerlast aus seinem Gute herauszuwirtschaften, deshalb wollte er die Zahl der jährlich erhobenen Steuern herabsetzen. Außerdem wollte er die gerade die ärmste Bevölkerungsklasse, die Fabrikarbeiter in Apolda, treffende Sondersteuer auf die Wirkerstühle ganz aufheben. Der dadurch erwachsende Ausfall und der für die Kammer noch überdies bestehende Geldbedarf sollte durch eine entsprechend stärkere Heranziehung der vermögenden Schichten gedeckt werden. Daß die Frage der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit „eine der größten Schwierigkeiten der Finanzwissenschaft" enthalte, die ja in der Tat bis auf den heutigen Tag noch nicht überwunden ist, verkannte Kalb keineswegs. Auch war er sich wohl bewußt, daß eine einzige Steuer, sei es nun eine Vermögenssteuer oder die gerade damals von den Physiokraten als das allein Wahre angepriesene Grundsteuer das gesteckte Ziel nicht erreichen könne. Als geeignetste und gerechteste Grundlage der Besteuerung erschien ihm vielmehr der Verbrauch; deshalb gipfelte seine Denkschrift in dem Vorschlag einer Akzise, die sowohl die entbehrlichen Gegenstände des Luxus, wie namentlich die aus dem Auslande eingeführten Waren treffen sollte.

Etwas schlechthin Neues bot dieser Vorschlag nicht. Eine solche Akzise, wie sie Kalb empfahl, bestand nicht nur längst — um von den außerdeutschen Staaten ganz zu schweigen — in Preußen und Kursachsen, sondern auch in Weimar war sie bereits 1768 von dem Landschaftskassendirektorium angeregt worden, und wenige Wochen nach Kalbs Denkschrift kam diese Behörde nochmals auf ihren Antrag zurück. Aber

während das Kassendirektorium lediglich vom finanziellen Standpunkt ausging, verfolgte Kalb auch volkswirtschaftliche Ziele: er wollte durch die Akzise nicht bloß Geld in die Staatskasse locken, sondern zugleich die Einfuhr von Waren aus dem Ausland erschweren und durch das Zurückbehalten des sonst ins Ausland abfließenden baren Geldes die wirtschaftliche Lage des an Geldmangel leidenden Landes verbessern; freilich wurde der finanzielle Erfolg dadurch wieder in Frage gestellt.

Die weitere Entwicklung der Kalbschen Steuerpläne läßt sich nicht ganz mit Sicherheit feststellen. Aus den Akten ergibt sich nur, daß der Herzog ihnen im allgemeinen zustimmte. Daß Goethe sich mit der Sache befaßt hat, geht aus seinem Brief an den Leipziger Buchhändler Reich vom 28. April 1777 hervor, in dem er um eine kursächsische und eine preußische Akzisordnung bat; aber da außer einer „Vergleichung des preußischen und sächsischen Tarifs mit dem vorgeschlagenen" von seiner Hand nichts über den Akziseplan erhalten ist, kann nicht angegeben werden, wie er innerlich zu den Kalbschen Ideen gestanden hat.

Im Sommer 1777 wurde die Steuerreform den Ausschüssen der drei Landschaften vorgelegt, und zwar zunächst dem der weimarischen. Da nach dem allgemeinen deutschen Brauche neue Steuern nicht unmittelbar der Kammer überwiesen werden konnten, schlug die herzogliche Proposition vor, den bei der Kammer entstandenen Fehlbetrag von jährlich 10000 Talern dadurch zu decken, daß die Landschaften nach dem herkömmlichen Divisor[1] der Kammer für 10000 Taler künftig wegfallende Pensionen abnähmen und diese Mehrausgabe durch eine Stempelsteuer, durch eine Akzise und durch Herabsetzung der Schuldzinsen auf 4% deckten;

[1] Von gemeinsamen Ausgaben übernahmen nach alter Berechnung Weimar 1/2, Eisenach 1/3, Jena 1/6.

das durch den zu erwartenden Heimfall der Pensionen ersparte Geld sollte zur Schuldentilgung verwendet werden. Außerdem wurden Verbesserungen in der Steuererhebung vorgeschlagen, um den guten Willen zur Entlastung der Untertanen zu beweisen. Von der Ermäßigung der Hauptsteuer war vorläufig nicht die Rede.

Die Reform der Steuerverwaltung wurde ohne Schwierigkeit von den Ständen bewilligt. Ihr Ergebnis war allerdings nicht sehr groß; es besteht in der Hauptsache in der Regelung der in den letzten Jahren aufgelaufenen Steuerreste, die in den Rechnungsabschlüssen jahrelang als Aktiva fortgeführt wurden und dadurch ein falsches Bild der Kassenbestände gaben, den Untertanen aber alle Aussicht raubten, jemals schuldenfrei zu werden. Jetzt wurde ein Teil der alten Reste niedergeschlagen, zugleich aber für die Bezahlung des übrigen gesorgt. Gegen den Vorschlag des Kassendirektoriums, die säumigen Steuerzahler zur Abarbeitung ihrer Schulden beim Straßenbau anzuhalten, trat Goethe in einem Bericht vom 31. Januar 1782 auf; er wollte weder seine festangestellten Wegearbeiter herabsetzen, indem die Wegebauarbeit zugleich als Strafe verhängt wurde, noch wollte er die Solidität der Arbeit dadurch beeinträchtigen, daß Leute ohne die notwendigen technischen Vorkenntnisse angestellt wurden. Ein späterer Versuch bewies, daß Goethe mit seinen Bedenken durchaus im Rechte war.

Weniger glatt als die Beratung über die Steuerverwaltung verliefen die Verhandlungen über die von der weimarischen Landschaft neu zu übernehmenden Lasten. Zwar wagte der Ausschuß nicht, die Forderung des Herzogs schlankweg abzulehnen; aber um sich nicht auf unbeschränkte Zeit zu binden, erbot er sich, statt der Übernahme der Pensionen für die nächsten fünf Jahre einen außerordentlichen Beitrag zur

Kammer von 3000 Talern zu zahlen. Von den zur Deckung dieser neuen Ausgabe vorgeschlagenen Steuern wurde die Stempelabgabe auf fünf Jahre, die Akzise dagegen bloß auf ein Jahr angenommen, und diese Bewilligung mit der Bitte um Herabsetzung der Extraordinarsteuern verbunden. Ohne sich auf weitere Diskussionen einzulassen, bestimmte Carl August aber, daß auch die Akzise auf fünf Jahre eingeführt werden müsse, und verlangte außerdem eine Erhöhung des Kammerbeitrages auf 4000 Taler; die Steuerermäßigung wurde für die Zeit in Aussicht gestellt, wo der Ertrag der neuen Steuern deutlich zu übersehen sein würde. Die Stände erhoben wie in ähnlichen Fällen unter Anna Amalia keinerlei Widerspruch gegen die eigenmächtige Abänderung ihrer Bewilligungen.

Aber mit dem Schluß des weimarischen Ausschußtages am 1. August 1777 fingen die eigentlichen Schwierigkeiten des Steuerreformplans erst an. Zunächst mußte mit dem jenaischen Ausschuß verhandelt werden. Dieser erwies sich im allgemeinen willfährig, so daß er nach acht Tagen wieder entlassen werden konnte. Er folgte dem weimarischen, indem er, statt Pensionen zu übernehmen, einen Kammerbeitrag zu zahlen sich erbot; dessen Höhe wurde zwar nicht ganz so hoch bemessen, wie es zunächst gefordert worden war, entsprach aber mit 1333⅓ Talern dem vom Herzog festgesetzten weimarischen Betrag. Auch das Stempelpapier nahm der jenaische Ausschuß an. Aber gegen die Akzise erhob er Einspruch; sie passe nicht für Jena, wo jede Verteuerung der Lebensmittel auf den Besuch der Universität nachteiligen Einfluß habe, wo die unvermeidliche Aufsicht über den Verbrauch steuerpflichtiger Waren notwendig zu Konflikten mit der Studentenschaft führen werde, wo endlich bei der Nähe fremder Territorien Unterschleife doch nicht verhindert werden könnten. Statt der Akzise empfahl

der jenaische Ausschuß eine nach Klassen abgestufte Personensteuer.

Den Vorstellungen des jenaischen und des sich ihm anschließenden eisenachischen Ausschusses gab Carl August nach, so daß hier die Kalbschen Pläne überhaupt nicht weiter in Frage kamen. In Weimar dagegen sollte die Akzise eingeführt werden, stieß freilich auf wachsende Schwierigkeiten. Schon die Kleinheit des Landes, das ein in sich geschlossenes Wirtschaftsgebiet nicht war und auch nicht werden konnte, erschütterte die Grundlage von Kalbs Voraussetzungen. Ferner wurden allerhand Einzelinteressen laut, und das Regierungskollegium machte sich zu ihrem Fürsprecher. Dazu kam die Unsicherheit der politischen Lage, die Spannung zwischen Österreich und Preußen zu Beginn des Jahres 1778; es war sehr fraglich, ob die Akzise durchgeführt werden könne und einen nennenswerten Ertrag liefern werde, wenn etwa das weimarische Land von Truppen der einen oder andern Partei besetzt werden würde. Auch Kalb wurde allmählich in seiner Zuversicht schwankend. Spätestens im März 1778 waren alle maßgebenden Kreise, das Geheime Konsilium, das Regierungskollegium, die Kaufmannschaft von Weimar, darüber einig, daß die Akzise ein Fehlschlag werden würde. Aber der Herzog wollte von dem einmal nach reiflicher Überlegung gefaßten und öffentlich bekannt gemachten Beschluß nicht abgehen, und das Geheime Konsilium wagte nicht, dagegen Vorstellungen zu erheben, bis Schnauß einen schicklichen Ausweg zeigte; der drohende Krieg sollte den Vorwand darbieten für den Verzicht auf die Akzise und deren Ersetzung durch die schon in Jena und Eisenach beschlossene Personensteuer. Der Herzog gab nach, auch die Stände, deren Voten durch Umlauf eingeholt wurden, stimmten zu, und nach längeren Vorbereitungen konnte am 11. September 1778 die Personen-

steuer ausgeschrieben werden. Sie war nach dem Vorbild von Kursachsen und Gotha eine Art Klassensteuer, ein Kompromiß zwischen dem Wunsch, die Steuerlast nach der Leistungsfähigkeit zu verteilen, und der damals und noch lange später allgemein verbreiteten Scheu, diese Leistungsfähigkeit durch Untersuchung des Einzeleinkommens festzustellen. Sie unterschied daher die einzelnen Bevölkerungsklassen nach äußerlichen Merkmalen, belegte am höchsten die Wirklichen Geheimen Räte mit 16 Talern und ging allmählich herunter bis zu 4 Groschen, einem Satz, dem die nicht spannfähigen Bauern, aber auch die untersten Schichten bis herab zu den Tagelöhnern und Lumpensammlern unterworfen wurden. Bei einzelnen Klassen, für die schwer ein einheitlicher Maßstab zu finden war, wurde es den Obrigkeiten freigestellt, innerhalb bestimmter Grenzen, z. B. bei den Kaufleuten zwischen 2 und 10 Talern, die passende Höhe zu finden. Außerdem hatte das Landschaftskassendirektorium das Recht, besonders wohlhabende Personen über den Satz ihrer Klasse hinaus, aber nicht mit mehr als 16 Talern zu belegen.

Das Ergebnis des ersten Anlaufs zu großen Reformen, der unter Carl Augusts Regierung unternommen worden ist, entsprach freilich weder dem Aufwand an Arbeit noch den gehegten Erwartungen. Die gewünschte Entlastung der Untertanen war nicht erreicht worden; denn die Personensteuer traf die meisten auch der weniger bemittelten Einwohner ebenso hart wie die nachgelassene Grundsteuer und noch dazu in einer ungewohnten Form, und daß die Stempelsteuer nur die wohlhabenden Schichten heranzog, kann auch nicht behauptet werden. Und auch das zweite Ziel, die Vermehrung der Einkünfte des Staates, wurde nicht in genügendem Maße erreicht. Die Landschaftskassen von Weimar und Jena nahmen zwar an Personen- und

Stempelsteuer 2400 Taler im Jahre mehr ein, als sie durch die Steuerermäßigung einbüßten; aber die für die Kammer übernommene Mehrausgabe von 5333 1/3 Talern wurde damit nicht gedeckt. Immerhin waren ihre Etats so reichlich bemessen, daß sie nicht nur die laufenden Ausgaben bestreiten, sondern auch infolge des Ausbleibens aller kostspieligen außerordentlichen Vorfälle, unter die auch die Landtage zu zählen sind, noch einen Teil ihrer Schulden tilgen konnten; von 1777 bis 1783 verminderte die weimarische Landschaft ihre Schulden von 420000 Talern auf 342500 Taler, wodurch sie an Zinsen jährlich 3000 Taler sparte.

Aber die Kammer kam auch jetzt noch nicht mit ihren Mitteln aus. Für ihre ausgedehnte Naturalwirtschaft blieb die wirtschaftliche Lage lange Zeit ungünstig; sie nahm jährlich an Zehnten und Zinsen der Untertanen viel Korn ein und konnte es wegen niedriger Getreidepreise nicht zu Geld machen. Deshalb fehlte es ihr, obwohl auf dem Papier die veranschlagten Einnahmen vorhanden waren und Überschüsse entstanden, doch bald an barem Geld, die Ausgaben dagegen wuchsen. Carl August war daran nicht unschuldig, denn als großer Herr, der „mit Zahlen nicht umzugehen wußte",[1] wies er viele neue Ausgaben auf die Kammer an, die zum guten Teil wie die Zulagen an einzelne Professoren der Universität Jena und die den Universitätsinstituten ausgesetzten Mittel an sich recht verdienstlich, zum Teil freilich auch überflüssig waren, alle aber ohne Rücksicht auf die Finanzlage bewilligt wurden und obwohl auch im ganzen nicht sehr erheblich, doch den ordnungsgemäßen Geschäftsgang störten. Aber auch die mangelhafte Wirtschaft der Kammer trug an der Finanznot Schuld. Kalb war so wenig wie sein Vater imstande, seine Untergebenen in Ordnung zu halten und eigenmächtige Über-

[1] Vgl. Goethes Brief an Merck vom 11. Oktober 1780 (Briefe 4,306).

schreitungen des Etats zu verhindern. Daß es an Aufsicht fehlte, beweisen die vielen Kassendefekte bei den Unterbeamten, die sogenannten „Proprereste"; wenn diese bei den Steuereinnehmern ebenso häufig vorkamen, so rechtfertigt das nicht Kalb, sondern spricht gegen die Kassendirektorien. Endlich fehlte es Kalb an Übersicht über die freilich gewiß nicht einfache Kammerwirtschaft; nur daraus kann es erklärt werden, daß die Kammer, obwohl kein besonderer Unglücksfall die Einnahmen geschmälert oder große Ausgaben verursacht hatte, im Herbst 1779 dem Bankrott oder doch einer Zahlungsstockung bedenklich nahe war.

Dieser Schande, wie der Herzog in einem Briefe an Fritsch sich ausdrückte, wurde durch eine Anleihe rechtzeitig vorgebeugt. Um die Wiederkehr einer solchen Lage dauernd zu vermeiden, verfiel Kalb auf den Gedanken, die großen, zurzeit im Inlande nicht recht verwendbaren Getreide- und Holzbestände ins Ausland zu verkaufen, um auf diese Weise der Kammer bares Geld zu verschaffen, ohne daß im Inlande die an sich schon niedrigen Preise durch das starke Angebot noch mehr gedrückt würden. Der Holzhandel, gegen den merkwürdigerweise gerade die eisenachische Kammer wegen Holzmangels Bedenken hegte, ist unter Kalbs Leitung über Vorverhandlungen nicht hinausgekommen und erst nach seinem Sturz durch Goethe in einem freilich sehr viel kleineren Maßstab abgeschlossen worden. Dagegen ist der Getreidehandel ganz Kalbs Werk. Der Gedanke war durchaus nicht phantastisch. Schon 1770 hatte J. Möser[1] gemeint, eine mit ausreichendem Kapital ausgerüstete Gesellschaft könne mit Erfolg einen Getreidehandel von den kornerzeugenden Gebieten an der Oberweser nach den Hansestädten einrichten. Und was für die Oberweser galt, das mochte auf das weimarische und

[1] Vgl. J. Mösers ‚Vorschlag zu einer Kornhandelskompagnie auf der Weser', wieder abgedruckt in den Patriot. Phantasien, 1,308 ff.

eisenachische Land, das wenigstens die Werra erreichte, um so mehr passen, als die Erschwerung des Seehandels, die der Kampf Englands gegen seine aufständischen Kolonien in Amerika und deren Verbündete in Europa und der damit verknüpfte Kaperkrieg zur See auch für die Nordseegebiete mit sich brachte, den Hansestädten Bremen und Hamburg das bisher zu Schiff bezogene Getreide sehr verteuerte. Eine auf Goethes Verlangen gemachte genaue Berechnung zeigte freilich, daß die Transportkosten jeden Gewinn von vornherein fast unmöglich machten; im Sommer 1781 glaubte Kalb, daß die Last (= 40 Scheffel) Korn in Bremen nach dem Landtransport auf beinahe 79 Taler zu stehen komme, während der Preis in Bremen damals zwischen 77½ und 86 Talern schwankte. Obwohl also das Risiko ziemlich groß war, wurde auf Kalbs Betreiben vom Geheimen Konsilium der Verkauf von 4000 Scheffeln genehmigt. Den weiteren Verlauf können wir aus den Akten nicht im einzelnen feststellen. Das Ergebnis war nach einem Berichte vom Jahre 1786, daß an 21 700 Scheffeln, die insgesamt — ob mit oder ohne Genehmigung des Geheimen Konsiliums, ist ungewiß — nach Bremen verschickt worden waren, im ganzen 8026 Taler Verlust entstanden war. Schuld an dem Verlust trug zum Teil der Umschwung der politischen Lage, der mit der Herstellung des Friedens auch die Getreidepreise in den Hansestädten wieder ermäßigte, zum Teil auch die schlechte Beschaffenheit der gelieferten Ware, da die Untertanen nicht eben das beste Korn als Zehnten und Zinsen an die Kammer entrichteten. Wenn man bedenkt, daß der Verkauf der 21 000 Scheffel im Inlande zu dem angesetzten Preis entweder überhaupt nicht möglich gewesen wäre oder doch zum mindesten den Getreidepreis zum Schaden der gesamten Landwirtschaft stark gedrückt hätte, wird

man den Verlust der Kammer als durch den Vorteil des ganzen Landes aufgewogen bezeichnen dürfen. Daß aber die Absicht der Kammer gänzlich gescheitert war, läßt sich nicht abstreiten.

Inwiefern den Kammerpräsidenten von Kalb ein Verschulden an dem ungünstigen Ausgang dieses Versuchs trifft, läßt sich aus den Akten bis jetzt nicht feststellen. Daß die „Kornverkaufssache" zum Sturze Kalbs mit beigetragen hat, das hat Carl August im Jahre 1793 in einem Briefe an Voigt selbst angegeben. Aber im Winter 1781/82, also zu einer Zeit, wo Kalbs Rücktritt von der Leitung der weimarischen Kammer schon beschlossene Sache war, konnte der Ausgang des erst im Herbst 1781 unternommenen Kornverkaufs noch gar nicht übersehen werden. Es ist also kaum anzunehmen, daß sie den Anstoß dazu gegeben hat; sicher ist sie nicht die einzige Ursache gewesen. Freilich reicht das bis jetzt über Kalb bekannte Material nicht aus, um die Vorgeschichte von Kalbs Entlassung aus dem Amte, in das ihn das Vertrauen des jungen Herzogs vor 6 Jahren gegen den Willen und Rat von vielen älteren Beamten, darunter Fritsch, berufen hatte, zu schreiben. Zweifellos faßte Kalb seine Aufgabe von einem hohen Standpunkt aus auf. Er war nicht in dem engen Sinne Kameralist wie die Mitglieder des Eisenacher Kammerkollegiums, die z. B. die Frage des Holzverkaufs lediglich aus dem Interesse der Kammerverwaltung, ja zum Teil lediglich aus dem der Brennholzversorgung der Beamten heraus betrachteten und das Landesinteresse ganz außer acht ließen; vielmehr ging er vor allem darauf aus, durch eine geschickte Finanzpolitik die wirtschaftliche Entwicklung des Landes zu fördern. Auch hatte er den Mut, der den altgedienten Kameralisten, wenn sie ihn je besessen hatten, längst abhanden gekommen war: ohne Rücksicht auf den herkömmlichen Schlendrian Re-

formen vorzuschlagen. Aber seinen Plänen fehlte die feste Grundlage. Er war weniger Staatsmann und Verwaltungsbeamter als ein Projektenmacher, der ins Blaue hinein die kühnsten Entwürfe machte, ohne zu beurteilen, ob die unentbehrlichen Voraussetzungen für das Gelingen vorhanden seien. Es bezeichnet seine Art, daß er mit der Errichtung einer Leihbank in Weimar gleich ein Papiergeldsystem für Weimar und Eisenach verbinden wollte, wie es sich in den großen Staaten, in Kursachsen aber nur unter ganz besonderen Voraussetzungen, bewährt hatte, das in Weimar jedoch nur das bare Geld aus dem kreditarmen Lande vertrieben hätte. Auch die auf die weimarischen Verhältnisse gar nicht passende Nachahmung des in Preußen und Kursachsen doch auch nur unter Schwierigkeiten festgehaltenen Finanzsystems bewies, daß seine Kenntnisse nur oberflächlich waren. Er hatte wohl allerhand über die Mittel, den Wohlstand eines Landes zu vermehren, gelesen, aber es fehlte ihm sowohl die zur Aufsicht über die Kammer und die Lokalverwaltung unentbehrliche Vertrautheit mit der Verwaltungspraxis, namentlich dem verwickelten Rechnungswesen, das infolgedessen dauernd in Unordnung war, als auch die nur aus gründlicher Kenntnis erwachsende Fähigkeit, die allgemeinen Theorien den besonderen Aufgaben der ihm übertragenen Kammer anzupassen. So hatte er mit seinen großen Reformideen kein Glück. Aber auch der schwierigen Aufgabe der laufenden Verwaltung, die großen Bestände an Naturalien mit möglichst geringen Verlusten in bares Geld zu verwandeln, war er nicht gewachsen; die Anleihen, die er aufnahm, um dem Geldmangel abzuhelfen, waren für die Kammer sehr ungünstig. Dazu kam noch, daß ihm die persönliche Gewissenhaftigkeit abging. Daß seine eigenen häuslichen Finanzen in Unordnung waren, das war ein Schicksal, das er freilich

mit vielen Beamten in leitenden Stellungen nicht nur in Weimar, sondern auch in andern Staaten teilte; aber gerade als Kammerpräsident hätte er es vermeiden müssen, bei der ihm unterstellten Kammer Geld zu entleihen zu einer Zeit, wo diese selbst unter ungünstigeren Bedingungen Geld aufnehmen mußte.

Aus einigen zwischen Carl August und Merck im Juni 1781 gewechselten Briefen ergibt sich, daß Kalbs Stellung schon damals unhaltbar war; das Vertrauen des Herzogs zu seinem ersten Finanzbeamten war dahin. Eine Versetzung nach Eisenach, von der nach einem Briefe des alten Präsidenten von Kalb eine Zeitlang die Rede gewesen zu sein scheint, wurde nicht ausgeführt, hätte auch an dem persönlichen Verhältnis zwischen Carl August und Kalb nichts geändert. So blieb nur die völlige Entlassung Kalbs aus dem Dienste Carl Augusts, die ihm am 7. Juni 1782 gewährt wurde.

Goethe scheint an den Verhandlungen über die Entlassung Kalbs keinen besonderen Anteil gehabt zu haben. Daß er persönlich mit Kalb seit Jahren nicht mehr gut stand, ist zwar bekannt, und er wird wohl mit den Schritten Carl Augusts einverstanden gewesen sein; aber alles Amtliche ist durch Fritsch besorgt worden, dessen gute Führung der ganzen Sache Carl August in einem eigenhändigen Schreiben am 10. Juni ausdrücklich anerkannte. Daß Goethe Nachfolger von Kalb wurde, ist anscheinend auch erst nach Kalbs Abschiedsgesuch bestimmt worden.[1] Den Titel Kammer-

[1] In einem eigenhändigen Schreiben an Fritsch, dessen fehlendes Datum sich aus dem vom 3. Juni 1782 datierten Rücktrittsgesuch Kalbs ergibt, sagt Carl August: „Da mir Kalb gestern seinen Scheidebrief zugeschickt hat, so wünschte ich heute Conseil zu haben, und zwar von Anfang ohne Schmidten [der als Geh. Referendar nicht zu den ordentlichen Mitgliedern des Konseils gehörte], um die Wiederbesetzung so ausführlich behandeln zu können, als wie neulich die Abdankung verhandelt wurde."

präsident hat Goethe bekanntlich nicht erhalten, und er hat das Präsidium ja auch nicht wirklich geführt. Um die laufenden Geschäfte der Kammer hat er sich nicht gekümmert, das überließ er dem ältesten Mitglied der Kammer, dem Geheimen Kammerrat Büttner. Wenn Böttiger[1] auf Grund einer verhältnismäßig späten Behauptung Herders berichtet, Goethe habe bei seiner Leitung der Kammer darauf hingearbeitet, daß der Herzog sich an einen festen Etat binde, so ist das in dieser Form sicher unrichtig; denn ein fester Etat bestand längst, und daß der Fürst sich im Interesse einer geordneten Finanzwirtschaft an diesen Etat zu halten habe, war ebenso anerkannt, wie daß er berechtigt sei, auch dauernde Ausgaben über den Etat hinaus zu verfügen. An allem dem hat Goethe gar nichts geändert und, soweit ich das bis jetzt übersehen kann, auch nichts zu ändern versucht. Seine Leistung in der Kammerverwaltung besteht vielmehr darin, daß er die Kammer von den in den letzten Jahren gemachten Schulden entlastete und dadurch den Kammerhaushalt wieder in Ordnung brachte. Das war aber nur möglich mit Hilfe der Landstände, und um diese zu erlangen, wurden in den Jahren 1783 und 1784 in allen drei Landschaften Ausschußtage abgehalten. Geschickt wurde dabei die Forderung einer Unterstützung der Kammer mit dem allgemein geteilten Verlangen nach Erleichterung der Steuerlast verbunden. Denn die Landschaftskassen sollten nicht einen neuen Beitrag zur Kammerkasse zahlen, der, wie das Schicksal des 1777 von ihnen auf 5 Jahre bewilligten Betrages zeigte, natürlich zu einer dauernden Last wurde, sondern es wurde ihnen vorgeschlagen, die Kammerschulden, deren Höhe wohl etwas übertrieben auf 200000 Taler angegeben wurde, zu übernehmen und aus ihren Mitteln zu tilgen. Die allmählich wachsende Ersparnis an Zinsen

[1] Literarische Zustände und Zeitgenossen, 1,58.

sollte also nicht der Kammer, sondern dem Lande zugute kommen. Damit die Landschaften diesen neuen Aufwand ohne Steuererhöhung auf sich nehmen könnten, wurde gleichzeitig eine durchgreifende Verminderung des Militärs beschlossen. In kleinem Umfange war das bereits geschehen; nachdem schon 1777 die Garde du Corps aufgelöst worden war, war im Jahre 1778 auch das Landregiment aufgehoben worden, eine Art Miliz, die jährlich über 3500 Taler gekostet, aber ihre Aufgabe, nach Art der heutigen Gendarmerie Ruhe und Sicherheit auf dem platten Lande aufrecht zu erhalten, nur sehr unvollkommen erfüllt hatte. Jetzt aber sollte auch das stehende Heer wesentlich vermindert werden. Unverändert blieb nur das Husarenkorps mit 1 Offizier, 7 Unteroffizieren und 31 Gemeinen; es wurde namentlich zu Patrouillen auf dem Lande, gelegentlich auch, wie Goethes Briefe zeigen, zur Beförderung der Post verwendet. Das aus 1 Offizier und 8 Mann bestehende Artilleriekorps wurde ganz eingezogen, die Infanterie von 19 Offizieren und rund 500 Unteroffizieren und Mannschaften auf etwa ein Drittel, 6 Offiziere und 136 Mann, herabgesetzt. Die jährlichen Ausgaben sanken dadurch von fast 59000 Talern auf 30000 Taler; dazu traten freilich noch die Pensionen, die von 10000 Talern auf beinahe 18000 anschwollen und von den Landschaften übernommen werden mußten. Aber das war ein Posten, dessen Höhe sich allmählich vermindern mußte, selbst wenn aus der verheißenen Wiederverwendung der Pensionierten nicht viel werden sollte; die Aussichten für die Zukunft waren also sehr günstig. Und von vornherein war die Ersparnis für die Landschaftskassen (in Weimar 17000 Taler im Jahre) so groß, daß sie nicht nur die Kammerschulden übernehmen, sondern auch an eine wirkliche Ermäßigung der Steuer, nicht bloß wie 1777 an eine andere Verteilung, herangehen

konnten. Die Personensteuer sollte nach dem Vorschlag der Regierung wegfallen, vermutlich weil sie der Bevölkerung trotz der gerechteren Heranziehung der wohlhabenden Schichten noch ungewohnt war.

Die Landtage nahmen alle diese Anträge nach einer erheblichen, von der Regierung aber vorausgesehenen Herabsetzung der zu übernehmenden Schuldensumme ohne Widerspruch an; nur die weimarischen Deputierten benutzten die Gelegenheit zu einer kräftigen Ermahnung des Hofes zur Sparsamkeit. Diese Mahnung war durchaus berechtigt, denn auch jetzt blieb die Steuerlast des Landes noch groß genug, und als Goethe im Sommer 1784 mit den eisenachischen Ständen über die Ordnung des Kammerschuldenwesens verhandelte, mochten ihn wohl wieder, wie vor zwei Jahren, die Sorgen über die Armut des Landes wie hungrige Löwen anfallen. Die Kleinstaaterei war wirklich ein armseliges Element, und es steckte ein berechtigter Kern darin, wenn Goethe einmal im Hinblick auf die vielen Abgaben der Bauern an die Blattläuse erinnerte, die auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün saugen, aber ihrerseits wieder von den Ameisen ausgesogen werden.[1] Die Mittel des weimarischen Staates reichten nicht aus, um allen Ansprüchen zu genügen. Mühselig war durch die Verhandlungen von 1783/84 der Hof und die Kammer sichergestellt worden, aber die Frage, wer denn die Kosten des Reichskontingents zu tragen habe, wenn es wieder einmal aufgestellt werden müßte, war wohl gestellt, nicht aber beantwortet worden. Auch die Betrachtung der inneren Geschichte der Kleinstaaten führt immer wieder auf die innere Unhaltbarkeit dieser Zwergbildungen zurück, an der auch die beste Verwaltung nichts ändern konnte. Von diesem Standpunkt aus wird es auch verständlich, daß

[1] Vgl. den Brief an Knebel vom 17. April 1782 (Briefe 5,312).

sich Carl August bemühte, die unsichere Stellung der Kleinstaaten durch ein Bündnis zu verstärken.

4

Aber zunächst blieb der Friede erhalten, das Reichskontingent wurde nicht gebraucht, die innere Schwäche des weimarischen Staatswesens trat nicht zutage. Im Gegenteil, gerade in jenen Jahren nahm, wie viele deutsche Kleinstaaten, auch Weimar einen starken Anlauf, um das eigene Bestehen nicht bloß historisch, sondern durch neue Leistungen zu rechtfertigen, versuchte sich einen neuen Inhalt zu geben: Carl August und sein Geheimes Konsilium begnügten sich nicht damit, das eigene Dasein, die Existenz der Dynastie finanziell zu sichern, die Untertanen — um im Goethischen Gleichnis zu bleiben — auszusaugen, sondern sie bemühten sich ernstlich, deren Lage zu verbessern. Und sie blieben nicht bei der Verminderung der Abgaben stehen, sondern sie begleiteten ihre bisher ausschließlich betrachtete Finanzpolitik von Anfang an durch eine eindringende Wirtschafts- und Wohlfahrtspolitik, die das Ziel hatte, die Einkünfte der Untertanen zu vermehren.

Gerade auf diesem Gebiet waren die andern Staaten zum Teil schon längst vorausgegangen. Die gemeinsame Tendenz der staatlichen Maßregeln in der Volkswirtschaftspflege war, die Arbeitsleistung des Einzelnen zu steigern, sowohl durch Beseitigung der Hindernisse, die einer vollen Ausnutzung der Arbeitskraft noch im Wege standen, wie durch Gewährung von Vorteilen für stärkere Leistungen, zum Teil auch durch einfachen Zwang zur Arbeit. All das wurde jetzt auch in Weimar versucht. Nach langen Verhandlungen, die bereits unter Anna Amalia begonnen hatten, aber teils durch den Widerspruch des Oberkonsistoriums zu Eisenach, welches von der Abschaffung der Feiertage eine

Beförderung der ohnehin wachsenden Freidenkerei befürchtete, teils durch den begreiflichen Wunsch der Beiziehung der Nachbarn aufgehalten worden waren, wurde am 22. Juli 1783 eine wesentliche Beschränkung der vielen Feiertage verfügt. Auch dem Übermaß der Kirchweihfeste, das dem sparsamen Bureaukraten jederzeit ein Dorn im Auge gewesen ist, wurde entgegengetreten durch eine nach langen Beratungen am 25. November 1783 erlassene Verordnung, nach der in jedem Amt die Kirchweihen an einem und demselben Tage gefeiert werden sollten. Aber es ging dieser Verordnung in Weimar nicht anders als in andern Staaten, die ähnliche Maßregeln getroffen hatten; sie wurde nicht ausgeführt. Die Bauern wollten nicht auf das altgewohnte Vergnügen verzichten, ihre eigene Kirchweih zu feiern und nach einiger Zeit im Nachbardorf die dortige Kirchweih mitzumachen, und die Behörden unterstützten dieses Bestreben, weil der gesteigerte Verbrauch alkoholischer Getränke den herrschaftlichen Kassen zugute kam. Auch das Geheime Konsilium verschloß sich dieser Erwägung nicht und genehmigte alle Anträge, die auf Befreiung von der Strenge der erlassenen Verordnung gestellt wurden.

Aber es genügte nicht, durch Verminderung der Festtage die Zahl der Arbeitsstunden zu vermehren, man mußte auch dafür sorgen, daß die Untertanen ihre Zeit in erwünschter Weise benutzten. Als das beste Mittel erschienen allenthalben die Prämien; namentlich das preußische Generaldirektorium verwendete dazu ansehnliche Summen. Schon auf den ersten Ausschußtagen hatte Carl August beantragt, daß seine Stände ihm für diese das Wohl des Landes fördernde, also aus der Landeskasse zu unterstützende Aufgabe das nötige Geld bewilligten; aber erst 1784 glaubten die Landschaften, daß ihre Kassen ein paar hundert Taler hergeben könnten. Auch mit dem Arbeitszwang wurden Ver-

suche gemacht. Außer den säumigen Steuerzahlern wurden auch die Gefangenen zur Wegebauarbeit angehalten, aber der Erfolg blieb weit hinter den Erwartungen zurück, weil die Zwangsarbeit schlecht geleistet wurde und eine ständige Aufsicht erforderte.

Überhaupt reichte es ja zum großen Kummer des aufgeklärten Jahrhunderts nicht aus, dem gemeinen Mann die bloße Möglichkeit zu einer vermehrten Arbeitsleistung zu verschaffen. Es bedurfte vielmehr einer sehr eindringenden Tätigkeit der staatlichen Behörden, um die Arbeitskräfte richtig zu leiten. Auch der aufgeklärte Despotismus des ausgehenden 18. Jahrhunderts konnte Erfolge nur dann erzielen, wenn er zugleich als bevormundender Polizeistaat auftrat und selbst überall das Neue schuf.

Daß die landwirtschaftlichen Reformen an erster Stelle besprochen werden, liegt nicht nur an den Lokalverhältnissen Weimars, an der überragenden Bedeutung, die hier die Landwirtschaft für das ganze Erwerbsleben hatte, sondern ebenso an den Zeitumständen. In begreiflichem Rückschlag gegen die Einseitigkeit des Merkantilismus, der Handel und Industrie auf Kosten der Landwirtschaft bevorzugte, und aus praktisch-wirtschaftlichem Bedürfnis stand die Frage einer Verbesserung der Landwirtschaft überall auf der Tagesordnung. Die althergebrachte Wirtschaftsform der Dreifelderwirtschaft, die mit geringen Ausnahmen auch in Weimar üblich war, versagte. Schon die Tatsache, daß alljährlich ein Drittel des brauchbaren Bodens brach lag, widersprach dem Gedanken einer möglichst starken Benutzung aller wirtschaftlichen Kräfte. Noch stärker fiel ins Gewicht, daß die Erträge nicht mehr ausreichten. Der Boden war infolge der seit Jahrhunderten üblichen extensiven Bewirtschaftung erschöpft und gab wenig Korn und namentlich wenig Futter her; der Futtermangel lähmte die Viehzucht,

so daß es dem Acker wieder an Dung fehlte. Hier setzten daher die Reformbestrebungen ein; es galt durch Vermehrung des Futters eine Verbesserung des Viehstandes zu ermöglichen, und diese Vermehrung war zu erreichen, wenn die Brache und die bisher nur als Weide mangelhaft ausgenutzten Gemeindeländereien mit Futterkräutern bebaut wurden; die natürliche Folge davon war, daß die Viehzucht von dem Weidebetrieb zur Stallfütterung übergehen mußte. Das sind die Gedanken, die unzählige Schriften damals verbreiteten, die manche Enthusiasten sogar von den Geistlichen auf der Kanzel, von den Schullehrern in der Schule vorgetragen haben wollten; auch allerhand wissenschaftliche Gesellschaften, unter ihnen die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, beteiligten sich an den Erörterungen über die Möglichkeit und Nützlichkeit dieser Vorschläge. Aus der großen Zahl von Schriftstellern sei hier nur einer genannt, J. C. Schubart, den Joseph II. mit dem bezeichnenden Namen Edler vom Kleefeld in den Adelsstand erhob; er ist nicht nur der bedeutendste und energischste Vorkämpfer des Futterkräuteranbaus und der Stallfütterung, sondern als Besitzer des bei Zeitz gelegenen Gutes Würchwitz bezieht er sich auch vor allem auf die sächsisch-thüringischen Gegenden.

Eine große Zahl von Staaten war schon zur praktischen Durchführung dieser Gedanken übergegangen. England und die am Meere gelegenen deutschen Länder konnten zwar für Weimar kaum maßgebend sein, da hier die Voraussetzungen wesentlich anders waren. Aber Preußen, Anhalt, Baden, Bayern und viele andere Staaten bewiesen, daß auch für die im Binnenlande liegenden Gebiete die Reform zweckmäßig sei. Freilich gab es eine große Gruppe, die der Reform feindlich gegenüberstand, die Großgrundbesitzer, die bisher ihre Herden, namentlich ihre Schafherden, auf dem brach liegenden fremden Grund und Boden hatten weiden lassen

dürfen und auf diese sogenannten Hut- und Triftrechte selbst gegen Entschädigung in barem Gelde nicht verzichten wollten. Aus Schubarts Schriften geht deutlich hervor, daß die Triftberechtigten in Sachsen und Thüringen besonders lebhaft für ihre alten Vorrechte eintraten.

Einige Anläufe zur Einführung der Futterkräuter waren auch in Weimar längst gemacht worden. Die Rentbeamten waren seit 1734 angewiesen, dafür zu sorgen, daß auf den in der Regel verpachteten Kammergütern Versuche mit dem Anbau von Klee gemacht würden. 1764 war eine neue Instruktion zur Beförderung des Kleeanbaues erlassen worden. Aber Beschwerden der Landstände über die Beeinträchtigung ihrer Triftrechte und mangelnder Nachdruck von seiten der Regierung hatten jedes praktische Ergebnis dieser Vorschriften verhindert. Erst mit Carl August kam neues Leben in die weimarische Landwirtschaft. Sein Berater auf diesem Gebiet war vor allem Merck, der in seinen Briefen allerhand über die Reformen in Hessen-Darmstadt zu berichten wußte. Mercks Empfehlung war auch die Berufung Battys zu danken, die sich als sehr segensreich erwies. Er wurde als Landkommissar im Fürstentum Eisenach angestellt und ließ sich namentlich die Verbesserung der Wiesen und damit indirekt der Viehzucht im Gebirgsland angelegen sein. Aus Carl Augusts und Goethes Briefen wissen wir, wie sehr seine Wirksamkeit befriedigte, wie sehr sie beide sich freuten, in Batty einen Mann gefunden zu haben, der anders als der Durchschnitt der weimarischen Beamten die ihm übertragene Aufgabe „ordentlicher, geschwinder und ausführlicher vollbrachte, als es das gnädigste Rescript nicht besagen konnte".[1]

Battys Tätigkeit beschränkte sich freilich auf ein kleines Gebiet, die Ämter Lichtenberg und Kaltennordheim, die von

[1] Vgl. Goethes Brief an Merck vom 11. Okt. 1780 (Briefe 4,306).

dem Kern des weimarischen Landes getrennt auf der Südwestseite des Thüringer Waldes lagen. Im eigentlichen Fürstentum Weimar scheint er damals noch nicht eingegriffen zu haben. Aber auch hier ging es seit dem Regierungsantritt Carl Augusts vorwärts. Namentlich das Landschaftskassendirektorium nahm sich im Interesse der Steuerkraft der Untertanen der Futterkräuter an, suchte vor allem durch Gewährung von Vorschüssen für die Beschaffung des Samens und die bessere Einrichtung der Ställe den Bauern den Übergang zu der neuen Wirtschaftsweise zu erleichtern. Es stieß dabei freilich auf ein unerwartetes Hindernis, die Kammer. Diese stand dem Anbau der Futterkräuter mit zwiespältigen Gefühlen gegenüber; sie sah wohl ein, daß er im Interesse der Gesamtbevölkerung alle Unterstützung verdiene, aber andererseits glaubte sie sich in erster Linie verpflichtet, die eigenen finanziellen Rechte zu wahren, und da die Kammergüter wie die meisten Rittergüter ausgedehnte Hut- und Triftrechte auf bäuerlichem Grund und Boden besaßen, so fürchtete sie von der Zunahme der Futterkräuter eine Minderung der eigenen Einnahmen. Aus diesem Zwiespalt heraus verfaßte sie im Jahre 1782 ein Reglement über die Ansäung des Klees und der Esparsette im Fürstentum Weimar, das angeblich die Verbreitung dieser Gewächse zum Ziel hatte, tatsächlich sie aber nur erschwerte und deshalb von dem Vorkämpfer des Kleebaus, Schubart, scharf, aber, wie Goethe urteilte, zutreffend getadelt wurde.[1] Schlimmer als die unzweckmäßigen Vorschriften, die auf dem Papier standen, war es, daß die von der Kammer abhängigen Lokalbeamten die Sache nicht unterstützten und da-

[1] Das Reglement vom 8. März 1782 steht bei Schmidt 5,209 ff., Schubarts Ausfall, den Goethe in seinem Brief vom 26. November 1784 an Carl August (Briefe 6,396 f.) als berechtigt bezeichnet, steht in seinen ökonomisch-kameralistischen Schriften 3,98 ff.

mit den Bemühungen des Kassendirektoriums direkt entgegenwirkten. Denn die Bauern waren, ganz abgesehen von der ihnen überall und zu allen Zeiten innewohnenden Abneigung gegen Neuerungen, gar nicht kapitalkräftig genug, um ohne Hilfe zu neuen Wirtschaftsformen überzugehen, die sich nicht schon im ersten Jahre bezahlt machen konnten. So kam der Anbau der Futterkräuter trotz dem unzweifelhaft vorhandenen guten Willen der Regierung und Goethes nicht vorwärts.

Auch der besonders im Eisenachischen gemachte, zum Teil mit herrschaftlichen Geldern unterstützte Versuch, allerhand Handelsgewächse wie Tabak, Krapp (ein damals viel gebrauchtes Färbemittel) und Maulbeerbäume als die Grundlage der Seidenindustrie einzubürgern, hatte keinen rechten Erfolg. Neben natürlichen Hindernissen, dem für Krapp und Maulbeerbäume allzu rauhen Klima und dem Sinken der Tabakpreise nach dem englisch-amerikanischen Frieden, lag auch hier die Schuld an der Indolenz der Bevölkerung und noch mehr an der Gleichgültigkeit der Beamten; es ist sehr bezeichnend, daß der Seidenbau im Amt Großrudestedt nur so lange gepflegt wurde, wie ein tätiger Amtmann da war, unter dessen Nachfolger aber sofort einschlief.

Das gleiche Schicksal, nach allerhand Versuchen und Anläufen ohne ersichtlichen Grund eingestellt zu werden, erlitt auch der Plan, durch Zerschlagung einiger großer Güter eine intensivere Bewirtschaftung des Bodens herbeizuführen. Spätestens seit Beginn des Jahres 1780 beschäftigte sich Carl August damit, Merck empfahl unter Hinweis auf die im Darmstädtischen gemachten günstigen Erfahrungen die Zerschlagung im wirtschaftlichen und finanziellen Interesse, im Frühjahr 1785 schickte Goethe den Kammerkonsulenten Schwabhäuser nach Darmstadt, damit er ge-

naue Erkundigungen über den geeignetsten Weg einhole, aber damit hören auch die Nachrichten über die Zerschlagung auf.

Infolgedessen scheiterte aber auch der weitere Plan, die Bevölkerungszahl zu vermehren. Nicht allein das ebenfalls von Merck angeratene Experiment, Mennoniten im Eisenachischen anzusiedeln, mißglückte, sondern es war auch, solange es nicht gelang, mehr Grund und Boden für die Bauernsiedlung zu gewinnen, gar nicht möglich, neue Einwohner in großer Zahl ins Land zu ziehen, da schon die vorhandenen Menschen nicht alle ernährt und beschäftigt werden konnten. War es doch zeitweise sogar notwendig, Landeskindern den Eintritt in fremde Militärdienste zu gestatten, weil sie im Inland nicht leben konnten, eine Maßregel, die mit dem vielberufenen Soldatenhandel der deutschen Fürsten nichts gemein hat, nicht im Interesse des Fürsten, sondern in dem der auswandernden jungen Leute lag.

Freilich wird es nie möglich sein, in einem bereits reichlich besiedelten Lande einer wachsenden Bevölkerung durch stärkeren landwirtschaftlichen Betrieb die nötige Beschäftigung und ausreichenden Lebensunterhalt zu verschaffen. Deshalb wird die Agrarpolitik Carl Augusts von Anfang an begleitet von Versuchen, die Industrie im Lande zu vermehren, um der Bevölkerung Arbeit zu verschaffen und durch die eigenen Erzeugnisse entweder bares Geld aus dem Auslande zu gewinnen oder doch den Abfluß des Geldes ins Ausland zu vermindern. Am bekanntesten ist davon, wegen des besonderen Anteils, den Goethe daran genommen hat, die Wiederinstandsetzung des Ilmenauer Bergwerks. Da dessen Geschichte erst vor kurzem von J. Voigt[1] ausführlich und zuverlässig beschrieben worden ist, möchte ich darauf nicht weiter eingehen; ist doch auch das erste Jahrzehnt von

[1] Julius Voigt, Goethe und Ilmenau (1912).

Carl Augusts Regierung fast nur von Vorbereitungen für den künftigen Betrieb erfüllt gewesen.

Wichtiger als das Bergwerk, das nur für den Ilmenauer „Winkel" Bedeutung besaß, waren die Strumpf- und Wollmanufakturen in Apolda; denn von ihrem Gange hing zugleich der Preis eines wichtigen landwirtschaftlichen Erzeugnisses, der Wolle, ab. Zur Verbesserung ihrer recht ungünstigen Lage wurde allerhand erwogen, Herabsetzung der Steuern, um die „Fabrikanten", d. h. nach heutigem Sprachgebrauch die Arbeiter, zu entlasten, Errichtung einer Leihbank, um den Unternehmern billigeren Kredit zu verschaffen, Erlaß von Vorschriften, um den Verbrauch der Apoldaer Fabrikate zu steigern. Aber das waren nur kleine Mittel, und sie wurden nur schwach oder gar nicht durchgeführt. Die Steuerermäßigung trat erst 1784 in Kraft, da die Landstände 1777 auf die 660 Taler, die die Apoldaer Strumpfwirker für den Betrieb ihrer Wirkerstühle zu zahlen hatten, nicht verzichten wollten; sie war auch nicht bedeutend genug, um die Lage der Arbeiter irgendwie zu verbessern. Die Errichtung einer Leihbank war zuerst von Kalb in Angriff genommen worden. Sein etwas überschwänglicher Plan (vgl. oben S. 88) wurde den Ausschüssen der drei Landschaften bei ihren Tagungen im Jahre 1777 in wesentlich einfacherer, sich nur auf allgemeine Grundzüge beschränkender Fassung mitgeteilt. Weimar und Jena waren bereit, zur Ausführung beizutragen, und es begannen lange Verhandlungen, an denen sich außer Kalb und Fritsch auch Goethe beteiligt zu haben scheint. Aber als man dem Abschluß schon nahe war, da wollte weder die Regierung noch die Landschaften das Risiko auf sich nehmen, das auch mit einer nur gegen Faustpfand ausleihenden Bank verknüpft war; so scheiterte auch dieses Projekt. Ebensowenig Erfolg hatten die Vorschriften, die einen stärkeren Absatz erzwingen

sollten, z. B. die Verfügung, daß Leichen ohne Rücksicht auf den Stand nur mit einheimischen Waren bekleidet werden dürften. Auch Seidels gutgemeinter Vorschlag, die ganze Strumpfwirkerei in staatliche Verwaltung zu nehmen, konnte der Apoldaer Industrie nichts helfen; wohl rechnete er eine Verzinsung von 11% heraus und hoffte, sie durch Vermehrung der Stühle noch erhöhen zu können, aber seine Berechnung hatte einen Grundfehler: sie berücksichtigte die Schwierigkeiten des Absatzes nicht.

Denn das war ja das Hauptleiden der Apoldaer Manufakturen, daß der Absatz zurückging. Solange das nicht behoben war, konnte keine staatliche Maßregel wirklich helfen, aber auf diesem Gebiete war der weimarische Staat machtlos. Er war zu klein und zu wenig abgerundet, um ein eigenes Wirtschaftsgebiet abzugeben, und der seiner Industrie schädlichen Handelspolitik der großen und mittleren Staaten konnte er nicht entgegentreten. Selbst Hessen gegenüber wagte er nicht energisch vorzugehen und Gleiches mit Gleichem, Ausfuhrverbot mit Ausfuhrverbot zu vergelten.

Diese durch die geographische Lage gegebene Schwäche machte es auch unmöglich, einen selbständigen Handel im Lande zu schaffen. Daran gedacht hatte bereits Anna Amalia, seit 1768 bestand eine besondere Kasse, um die Straßen in guten Stand zu setzen und auf diese Weise den Handel anzulocken. Aber auch auf diesem Gebiet war ihre Regierung über gute Absichten nicht hinausgekommen; erst als Goethe zu Beginn des Jahres 1779 die Leitung der Wegebaudirektion übernahm, begann die Zeit ernstlichen Chausseebaus. Zunächst wurde die Chaussee von Weimar nach Jena hergestellt, daneben die Straße von Weimar nach Erfurt, wobei die Absicht bestand, auch die Straße von Weimar nach Auerstädt auszubauen, um auf diese Weise den Durchgangshandel von der bisher benutzten Straße Erfurt—Buttel-

stedt—Eckartsberga hinweg über Weimar zu lenken. Daß damit Nützliches geschaffen wurde und daß der Straßenbau gerade in den nahrungslosen Zeiten manche sonst brachliegende Arbeitskraft beschäftigte, ist nicht zu bezweifeln. Aber die großen Hoffnungen, die damit verbunden wurden, erfüllten sich nicht. Die Mittel, die zur Verfügung standen, waren viel zu gering. So kam, nach einem ausführlichen Bericht Goethes vom 9. Juni 1786, die Wegebaudirektion in die Lage aller „unproportionirlichen Haushaltungen, wo man die Bedürfnisse nicht zu rechter Zeit noch mit Rath anschaffen, das Geschäft in einer gewissen Folge und Ordnung vornehmen und durch eine regelmäßige Behandlung manches fördern und sparen kan". Sie konnte nicht einmal alle schlechten Wege rechtzeitig ausbessern, mußte oft Steine, die zum chausseemäßigen Ausbau einer Straße bestimmt waren, benutzen, um Löcher notdürftig auszufüllen. Noch einige Menschenalter, meinte Goethe, würden hingehen, bis die Straßen sämtlich in guten Stand gesetzt wären. Aber das technische Moment kam gar nicht allein in Frage. Selbst wenn es gelungen wäre, in kurzer Zeit alle Straßen zufriedenstellend auszubauen, wäre es fraglich gewesen, ob der Handel wirklich die alten Straßen verlassen und die weimarischen aufgesucht hätte. Denn eine unbedingte Freiheit des Handelsverkehrs gab es im 18. Jahrhundert noch nicht, und wie Weimar selbst auf einigen Straßen das Geleitsrecht, d. h. das Recht, für die Benutzung der Straße eine Abgabe zu erheben, zugleich aber auch die Fuhrleute an der Benutzung von Nebenstraßen zu hindern, besaß, so war auch der Verkehr auf der großen Frankfurt-Leipziger Straße durch Verträge geregelt, die Weimar nicht einseitig ändern konnte.

5

Die Betrachtung der Wirtschaftspolitik, die Carl August im ersten Jahrzehnt seiner Regierung getrieben hat, hinterläßt gewiß den Eindruck, daß dem Wollen das Vollbringen nicht gleich gekommen sei. Auch Carl August glaubte, daß er von seinen Beamten in allen wirtschaftlichen Fragen nicht genügend unterstützt werde, daß ihnen die nötigen Kenntnisse fehlten. Trotzdem kann man nicht sagen, daß die Maßnahmen der weimarischen Regierung ihr Ziel ganz verfehlt hätten. Wir sind, wenn wir die wirtschaftspolitischen Taten und Erfolge deutscher Regierungen des 18. Jahrhunderts beurteilen, nur allzuleicht geneigt, sie mit Preußen zu vergleichen, vergessen aber dabei die Verschiedenheit der leitenden Gedanken. Preußen geht vom Staate aus, seine Wirtschaftspolitik ist ein Teil seiner Großmachtspolitik, deshalb erscheint ihm der Zwang gegenüber den Untertanen als etwas Natürliches und Berechtigtes; hier ist der aufgeklärte Despotismus wirklich despotisch gewesen, wenn auch vielleicht gerade im Kriegsjahr 1914/15 der Hinweis darauf angebracht ist, daß Leistungen, wie sie die modernen Staaten von ihren Untertanen fordern und willig erhalten, für den Absolutismus des 18. Jahrhunderts undenkbar gewesen sind. Anders als der preußische wirkt der aufgeklärte Despotismus der Kleinstaaten; hier ist der Ton durchaus auf das Wort aufgeklärt zu legen. Für ihn ist nicht die Macht des Staates die Richtschnur, sondern er will für möglichst viele Einzelne das Leben glücklicher und behaglicher gestalten. Darum fehlt allen Zwangsmaßregeln, die er zum Teil fremden Vorbildern folgend verhängte, der rechte Nachdruck. Und deshalb steht neben der Wirtschaftspolitik überall gleichberechtigt eine ausgedehnte Wohlfahrtspolitik, die sich auch derer annimmt, die vom Staate nur noch Schutz und Hilfe empfangen, ihm keine wirtschaftlichen Leistungen mehr geben konnten.

Das gilt zunächst von den Armen. Es war bisher in der Regel Sache der einzelnen Gemeinden gewesen, ihre Armen zu versorgen; aber das ausgedehnte Bettlerwesen bewies, daß die Gemeinden ihrer Pflicht nicht genügten, wohl auch nicht genügen konnten. Ob die Bettler im Laufe des 18. Jahrhunderts wirklich zahlreicher und zudringlicher wurden, wie man aus den vielen Klagen schließen könnte, mag dahingestellt bleiben, Tatsache ist, daß in vielen deutschen Staaten im letzten Drittel des Jahrhunderts Maßregeln zur Versorgung der Armen und zur Einschränkung des Bettelns getroffen wurden. Auch Weimar gehörte zu ihnen. 1776 wurden nach dem dessauischen Vorbild in den einzelnen Landstädten Almosenkassen errichtet, aus denen die Armen der Bezirke versorgt werden sollten. Abgesehen von einzelnen festen Abgaben, namentlich für Befreiungen von Polizeivorschriften wie über die Grenzen des bei Kindtaufen und ähnlichen Festen gestatteten Aufwandes, waren diese Kassen auf freiwillige Beiträge angewiesen. Da diese nicht genügten, mußten die Zwangsbeiträge dauernd erhöht werden, 1780 wurde z. B. eine 1%ige Besoldungssteuer eingeführt. Auch wurden, um das Ehrgefühl der Bürger wachzurufen, seit 1784 die Abschlüsse wenigstens der weimarischen Kasse mit Angabe der freiwilligen Beiträge veröffentlicht. Einen durchgreifenden Erfolg erzielten diese Maßregeln nicht; weder die Armut noch der Bettel nahmen ab, eine Erscheinung, die sich freilich nicht auf das Fürstentum Weimar beschränkt. Es fehlte vor allem in Stadt und Land an den nötigen Exekutivorganen, die den privaten Bettel hätten unterdrücken und das alle staatliche Maßnahmen durchkreuzende Einschleichen fremder Bettler hätten verhinden können.

Neben der Armenpflege erfreuten sich in jener Zeit die dem Entstehen der Armut vorbeugenden Anstalten einer

besonderen Fürsorge der Staaten. Der uns heute ganz geläufige Gedanke, sich gegen die Vermögensschädigungen durch natürliche Unglücksfälle wie Tod oder Feuer durch Versicherungen zu schützen, war damals etwas ganz Neues, fand aber rasch Verbreitung. Auch die weimarische Regierung folgte dem Geiste der Zeit und errichtete 1783 eine Witwen- und Waisensozietät, die es jedem weimarischen Untertan ermöglichen sollte, gegen jährliche Einzahlungen für seine Frau und unversorgten Kinder eine Lebensrente zu sichern. Die Satzungen der Sozietät verwiesen mit Recht auf die vielen bereits gescheiterten Witwenkassen; aber eine glückliche Lösung der schwierigen Aufgabe, zwischen Beiträgen und Renten ein sowohl für die Kasse wie für die Versicherten dauernd erträgliches Verhältnis zu finden, boten sie nicht. Es war kein glücklicher Gedanke, den Wirkungskreis der Gesellschaft auf die weimar-eisenachischen Lande zu beschränken, damit wurde die Grundlage unnötig verkleinert, und der Staat übernahm doch keine Gewähr für die versprochenen Leistungen. Immerhin kam die Gesellschaft zustande und behauptete sich; eine größere Bedeutung erlangte sie aber mit ihrem Höchststande von 100 Teilnehmern nicht.

Auf wesentlich anderer Grundlage beruhte die Feuerversicherung, die bereits 1768 unter Anna Amalia geschaffen worden war. Sie war reine Staatsanstalt, der alle Häuserbesitzer beitreten mußten, und erhob die Beiträge im Weg der Umlage, die nach jedem größeren Brande ausgeschrieben wurde. Sehr beliebt war sie nicht. Die große Masse empfand die Beiträge als eine neue Last, die wie jede Reallast den Verkaufswert der Häuser verminderte; daß die früher übliche Bettelei, die sich an jeden Brand anschloß, aufgehört hatte, das wurde natürlich nicht beachtet. Nachlässigkeiten der Lokalbeamten, die sich um die Verwendung der ausge-

zahlten Entschädigungen nicht kümmerten, trugen auch dazu bei, daß den Untertanen der Nutzen der Sache nicht zum Bewußtsein kam. Die Anträge auf Befreiung von dem Versicherungszwang waren daher überaus zahlreich. Aber die Regierung blieb fest und lehnte jeden dieser Anträge ab. Nur die 1772 verfügte Verbindung der Versicherungen für Weimar und Eisenach wurde auf das lebhafte Drängen der Eisenacher 1781 wieder aufgehoben; allerdings war Eisenach bisher der gebende Teil gewesen, da es fast 31 000 Taler nach Weimar gezahlt und nur 64 Taler erhalten hatte. Aber die Trennung erfolgte zur Unzeit, denn 1782 brannte die ziemlich beträchtliche Stadt Creuzburg ab, und die Eisenacher mußten diesen Schaden allein tragen.

Schon aus finanziellem Interesse wurde überall das Feuerversicherungswesen durch eine Verbesserung der Feuerlöschanstalten ergänzt. Daß das auch in Weimar geschah, dafür sorgte schon der persönliche Anteil, den Carl August an allen diesen Dingen nahm. Vorschriften hatte es auch früher schon gegeben, sie nehmen in Schmidts Auszug über 100 Seiten ein, aber es hatte sowohl an Aufsicht über die Durchführung der zur Verhütung von Feuersbrünsten getroffenen Bestimmungen wie besonders an zweckmäßiger Leitung der Löscharbeiten und an brauchbaren Instrumenten gefehlt. Hier nach Kräften eingegriffen zu haben, ist Carl Augusts eigenes Verdienst. Die seit 1780 verfügten neuen „Feueranstalten"[1] sind in der Hauptsache sein Werk. Er ernannte einen Feuerinspektor, dessen Aufgabe es war, für die Einhaltung der früher erlassenen Vorschriften, namentlich über die Reinhaltung der Schornsteine und über die Anlegung der Feuerstellen zu sorgen; da er auch berechtigt war, vorschriftswidrige Einrichtungen entfernen zu lassen, so ist es

[1] Vgl. die übrigens nicht vollständige „Nachricht von denen seit dem Jahre 1780 getroffenen Feueranstalten" bei Schmidt 3,143/86.

kein Wunder, daß er allgemein verhaßt wurde. Für das eigentliche Feuerlöschwesen wurde eine besondere Feuerdirektion mit straffer, fast militärischer Ordnung eingesetzt. Sie hatte vor allem die Stadt Weimar unter sich. Der Feuerdirektor hatte eine Anzahl von Adjutanten aus der Zahl der Beamten und Kaufleute, außerdem war für jede Spritze die Besetzung mit Kommandeuren, Rohrführern und Arbeitern genau vorgeschrieben. Die Pflicht zum Löschdienst lag auf den Hausbesitzern; wer sie nicht erfüllen wollte, mußte einen Vertreter stellen. Wer einen Posten übernommen hatte, war verpflichtet, sich jederzeit zur Verfügung zu halten und die Stadt auf längere Zeit nicht ohne Urlaub zu verlassen. Auch für das platte Land wurden genaue Bestimmungen erlassen. Für die Vermehrung und Verbesserung der Löschgeräte, namentlich der Spritzen, fehlte es zunächst an Mitteln. Erst 1786 wurden die von der Kammer ausgesetzten 400 Taler durch Zuschüsse der Stände um 270 Taler erhöht. Wohlhabende Gemeinden hatten sich aber ihre Geräte selbst zu beschaffen.

Außer allen diesen Gegenständen gehörte auch das Medizinalwesen zu den Aufgaben der Generalpolizeidirektion. Die staatliche Förderung der Gesundheitspflege steht damals freilich noch in den Anfängen. Das liegt nicht nur an dem niedrigeren Stand der medizinischen Wissenschaft, sondern auch an der größeren Zurückhaltung des Staates vor Eingriffen in das Leben des Einzelnen. Daß man z. B. die Impfung erzwingen könne, galt allgemein als durchaus unzulässig. „Es würde sich“, so sagt ein Gutachten der medizinischen Fakultät zu Jena vom Jahre 1801, „nicht mit der jedem Hausvater zukommenden unbestreitbaren Freiheit vereinigen lassen, wenn die Landesobrigkeiten die Impfung der gewöhnlichen Blattern, deren Nutzen außer allem Zweifel ist, anbefehlen und ihren Untertanen . . . mit Gewalt

aufdringen wollten; viel weniger würde es sich vor dem Tribunal der gesunden Vernunft, welches allen Menschen ohne Ausnahme heilig sein muß, und vor dem unbestechbaren Urteil der Nachwelt rechtfertigen lassen, wenn Hausväter oder Hausmütter gezwungen werden sollten, die ihnen von der Vorsehung geschenkten Kinder einer Gefahr zu unterwerfen." Die Regierung teilte diesen Standpunkt durchaus. Damit wurde aber die Tätigkeit des Staates im Medizinalwesen darauf beschränkt, der Bevölkerung die Möglichkeit zu guter Pflege zu eröffnen. Er sorgte daher vor allem für gute Ärzte, ferner durch Gewährung von kleinen Besoldungen für die Ansiedlung von Ärzten auf dem Lande. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Ausbildung der Hebammen geschenkt, einer Frage, die damals allenthalben viel beachtet wurde.

6

Der humane Zug, die wohlwollende Fürsorge für das Individuum, die die Politik des aufgeklärten Kleinstaats bestimmen, prägen sich auch deutlich in der Rechtspflege aus. Das Ende des 18. Jahrhunderts ist eine Zeit ausgedehnter Justizreformen, sowohl im Zivilrecht wie im Strafrecht. Im Zivilrecht war der Grundgedanke, dem rechtsuchenden Untertan möglichst guten Rechtsschutz von Staatswegen zu sichern, ihn instand zu setzen, sich selbst ein Urteil über seine Ansprüche zu bilden und sie selbst zu verfechten. Am weitesten ist auf diesem Gebiete wohl die preußische Gesetzgebung gelangt, indem sie mit dem Allgemeinen Landrecht ein gemeinverständliches, möglichst viele Einzelfragen behandelndes materielles Recht und mit der Allgemeinen Gerichtsordnung ein rein staatliches, von jeder Mitwirkung der Advokaten absehendes Prozeßverfahren schuf.

Wie die meisten andern Staaten kam auch Weimar mit

seinen Justizreformen nicht so weit. Die schwierige Aufgabe, das materielle Recht zu verzeichnen, wurde überhaupt nicht angegriffen; aber auch die andern großen Reformen, die Feststellung der Taxordnungen und die Reform des Zivilprozesses blieben nach mehr oder weniger umfangreichen Vorarbeiten liegen. Aber im einzelnen wurde doch sehr vieles in der Rechtspflege gebessert. Als ein Vorteil für die Untertanen galt allgemein die Aufhebung des persönlichen Sportelbezugs der Justizbeamten; sie sollte nicht nur dem übermäßigen, ungerechten Sportulieren, sondern überhaupt dem bei der menschlichen Schwäche leicht entstehenden Hang zur umständlichen, sportelreichen Prozeßführung ein Ende machen. 1777 trugen die weimarischen Landstände darauf an, 1785 nahm sich der Herzog der Sache von neuem selbst an. Sie scheiterte damals; denn obwohl die Beamten dem Gedanken zustimmten, so hatten sie doch nicht das Zutrauen zu sich selbst, daß sie auch ohne persönliches Geldinteresse ihre Pflicht gegen die prozessierenden Untertanen erfüllen würden. Sie glaubten vielmehr, daß sowohl die landesherrliche Kasse, die nunmehr die Sporteln erheben, aber die Amtleute für den Wegfall entschädigen sollte, wie die Untertanen geschädigt werden würden. Auch das Regierungskollegium als Justizaufsichtsbehörde traute sich die Kraft nicht zu, diesen Beamten gegenüber für eine prompte Justiz sorgen zu können. Deshalb unterblieb die Reform.

Mehr Energie wurde den Advokaten gegenüber gezeigt. Daß sie ein Krebsschaden für die Untertanen seien, darüber war damals fast die ganze Welt einig. Aber wie man diesen Schaden ausbessern solle, darüber gingen die Ansichten auseinander. Scharfe Kämpfe, wie sie Friedrich Wilhelm I. einst gegen die Advokaten geführt hatte, und ähnliche, deren Tätigkeit lediglich beschränkende Vorschriften, hatten keinen Erfolg haben können. Denn bei der Unklarheit des mate-

riellen Rechts und bei der Umständlichkeit und Unübersichtlichkeit des gerichtlichen Prozesses brauchte der nicht rechtsgelehrte Mann zur Führung eines Prozesses unbedingt einen Rechtsbeistand; und je mehr diesen Advokaten der ehrliche Erwerb durch gesetzliche Vorschriften erschwert wurde, desto mehr machten sie sich die vielen, in der Gesetzgebung und Prozeßordnung geöffneten Hintertüren zum unehrlichen Erwerb zu nutze. Daß eine Reform dieses unentbehrlichen Standes nicht durch entehrende Maßregeln, sondern nur durch Verbesserung seiner Lage, durch offene Anerkennung der Advokaten als wesentlicher Gehilfen bei der Rechtsprechung erzielt werden könne, das wurde nur von wenigen einsichtsvollen Männern wie J. Möser und F. v. Ramdohr geäußert.[1] In der Hauptsache galt damals noch der Kampf gegen sie als das richtige Mittel. Preußen ersetzte sie — freilich ohne bleibenden Erfolg — 1781 durch staatliche Beamte, die Assistenzräte. Weimar begnügte sich damit, ihre Zahl zu beschränken, konnte aber die meist den Advokaten zur Last gelegten Verschleppungen der Prozesse nicht beseitigen, solange seine Gesetzgebung noch an dem Grundsatz der tres immediate subsequentes festhielt, d. h. den Parteien gestattete, einen Prozeß von Instanz zu Instanz über alle Schöppenstühle und Juristenfakultäten so lange fortzuziehen, bis drei aufeinanderfolgende Urteile übereinstimmten.

Das eisenachische Regierungskollegium hob diesen angeblich „eingeschlichenen Gerichtsbrauch" des Erfordernisses von drei aufeinanderfolgenden übereinstimmenden Erkenntnissen im Jahre 1778 kurzerhand auf und verbot

[1] Vgl. J. Möser, Also ist die Anzahl der Advokaten nicht so schlechterdings einzuschränken (Patriotische Phantasien 3,190ff.), und F. v. Ramdohr, Über die Organisation des Advokatenstandes in monarchischen Staaten (1801).

die Weiterführung von Prozessen, in denen überhaupt drei übereinstimmende Urteile ergangen waren. Auch so blieb die Zahl der Instanzen, an die ein sportelsüchtiger Advokat einen rechthaberischen Klienten verweisen konnte, noch groß genug, da die Versendung der Akten an Spruchkollegien gestattet war und nach einem Endurteil durch die „Leuterung" der Prozeß noch einmal aufgenommen werden konnte. Aber das weimarische Kollegium glaubte im Interesse der Rechtssicherheit von den drei aufeinanderfolgenden Urteilen nicht abgehen zu dürfen. Es verkannte dabei nicht, daß eine gewisse Beschleunigung des Verfahrens notwendig sei. Sein Werk ganz ausschließlich ist vielmehr die zur Abkürzung der Prozesse erlassene Konstitution vom 1. Dezember 1775. Carl August und seine Geheimen Räte haben um sie kein anderes Verdienst, als daß sie den seit 1768 fertig vorliegenden Entwurf in Kraft gesetzt haben. Diese Konstitution beschneidet einige unnötige Umständlichkeiten des bisherigen Verfahrens, setzt Strafen auf das die Prozesse unnötig verlängernde Leugnen notorisch wahrer Klagepunkte und sucht vor allem durch Erleichterung des gütlichen Verfahrens die förmlichen Prozesse zu vermindern.

Außer dieser Konstitution übernahm Carl August auch eine Reihe von Vorarbeiten zu einer neuen Konkursordnung bei seinem Regierungsantritt. Deren Vorgeschichte reicht bis zum Jahre 1758 zurück. Damals hatte die eisenachische Regierung beantragt, das leichtfertige Schuldenmachen zu bestrafen. In langen Jahren war aus diesem Antrag und vielen Gutachten und Entwürfen ein umfangreiches Gesetz geworden, das nur zum kleinsten Teil noch an den ursprünglichen Vorschlag erinnerte und, wenn allen Anregungen nachgegeben worden wäre, sich zu einem das ganze bürgerliche Leben ordnenden Gesetzbuch ausgewachsen hätte. Ganz im Geiste des bevormundenden Polizeistaats

wollte das Gesetz das leichtfertige Schuldenmachen dadurch verhindern, daß es das Schuldenmachen überhaupt unter staatliche Aufsicht stellte, und für diese Aufsicht wurde die beliebte Form des „tintenklecksenden Säkulums", die Tabelle, gewählt. Der Vorschlag, daß die Behörden in Stadt und Land halbjährlich über die Vermögensumstände aller Personen mit genauer Angabe, ob sie ihr Gewerbe ordentlich besorgten, überflüssigen Aufwand trieben usw., berichten sollten, war in der Form in das Gesetz aufgenommen worden, daß alle zwei Jahre ein Verzeichnis des Vermögens und des Schuldenstandes aller Bürger und Bauern aufgestellt werden solle; die Kaufleute waren davon befreit. Daß trotzdem die Konkurse nicht ausbleiben würden, erkannte das Gesetz an, indem es zugleich den Konkursprozeß neu ordnete und zu beschleunigen versuchte. Der größte Teil des Gesetzes aber hatte dem Namen Konkurspatent und der Vorgeschichte zum Trotz mit den Konkursen nichts zu tun, sondern beschäftigte sich mit der Frage, wie die Konsenskapitalien, die Hypotheken, wie wir heute sagen, gegen Verluste gesichert werden könnten. Unter dem Eindruck der Tatsache, daß infolge des Sinkens des Wohlstands und der Grundstückspreise viele Ausfälle bei den Hypotheken entstanden waren, daß in einzelnen Fällen auch Nachlässigkeiten der Richter festgestellt wurden, war das freie Ermessen des Gläubigers ganz ausgeschlossen und alles dem Richter übertragen worden. Er durfte auf ein Grundstück eine Hypothek nur bis zur Hälfte des Wertes eintragen, der durch besondere Taxatoren festgestellt worden war, und hatte dafür zu sorgen, daß alle drei Jahre die Werttaxe nachgeprüft und die Hypothek, wenn der Wert gesunken war, ermäßigt wurde; dieser Machtvollkommenheit entsprechend war aber auch seine Verantwortlichkeit gesteigert worden, er hatte dem Gläubiger für alle Verluste zu haften, und wenn er selbst nicht zahlungs-

fähig war, so mußte der Gerichtsherr für ihn eintreten. Die Stände, denen das Gesetz 1777 zur Begutachtung mitgeteilt wurde, erhoben gerade gegen diese Bestimmung lebhaften Widerspruch. Trotzdem wurde die Konkursordnung 1780 als Gesetz verkündet.

Aber es zeigte sich sehr bald, daß sie, obwohl oder vielleicht gerade weil seit 20 Jahren die Justizbehörden von Weimar und Eisenach an ihr gearbeitet hatten, praktisch garnicht durchgeführt werden konnte. Die Neuordnung des Hypothekenwesens gefährdete den Kredit. Es war anzunehmen, daß die Taxatoren und Richter, die für ihre Schätzungen drei Jahre lang zu haften hatten, als vorsichtige Leute den Wert der zu beleihenden Grundstücke allzu niedrig berechnen würden; damit war aber keine Partei zufrieden, und die Umständlichkeit der alle drei Jahre nötigen Erneuerung stieß auch auf Widerspruch. Goethe machte sich in einem umfangreichen, bisher ungedruckten Gutachten vom August 1781 zum Wortführer der Gegner. Er wendete sich darin zunächst gegen die Auffassung, daß es bedenklich sei, an einem einmal erlassenen Gesetz etwas zu ändern, und wies dann nach, daß das Gesetz wegen des übertriebenen Strebens nach Sicherheit der Hypothek sich nicht halten lasse; der Gläubiger habe sich selbst um die Sicherheit seines Kapitals zu kümmern, und das Vertrauen auf die Persönlichkeit des Schuldners sei ein Faktor, der nicht ausgeschaltet werden dürfe; die Strenge des Gesetzes werde notwendig den Wert der Grundstücke herabmindern, der nicht allein durch die Nutzung, sondern auch durch die Möglichkeit der Beleihung und des Verkaufs bestimmt werde. Der Kredit sei etwas Geistiges und dürfe nicht allzusehr eingeengt werden; aber „durch die ehernen Bande der neuen Constitution" würden Tüchtige und Untüchtige gleich behandelt. Da auch Schnauß diesem Gutachten sich anschloß, wurde das In=

krafttreten der Konkursordnung zunächst auf zwei Jahre, schließlich aber ganz ausgesetzt. Die ganze Arbeit war vergeblich gemacht worden.

Auf dem Gebiete des Strafrechts handelte es sich vor allem um eine Milderung der allzu harten Gesetzgebung der früheren Zeiten. Auch darin folgte Weimar dem Beispiel der andern Staaten. So hörte auch hier die Anwendung der Folter auf; der Zeitpunkt läßt sich freilich nicht genau feststellen, da die Folterung mit Rücksicht auf das Fehlen eines Indizienbeweises im deutschen Strafrecht nicht ausdrücklich aufgehoben wurde, sondern stillschweigend außer Übung kam. Der allgemeine Streit über die Berechtigung der Todesstrafe, in dem das humane Zeitalter sich in der Regel gegen die Todesstrafe aussprach,[1] fand einen Widerhall in den weimarischen Akten nur in der engeren Begrenzung auf die Frage der angemessenen Bestrafung des Kindesmords. Carl August selbst war es, der die Frage im Geheimen Konsilium zur Sprache brachte. Ein von J. C. Schmidt geschriebenes Reskript, in dem wir den Niederschlag seiner Ansichten erblicken dürfen, beweist, daß die vielen Erörterungen über die Strafe für den Kindesmord auf ihn Eindruck gemacht hatten. Das vom 13. Mai 1783 datierte Reskript bestreitet nämlich, „daß aus der eigentlichen Beschaffenheit dieses Verbrechens, wenn solches von der Mutter bei oder gleich nach der Geburt begangen wird, oder aus dem bei allen Strafen zum Grunde liegenden Endzweck, welcher bekanntlich kein anderer ist, als daß der Verbrecher eine der Moralität seiner begangenen Übeltat

[1] Auf eine bemerkenswerte Ausnahme möchte ich hier aufmerksam machen, auf J. Möser, der in den Patriotischen Phantasien 4,130 ff. der Frage, woher die Obrigkeit das Recht habe, Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen, die andere entgegensetzt, woher die Obrigkeit, die das Recht der Selbsthilfe abgeschafft habe, das Recht habe, gewisse Verbrecher am Leben zu erhalten.

angemessene Züchtigung erhalte und dadurch zugleich für andere ein warnendes und von solcher Art von Verbrechen abschreckendes Exempel aufgestellt werde, eine absolute Notwendigkeit herzuleiten sei, selbigen [den Kindesmord] mit dem Tode der Verbrecherin verbüßen zu lassen". Es schließt sich dem viel gebrauchten Einwand an, daß selbst die frühere Form der Vollstreckung, die Ertränkung, nicht abschreckend genug gewirkt habe, um zur Verminderung des Verbrechens beizutragen. Daraus folgerte das Reskript, im Gegensatz zum Zeitgeist, der Milde und Nachsicht für das Mädchen forderte, daß eine zweckmäßigere Strafe gefunden werden müsse, und stellte zur Erwägung, ob die Todesstrafe nicht durch eine länger dauernde und entehrende, deshalb mehr abschreckende Strafe wie Abschneidung des Haares, Ausstellung am Pranger mit öffentlicher Geißelung und darauffolgender lebenslänglicher Zuchthausstrafe ersetzt werden solle. Die Geheimen Räte waren aber anderer Ansicht; Fritsch und Schnauß meinten, daß das Leben, selbst das schmachvollste und elendeste, gerade für die niedrige Volksklasse stets das höchste Gut sei, daß also die Todesstrafe am besten geeignet sei, abschreckend zu wirken, und bestritten, daß eine Änderung notwendig sei. Goethes ausführlicher Aufsatz über die Bestrafung des Kindesmordes, den er dem Herzog Ende Oktober 1783 eingereicht hatte, ist bis jetzt leider nicht aufzufinden gewesen; nach einer eigenhändigen Notiz stimmte er mit den Voten von Fritsch und Schnauß durchaus überein, namentlich in der Überzeugung, daß es „räthlicher seyn mögte die Todtesstrafe beyzubehalten".

Unter sich einig und im Einklang mit dem Zeitgeist waren dagegen der Herzog und sein Konsilium in der Frage nach der Abschaffung der Kirchenbuße, die in den ernestinischen Landen damals für eine Anzahl von Vergehen,

namentlich bei denen gegen das sechste Gebot, in gesetzlicher Kraft stand. Der Kampf gegen sie war alt, schon 1728 und 1752 hatten die weimarischen Stände die Aufhebung beantragt; die Aufklärung kämpfte gegen sie als einen Rest des Papsttums, ein Zeichen priesterlicher Herrschsucht, als Kränkung der Menschenwürde; auch die Schriften, die durch die Preisfrage nach den geeigneten Mitteln zur Verhütung des Kindesmordes hervorgerufen wurden, forderten die Beseitigung. Diese schien auch deswegen ratsam, weil die Kirchenbuße gar nicht, wie sie nach der Theorie sein sollte, eine Aussöhnung des Sünders mit der Gemeinde und mit Gott war, sondern sich durch den für Geld käuflichen Dispens ausschließlich zu einer Sonderstrafe für die Armen, vor allem für die gefallenen Mädchen, umgestaltet hatte. Daß sie in dieser Form nicht haltbar sei, gab auch Herder zu, so energisch er auch die Unentbehrlichkeit der Kirchenbuße vertrat.

Durch einen Antrag der eisenachischen Stände vom Jahre 1777 kam die Frage für Weimar zur Sprache. Das weimarische Oberkonsistorium, dem sich das eisenachische in der Hauptsache anschloß, ging in seinem Bericht von Herders Standpunkt aus, daß die Abschaffung der Kirchenbuße nachteilig sei, daß aber eine Änderung, eine „möglichste Näherbringung zu ihrem ursprünglichen Wesen" ratsam, ja notwendig sei. Die Kirchenbuße sollte nur vom Oberkonsistorium verhängt werden und in einer privaten Ermahnung des Sünders durch den Geistlichen in Gegenwart eines Zeugen bestehen; freilich wollte das Oberkonsistorium nicht ganz auf die öffentliche Bloßstellung des Sünders verzichten, denn sein Name und die Art des Vergehens sollte mit der Tatsache der erfolgten Buße bekannt gegeben werden, und weil diese Bestimmung nach dem Geist der Zeit nicht ohne Ausnahme durchgeführt werden konnte,

hatte das Oberkonsistorium den von Herder verpönten Dispens als zulässig beibehalten müssen.

Die Gutachten des Geheimen Konsiliums sind uns nicht vollzählig erhalten; nur eines von Goethe[1] und ein kurzes Votum von Schnauß sind bei den Akten geblieben. Beide stimmen darin überein, daß die Kirchenbuße sowohl in ihrer jetzigen Form wie in ihrer angeblich ursprünglichen Gestalt mit der neuen Zeit unvereinbar sei. Goethe wollte sie nur als vertrauliche Ermahnung ohne Verlesung der Namen weiter bestehen lassen. Auch Schnauß gab offen zu, daß er sie recht selten machen und nach und nach ganz abschaffen wolle; Schwierigkeiten sah er nur darin, daß für Leute, die sich auf die erste Ermahnung nicht besserten, eine Verschärfung der Kirchenbuße, eine wirkliche, öffentlich sichtbare Strafe notwendig war. Das Ergebnis der Beratungen war ein Entwurf, der am 8. Mai 1781 beiden Oberkonsistorien zur Begutachtung zuging. Er unterwarf der Kirchenbuße außer den Fleischesvergehen auch andere Sünden, durch die öffentliches Ärgernis erregt werde, wie Gotteslästerung, Meineid, Wucher, Diebstahl usw.; die Buße sollte zuerst in einer privaten Ermahnung unter Zuziehung eines Zeugen bestehen, bei Rückfall in einer neuen Mahnung mit Androhung des Ausschlusses von der Kirche; wenn auch diese fruchtlos blieb, war das Oberkonsistorium berechtigt, den Sünder vom Abendmahl auszuschließen, bis er sich besserte.

Die Erledigung verzögerte sich, da das weimarische Konsistorium die Akten verlor, ein Ereignis, das bei den weimarischen Behörden leider nicht selten eintrat. Erst 1784 waren die Konsistorien, erst 1785 die Stände mit ihren Erwägungen zu Ende. Wesentlich war daran nur, daß aus

[1] Vgl. darüber Suphan in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1893, 6,597 ff.

Furcht vor Übergriffen der Geistlichkeit die weimarischen Stände die Ausdehnung der Kirchenbuße auf andere als Fleischesvergehen ablehnten, und daß Schnauß ihrem Bedenken beitrat. In dieser beschränkten Form wurde die Neuordnung der Kirchenbuße am 15. Mai 1786 verfügt. Sie bedeutete einen vollkommenen Bruch mit den kirchlichen Ansprüchen. Aus einem wesentlichen Stück der Kirchendisziplin, die nach der Auffassung des Reformationsjahrhunderts als Strafgewalt des geistlichen Regiments gleichberechtigt neben der Strafgewalt des weltlichen Regiments gestanden hatte, war eine kümmerliche Sonderstrafe für uneheliche Schwängerung und Ehebruch geworden. Wie um diese Auffassung noch besonders zu betonen, war die Verordnung auch mit einer Reihe von Bestimmungen über die Anzeigepflicht bei unehelicher Schwangerschaft und die Alimentation unehelicher Kinder belastet worden.

7

Aufklärung, Verweltlichung, das ist überhaupt das Kennzeichen der Kirchenpolitik Weimars in jener Zeit. Wer der Träger dieser Richtung im Weimarischen Geheimen Konsilium gewesen ist, geht aus den Akten nicht mit Sicherheit hervor; aber aus dem Fehlen von Gutachten und aus einzelnen positiven Zeugnissen darf geschlossen werden, daß alle Mitglieder darin übereinstimmten, die Religion und die hergebrachte Kirchenverfassung zu erhalten, aber alle äußeren Formen dem Geschmack der Zeit anzupassen. So wurde eine gründliche Umarbeitung der Liturgie, die z. B. bei der Taufe noch den Exorzismus beibehalten hatte, und eine Revision des Katechismus und des Gesangbuches eingeleitet, die unter Herders tätiger Mitwirkung freilich erst in den neunziger Jahren beendet wurden. Schon damals aber, 1785, fiel — übrigens auf Anregung von Meiningen —

in dem Beamteneid alles das weg, was sich auf die Religion bezog, die z. B. von Goethe noch beschworene Verpflichtung, „bei der reinen Lehre und christlichem Bekenntnis dieser Lande, wie dieselbe in der ersten Augspurgischen Confession und der Apologie begriffen, in denen Schmalkaldischen Articuln, beeden Catechismis Lutheri und christlichen Concordienbuche wiederholet ist, beständig ohne einigen Falsch zu verbleiben". Die weimarischen Stände erhoben Protest dagegen, daß eine so wichtige Änderung der Landesverfassung einseitig ohne ihr Gutachten verfügt worden sei, und baten, wenigstens das Bekenntnis zur protestantischen Religion von allen Beamten zu verlangen; aber Carl August ließ sich nicht binden und versprach bloß, bei der Besetzung der Stellen in den Kollegien, zumal in der Regierung und dem Konsistorium, Rücksicht darauf zu nehmen, kümmerte sich aber so wenig um den Wunsch seiner Stände, daß er bald darauf einen Katholiken in die Kammer berief.

Lebhafter als mit den Fragen der Kirchenpolitik befaßten sich die Behörden mit dem Schulwesen. Wie sehr dessen Reform dem Zeitalter Rousseaus und Basedows am Herzen lag, bedarf keiner weiteren Ausführung. Aus der Voraussetzung, daß Kenntnisse, daß Aufklärung die Menschen gesitteter und glücklicher machten, folgte notwendig, daß für die Verbreitung der Aufklärung von Staatswegen gesorgt werden müsse. Deshalb galt es vor allem, gute Volksschulen einzurichten und als Vorbedingung für deren zweckmäßige Wirksamkeit gute Schullehrer auszubilden. Ferner ging das Streben dahin, die niederen Schulen, die für das praktische Leben erziehen sollten, von den höheren, die zur Universität vorzubereiten hatten, zu trennen. In diesen Bahnen bewegte sich auch die weimarische Schulpolitik, deren eigentlicher Leiter Herder war. Freilich hatte er mit

vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Lehrerseminar, über dessen Nützlichkeit allgemeine Übereinstimmung herrschte, und zu dem die Stände seit 1777 einen Beitrag versprochen hatten, kam lange Zeit nicht zustande wegen allerhand persönlicher Schwierigkeiten, die Herder zeitweise von jeder weiteren Anteilnahme zurückschreckten. Erst 1786 waren die Vorbereitungen beendet. Auch die Gehaltserhöhungen für die Landlehrer, von denen der am schlechtesten besoldete 17 Taler bezog, wurden erst 1792 durchgesetzt. Ebenfalls erst nach 1786 gelang die Verbesserung des Lehrplans am Gymnasium.

Viel geleistet wurde nur beim Ausbau der Garnisonschule, um den sich wohl unter Anleitung Goethes Seidel sehr verdient machte. Ihr wichtigster Teil, die eigentliche Schule, in der die Soldatenkinder unentgeltlich Lesen, Rechnen und Schreiben lernten, wurde nach Frankfurter Muster umgestaltet; das Übermaß der Bibellektüre, die bisher von 26 Wochenstunden 20 in Anspruch genommen hatte, wurde eingeschränkt, um Zeit zur besseren Unterweisung im Schreiben und Rechnen und zur Vorbereitung auf das praktische Leben zu gewinnen. Außer den allgemeinen Regeln der Moral („von den Pflichten eines Christen, von den gewöhnlichen Lastern“ usw.) sollten die Kinder auch allerhand nützliche Lebensregeln lernen, z. B. von der Höflichkeit, von der Reinlichkeit in der Kleidung und der Wohnung, von den verschiedenen Ständen in der Welt und dem Guten, das ein jeder habe, ferner sich einige praktische Fertigkeiten aneignen, z. B. wie man einen Brief faltet und kouvertiert, wie man etwas in einem Register aufsuchet usw. Besonderer Wert aber wurde darauf gelegt, den Kindern einen Begriff vom Handwerkerstand zu geben und ihre „Einbildungskraft durch Bilder und Erzählungen auf eine angenehme Weise mit dem nährenden und arbeitenden

Stand zu erfüllen, damit nicht ihr höchster Wunsch ein Bedienter, ein Schreiber u. dergl. sei". Mit der Schule wurde auch eine Näh- und Spinnschule verbunden.

Sehr viel ist es also nicht, was für das Schulwesen Weimars in den Jahren von 1775 bis 1785 geschah, und Herders Mißmut ist begreiflich, zumal da das Haupthindernis nicht der Mangel an Mitteln, sondern das mangelnde Interesse des Herzogs war. Daß dieses der ausschlaggebende Grund war, zeigt am deutlichsten die Entwicklung der Universität Jena, um die sich Carl August persönlich kümmerte.

Die Universität Jena hatte damals eine Unterstützung allerdings besonders nötig, denn sie befand sich etwa seit dem Jahre 1740 in einem unaufhaltsamen Rückgang. Die Studentenzahl, die in den dreißiger Jahren etwa 1300 betragen hatte, war 1750 auf 1000, 1760 auf 750 gesunken und belief sich in den Jahren kurz vor Carl Augusts Regierungsantritt auf etwa 480. Die Gründe dieses Rückgangs sind zum guten Teil allgemeiner Natur. Die geistige Welt veränderte sich, die Universitäten traten die Führung in den Wissenschaften an die Akademien ab, überall verringerte sich der Zulauf zu den Universitäten. Auch die Verbesserung des höheren Schulwesens in den deutschen Staaten wird von Einfluß gewesen sein und manchen von den Universitäten ferngehalten haben, der sie sonst zum Abschluß seiner Schulbildung aufgesucht hätte. Dazu machte sich seit 1740 der Wettbewerb der neuen Universität Göttingen, bald darauf der für die ernestinischen Lande südlich des Thüringer Waldes günstig gelegenen Universität Erlangen fühlbar. Ferner erschwerten die immer häufiger werdenden Verbote, ausländische Universitäten zu besuchen, die Stellung von Jena ganz besonders, da es bei dem geringen Umfang und Wohlstand der Erhalterstaaten auf Zuzug fremder Studenten angewiesen war.

Diese Abnahme der Studentenzahl wirkte nun sehr empfindlich auf die Einkünfte der Professoren ein. Denn die Gehälter waren in Jena noch kleiner als auf den meisten andern Universitäten, betrugen in der philosophischen, allerdings der am schlechtesten besoldeten Fakultät nur 157 bis 227 Taler. Besonders kritisch wurde die Lage, als es sich herausstellte, daß die Finanzen der Universität in den sogenannten akademischen Dotalgütern Apolda und Remda überhaupt keine ausreichende Grundlage hatten, und daß die akademische Selbstverwaltung der Aufgabe der Bewirtschaftung dieser Güter keineswegs gewachsen war. Mangel an Sachkenntnis und Mangel an Gewissenhaftigkeit hatten dazu geführt, daß diese Güter zu niedrigen Preisen an Freunde und Verwandte einflußreicher Professoren verpachtet wurden und daß den Pächtern noch dazu unnötige, zum Teil unerlaubte Vorteile zugewendet wurden. Infolge der mangelhaften Aufsicht war in dieser Weise weiter gewirtschaftet worden, bis in den sechziger Jahren der akademische Fiskus zu Jena zahlungsunfähig geworden war und die Gehälter nicht mehr ordentlich auszahlen konnte.

Die ungünstige finanzielle Lage der Universität wirkte in doppelter Weise nachteilig auf die Lehrtätigkeit ein. Sie führte teilweise zu einer Beschränkung der akademischen Vorlesungen, namentlich der unentgeltlichen, die nur noch angezeigt, aber nicht mehr gehalten wurden, damit die Professoren mehr Zeit für lohnendere Arbeiten gewännen, teils veranlaßte sie die Professoren zu einer unwürdigen Nachgiebigkeit gegen die Studenten, zu einem Verzicht auf alle Disziplin, nur um die Studenten in Jena und im Hörsaal festzuhalten. So blieb Jena lange Zeit die Stadt des rauf- und sauffrohen Renommisten.

Daß die Universität außerstande sei, ihren Gebrechen, auch so weit sie von ihr allein abhingen, aus eigener Kraft

abzuhelfen, das bewiesen die Vorschläge, die seit 1753 von den Professoren auf Veranlassung der Erhalterstaaten darüber gemacht wurden. Außer allgemeinen Ermahnungen zur Gottesfurcht und zur Einhaltung der Sonn-, Fest- und Bußtage wußten sie in der Regel nichts anderes, als daß den Landeskindern das Studium im Auslande verboten und der Besuch der Kollegien als Vorbedingung künftiger Anstellung vorgeschrieben werden müsse und daß im Interesse der Einkünfte der ordentlichen Professoren die Zahl der außerordentlichen Professoren und der Privatdozenten zu vermindern sei; damit auch dann noch eine ausreichende Zahl von Vorlesungen gehalten werde, wollte ein Professor sogar sich und seinen Kollegen die Verpflichtung aufladen, täglich drei oder vier Stunden zu lesen. Nur wenige Gutachten treten für eine gründliche Reform der Universitätsverfassung und der Verwaltung ein, bekämpfen namentlich die überragende und unkontrollierte Macht des Concilium arctius, des aus fünf auf Lebenszeit gewählten Mitgliedern bestehenden Professorenausschusses, der die Universität tatsächlich beherrschte. Aber diese Gutachten verhallten wirkungslos und zogen ihren Verfassern nur die scharfe Feindschaft der Machthaber zu, so daß jene die erste Gelegenheit ergriffen, um Jena zu verlassen.

Den Regierungen war es längst klar, daß sie eingreifen müßten. Schon in den fünfziger Jahren tauchte der Gedanke auf, daß nach dem Vorbilde Göttingens und der preußischen Universitäten auch in Jena ein Kanzler zur dauernden Aufsicht bestellt werden solle. Aber wenn es schon in gewöhnlichen Zeiten schwierig war, die für eine Verfügung nach Jena erforderliche Übereinstimmung der Höfe von Weimar, Gotha, Coburg und Meiningen[1] zu er-

[1] Hildburghausen hatte auf jede Beteiligung an der Universiát verzichtet.

langen, so war das damals ganz unmöglich, weil Meiningen, mit den Vettern in Gotha und Coburg verfeindet, jahrelang jede Zuschrift in Universitätsangelegenheiten anscheinend grundsätzlich unbeantwortet ließ. Auch der zweckmäßige Vorschlag, daß Weimar und Gotha, die zusammen Dreiviertel aller von den Staaten zuzuschießenden Kosten trugen, die laufenden Verwaltungsgeschäfte allein besorgen sollten, blieb unter diesen Umständen unerledigt liegen.

Erst als im Jahre 1766 mit A. Schmid ein Mann in das Weimarische Geheime Konsilium eintrat, der der Universität Jena mehrere Jahre als Privatdozent und zuletzt drei Jahre als ordentlicher Professor angehört hatte, kam die Reform in raschen Gang. Es wurde im Jahre 1767 eine Visitation der Universität veranstaltet, deren wichtigstes Ergebnis die Reform der akademischen Vermögensverwaltung war. Erst jetzt (1768) erhielt die Universität einen Etat, an den sie streng unter Verbot jeder eigenmächtigen Geldbewilligung gebunden wurde, erst jetzt wurden auch feste Vorschriften über die Kontrolle des Rechnungswesens gegeben. Um eine Wiederholung der „unermeßlichen Nachlässigkeiten", welche die Visitation ergeben hatte, für die Zukunft unmöglich zu machen, wurde zugleich bestimmt, daß die Rechnungsabschlüsse jährlich den Regierungen vorgelegt werden sollten.

Freilich zeigte die Visitation zugleich, daß selbst bei gewissenhafter Verwaltung der Fiskus nicht in der Lage war, die unerläßliche Erhöhung der Professorengehälter zu bestreiten, die nach der Auffassung der weimarischen Regierung für jeden Professor etwa 120 Taler betragen sollte. Aber Gotha, Coburg und Meiningen wollten kein Geld dazu hergeben, deshalb beschränkte sich die Zulage auf 100 Gulden (= 66 2/3 Taler) für jeden der achtzehn ordentlichen Professoren, insgesamt auf 1200 Taler, die Weimar allein bezahlte.

Mit diesem besonderen Besoldungszuschuß gewann aber Weimar auch besonderen Einfluß auf die Universität, und es säumte nicht, ihn geltend zu machen. Das Concilium arctius wurde reformiert; die unkontrollierbaren lebenslänglichen Mitglieder verschwanden, an ihre Stelle traten die halbjährlich wechselnden Dekane. Die namentlich finanziell stark mißbrauchte Freiheit des Prorektors in Disziplinarangelegenheiten wurde beschränkt; ein strenges Karzermandat verbot die bei den Studenten und den Prorektoren gleich beliebte Umwandlung der Karzer- in Geldstrafen. Vor allem aber wollte die weimarische Regierung die Gewißheit haben, daß die so reichlich aufgebesserten Professoren dafür auch etwas leisteten, ihre Vorlesungen richtig und pünktlich hielten und die Nachmittagsstunden auch im Sommer gut ausnutzten. Daß dies alles geschehe, mußte ihr halbjährlich in besonderen Tabellen nachgewiesen werden, eine Art der Kontrolle, wie sie in jener Zeit häufig vorkam. Um die Einhaltung aller dieser neuen Vorschriften dauernd erzwingen zu können, bewilligte die Regierung den Besoldungszuschuß nicht für alle Zeit, sondern jeweils nur auf ein Jahr, nach dessen Ablauf die Universität ihn von neuem erbitten mußte.

Die finanzielle Lage der Universität war auch nach der Visitation keineswegs glänzend, aber sie war doch gesichert und hatte die ersten Jahrzehnte der Regierung Carl Augusts hindurch nicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Überhaupt fand Carl August zunächst keinen Anlaß, an der Verfassung der Universität etwas zu ändern. Freilich hatte er dazu auch kein Mittel, denn wenn auch Gotha unter Herzog Ernst und seinem Minister Franckenberg vielleicht zu einer einschneidenden Reform Jenas zu haben gewesen wäre, so war an eine Zustimmung Coburgs und Meiningens nicht zu denken. Obwohl Meiningen zu allen außerordentlichen Ausgaben nur $^{3}/_{16}$, Coburg statt des ihm zukommenden $^{1}/_{16}$ sogar

nur 1/18 zahlte, sodaß die auf außerordentliche Gehälter gesetzten Professoren nicht einmal den vollen Betrag bekamen, so erhoben sie doch den Anspruch auf volle Gleichberechtigung, und es war für Weimar und Gotha gar nicht immer leicht, ihren Zumutungen auszuweichen. Denn ohne ihre Zustimmung war keine Verfügung an die Universität gültig. Das erfuhren Carl August und Goethe in dem sechsjährigen Kampf um die 1776 durch Todesfall erledigte Professur des Staats- und Lehnrechts. Der Vorschlag der Fakultät, sie dem jüngsten ordentlichen Professor Schellwitz zu übertragen, fand nicht ihren Beifall, weil Schellwitz das Staatsrecht ganz in der alten Weise als eine chaotische Menge von Einzeltatsachen vortrug. Wie Gotha so wollten auch sie den überzähligen Professor H. G. Scheidemantel, einen Vertreter der neuen aufgeklärten Staatsrechtslehre, die er in seinem „Staatsrecht nach der Vernunft und den Sitten der vornehmsten Völker Europas betrachtet" (Jena 1770) behandelt hatte, zu der Professur berufen. Coburg und Meiningen wollten sich darauf nicht einlassen, weil die zum Gutachten über Scheidemantel aufgeforderte Fakultät sich sehr ablehnend über ihn äußerte, ihm sowohl eine für einen Staatsrechtslehrer bei der scharfen Aufsicht des Kaisers bedenkliche Flüchtigkeit wie mangelnde Kenntnis des vom allgemeinen Staatsrecht wesentlich abweichenden Reichsrechts vorwarf. Trotzdem verfügte Weimar am 13. Juni 1777 einseitig Scheidemantels Ernennung. Aber jetzt mußte es die Grenzen seiner Macht kennen lernen. Coburg ernannte Schellwitz und als dessen Nachfolger den im Range vor Scheidemantel stehenden überzähligen Professor J. A. Reichardt. Bei diesem offenen Zwiespalt der Höfe ließ die Universität alles in der Schwebe; die Professur blieb unbesetzt, Schellwitz jüngster, Reichardt und Scheidemantel überzählige Professoren. Scheidemantel saß insofern am

längeren Hebelarm, als er wenigstens den weimarischen Anteil am Gehalt der ihm zugedachten Professur erhielt; aber mehr konnte auch Carl August nicht für ihn tun. Eine ähnliche Differenz drohte 1782 über die Wiederbesetzung der durch den Tod des Theologen Danovius erledigten Professur in der theologischen Fakultät zu entstehen. Weimar trat für den als modernen Dogmatiker bekannten Professor Döderlein aus Altdorf ein, Coburg und Meiningen empfahlen den Rektor der Jenaer Stadtschule Blasche, dessen Orthodoxie ihnen ein notwendiges Gegengewicht gegen die in der jenaischen Theologie seit einigen Jahren herrschende, namentlich durch Griesbach vertretene Aufklärung schien. Dieses Mal schien es Carl August doch ratsam, einen offenen Konflikt zu vermeiden. Unter Goethes persönlicher Vermittlung wurden die Streitigkeiten über die theologische und juristische Fakultät durch Kompromisse beigelegt: sowohl Döderlein wie Blasche wurden zu ordentlichen Professoren ernannt, aber Blasche mußte gegen eine Zulage zu seinem Schulgehalt sich mit einer bloßen Honorarprofessur begnügen; in der juristischen Fakultät dagegen setzte Coburg seinen Willen so weit durch, daß Schellwitz die Professur des Staatsrechts, Reichardt die damit erledigte unterste Professur (Institutionen) mit den ordentlichen Gehältern erhielten, Scheidemantel mit einer neu geschaffenen Professur des Lehnrechts und mit einem von Weimar zu zahlenden Interimsgehalt abgefunden wurde.

Nur auf einem Gebiete ließen die Erhalterstaaten dem Herzog von Weimar ziemlich freie Hand, in der Handhabung der akademischen Disziplin. Diese Freiheit erstreckte sich natürlich nicht allein auf die eigenen Landeskinder, die einer etwas altväterischen, von einem Professor (damals Griesbach) geführten Aufsicht über ihren Lebenswandel und Kollegienbesuch, besonders aber auch über die Teilnahme am

Gottesdienst und am Abendmahl unterworfen waren, sondern allgemein auf die Studentenschaft. Als Landesherr der Stadt Jena war ja auch Carl August besonders daran interessiert, daß die Studenten sich ruhig aufführten. Eine Besserung des Tones unter den Studenten ist übrigens unverkennbar, die Zeiten der Renommisterei waren dahin, und die Regierung erkannte das an, indem sie 1781 die noch 1775 schroff abgelehnte Ermäßigung der 1768 auf Duelle festgesetzten vierwöchigen Karzerstrafe und ihre Umwandlung in eine Geldstrafe genehmigte. Andauernde Schwierigkeiten aber machte das Verbindungswesen. Es war ein Schmerzenskind aller Universitäten. Die meist auf landsmannschaftlicher Grundlage beruhenden Verbindungen galten als gefährlich und waren deshalb fast überall verboten. Aber mit der ganzen Freude des Menschen am Verbotenen im allgemeinen und des 18. Jahrhunderts an geheimen Verbindungen im besonderen wurden sie natürlich doch im Geheimen fortgesetzt. Die akademischen Behörden waren dagegen machtlos, denn es war für sie nicht leicht, im einzelnen Fall die Beteiligung an einer Verbindung zu entdecken und einen zur Verurteilung ausreichenden Beweis zu führen, und ihre Wirksamkeit wurde noch mehr dadurch gehindert, daß es ihr bei dem halbjährlichen Wechsel der Prorektorate an Stetigkeit fehlte. Es gab immer wieder Prorektoren, die sich scheuten, mit den Landsmannschaften, die doch eine gewisse Macht darstellten, anzubinden und sich dadurch Katzenmusiken und außer andern vorübergehenden Unannehmlichkeiten einer dauernden Schädigung des Kollegbesuches auszusetzen; viele waren wohl auch ehrlich davon überzeugt, daß diese Verbindungen gar nicht so gefährlich seien und still geduldet werden könnten.

Ein Duell mit tödlichem Ausgang wurde der Anlaß, daß sich Carl August Ende 1785 eingehend mit der Frage nach

der zweckmäßigen Behandlung der Verbindungen in Jena beschäftigte, nachdem etwa zehn Jahre lang die Zügel ohne merkliche Nachteile am Boden geschleift hatten. Er ließ sich zunächst von allen Professoren Gutachten erstatten. Diese liefen in ihrer überwiegenden Mehrheit darauf hinaus, daß eine vollständige Unterdrückung der Verbindungen nicht möglich sei; manche hielten sie auch nicht für nötig, sondern verteidigten die akademische Freiheit, da die Studenten „nicht unter Specialaufsicht wie Schüler einer Erziehungsanstalt zu stehn" brauchten. Diejenigen, die mit Verschärfung der auf „das Ungeheuer des Nationalismus" gesetzten Strafen und mit Einrichtung einer geheimen Überwachung der Studenten vorgehen wollten, blieben vereinzelt. Die überwiegende Mehrheit hielt es für ausreichend, wenn bei der Aufnahme von neuen Studenten mit etwas größerer Vorsicht verfahren würde, und wenn notorisch liederliche Studenten ohne Rücksichten relegiert, dann aber auch nicht in den benachbarten, der weimarischen Landeshoheit nicht mehr unterstehenden Dörfern geduldet würden. Damit diese Grundsätze dauernd beachtet würden, sollte der Prorektor in allen diesen Angelegenheiten nicht allein, sondern unter Mitwirkung des Concilium arctius vorgehen, das zur Erzielung größerer Stetigkeit mit einigen ständigen Mitgliedern verstärkt werden sollte.

Goethe stimmte diesen Vorschlägen vollkommen zu. Er sah das eigentliche Übel weniger in den Studenten, als in der Uneinigkeit und Lässigkeit der Professoren; deshalb wollte er auch in der Vermehrung der akademischen Befugnisse nur vorsichtig vorgehen und alles zunächst nur als Versuch auf ein Jahr bestimmen. Sein Kollege Schnauß war mit ihm durchaus einverstanden, wollte aber den Verbindungen noch dadurch das Wasser abgraben, daß er einen Tugendorden zur Belohnung von Fleiß und guter Aufführ-

rung zu stiften vorschlug; „eine goldene Medaille mit Serenissimi Bildnis und einem schicklichen Motto . . ., welche den sich am besten aufführenden Studenten nach einstimmiger Wahl des Concilii arctioris bei ihrem Abschied erteilet würde, könnte, so meinte er, das empfehlendeste Zeugnis in ihrem Vaterlande werden, junge Leute zu einer gesitteten Lebensart und Fleiß anspornen und von oftgedachten Verbindungen abhalten." Davon konnte nun freilich nicht die Rede sein, es blieb allein bei der Verstärkung des Konziliums mit vier außerordentlichen Beisitzern, zu denen die besonderen Vertrauensleute Goethes und des Herzogs, Griesbach, Loder und Eichhorn, sowie der Jurist Reichardt ernannt wurden.

Das war die einzige Änderung, die an der Verfassung der Universität getroffen wurde. Im übrigen blieb diese ungekränkt erhalten mit allen ihren, zum Teil reichlich seltsamen Besonderheiten und Zöpfen. Viel Respekt und viel Freude hatte Carl August daran nicht. Seiner autokratischen Natur, die das „Corps der Professoren" am liebsten wie Offiziere in „guter Dressur" gehalten hätte, war die Selbstverwaltung ein Greuel, und er vermied es daher, so gut es ging, mit der Universität als Gesamtheit zu verhandeln. Einzelgutachten hat er sehr häufig von den Professoren eingezogen, um sich persönlich zu informieren; die der Verfassung gemäßen Gesamtgutachten, in denen fast regelmäßig die Partei des Alten überwog, bekümmerten ihn wenig. Für sein Verhältnis zur Universität ist es bezeichnend, daß er sie als Ganzes auch finanziell nicht unterstützte, so kümmerlich ihre Lage auch war, da die Erträge der Dotalgüter unter der allgemeinen schlechten Wirtschaftslage litten und fünf Pächter rasch hintereinander in Remda und Apolda bankrott wurden. Was Carl August für die Universität tat, das wandte er den einzelnen Persönlichkeiten zu.

Bei der ungünstigen Lage der Universität ist es kein Wunder, daß Jena 1775 nicht viele Gelehrte von bedeutendem Ruf zählte. Nur die theologische Fakultät besaß in Danovius und dem eben berufenen Griesbach, die juristische in Hellfeld Männer von wissenschaftlichen Verdiensten; dafür aber litt die juristische Fakultät unter Männern wie C. F. Walch, J. L. Schmidt und Schellwitz, die den Mangel an Lehrgabe nicht etwa durch besondere Gelehrsamkeit ausglichen, die philosophische unter Philosophen wie Hennings, dem Verfasser eines allgemein verspotteten Buches über Geister und Geisterseher, und Polz. Diese Männer wegzubringen, war natürlich nicht möglich, um so wichtiger war es, daß entstehende Lücken mit geeigneten Persönlichkeiten ausgefüllt wurden. Der gute Wille dazu war allerseits vorhanden; bei wichtigen Professuren wurden ausgedehnte Korrespondenzen und mündliche Verhandlungen geführt, an denen auch Goethe lebhaft Anteil nahm; namentlich die Besetzung der ersten Stelle der juristischen Fakultät, des sogenannten Ordinariats, wurde sehr gründlich vorbereitet, bei Berufungen in der theologischen Fakultät sprach auch Herder ein gewichtiges Wort mit. Das alles konnte freilich die Hindernisse nicht aus dem Wege räumen, die in den jenaischen Verhältnissen lagen. Das Vorschlagsrecht der Universität selbst kam zwar für die Regierung Carl Augusts ebensowenig ernsthaft in Betracht wie für Anna Amalia, aber daß auf die Wünsche der andern Höfe Rücksicht genommen werden mußte, ist schon oben bemerkt worden. Und die Geringfügigkeit der Mittel, der Gehälter und der in Jena möglichen Nebeneinnahmen, bot auch manche Schwierigkeit; es war nicht leicht, einen berühmten Gelehrten von auswärts zur Übersiedelung nach Jena zu bewegen, deshalb blieb der Lehrstuhl der Geschichte und dann das Ordinariat der juristischen Fakultät lange unbe-

setzt. Andererseits mußte man manchen tüchtigen Professor ziehen lassen, weil er eine bessere Stelle fand; so ging Scheidemantel ein Jahr, nachdem er mit Mühe in die juristische Fakultät eingesetzt worden war, nach Stuttgart, und es dauerte bis 1786, bis in Schnaubert ein geeigneter Nachfolger gefunden war. Endlich zeigte das weimarische Geheime Konsilium so wenig wie andere Ministerien bei den Berufungen stets eine glückliche Hand; z. B. war die Ernennung des Regierungsrats Eckardt von dem weimarischen Regierungskollegium zum Ordinariat der juristischen Fakultät ein offenbarer Mißgriff, der auch bald als solcher erkannt wurde, aber nicht mehr rückgängig zu machen war. Im ganzen aber gelang es doch, wenn auch unter finanziellen Opfern, die Weimar fast ganz allein auf sich nehmen mußte, da Gotha sich nur selten, Coburg und Meiningen fast nie daran beteiligten, eine Reihe von tüchtigen Gelehrten zu halten und namentlich junge, viel versprechende und viel leistende Kräfte zu gewinnen. Griesbach und Döderlein in der theologischen Fakultät, der junge Loder in der medizinischen und der ungewöhnlich tüchtige Orientalist Eichhorn sind so nach Jena gezogen worden und haben der Universität und Carl August lange Jahre, die beiden ersten bis zum Tode, die Treue bewahrt. Auch der Philologe Schütz, der 1779 berufen wurde, leistete der Universität viel, wenn auch nicht gerade als akademischer Lehrer, so doch als Begründer der Allgemeinen Literaturzeitung, die vielleicht am stärksten dazu beigetragen hat, die Aufmerksamkeit der Welt auf das aufblühende wissenschaftliche Leben in Jena zu lenken.

Rechtlich unabhängig von der Universität, schon weil diese selbst und die Staaten Gotha, Coburg und Meiningen keinerlei Beiträge dazu leisteten, aber doch tatsächlich mit ihr verbunden als wesentliche Unterrichtsmittel sind die

Institute, mit deren Einrichtung in den achtziger Jahren begonnen wurde. Das erste ist das Naturalienkabinett, das der Witwe des Professors Walch 1779 gegen eine lebenslängliche Rente von 300 Talern und eine einmalige Zahlung von 100 Talern abgekauft und, zunächst unter der Oberaufsicht Goethes, der Verwaltung Loders anvertraut wurde. Daß die Regierung derartige Institute mit ihren Mitteln unterstützte, war etwas durchaus Neues; bisher hatte die Beschaffung von Apparaten und ähnlichem den einzelnen Professoren obgelegen. Und der Form nach blieb es auch jetzt noch zum großen Teil so; aber die vielen Unterstützungen, die jetzt aus der weimarischen Kammer gezahlt wurden, bilden doch schon den Übergang zu der Verstaatlichung der Sammlungen.

Der Lohn für alle diese Leistungen blieb auch nicht aus. Dem starken Rückgang Jenas folgte ein langsamer Aufstieg; 1786 war die Zahl der Studenten wieder auf mehr als 700 gestiegen, damit rückte Jena nahe an Göttingen heran, das ihm seit den sechziger Jahren überlegen gewesen war, und überholte Leipzig. Und an den Aufstieg schloß sich bald eine Blütezeit, in der Jena mit seiner Studentenzahl selbst Halle und Göttingen übertraf.

8

Damit ist die Übersicht über das, was im ersten Jahrzehnt Carl Augusts versucht und geschaffen worden ist, beendet. Daß die Arbeit nicht ganz vergeblich gewesen ist, ist unverkennbar. Durch den Steuererlaß und die wirtschaftspolitischen Maßregeln war die Lage der Untertanen immerhin erleichtert worden. Mochte hier die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung Europas mitgewirkt haben, an deren Gunst ein Kleinstaat wie Weimar ebensowenig ein Verdienst haben konnte, wie er an ihrer Ungunst Schuld ge-

tragen hatte, so war der Aufschwung Jenas und allgemein die Stellung Weimars im deutschen Geistesleben ausschließlich die Folge der Förderung, die Carl August der Universität und dem geistigen Leben überhaupt angedeihen ließ.

Dabei soll nicht verkannt werden, daß die wirklichen Erfolge des ersten Jahrzehnts nicht eben groß sind. Einzelnen Mißständen, der dringendsten Not war wohl abgeholfen worden, aber die großen Reformen waren ins Stocken geraten, es war nicht gelungen, den Wohlstand des Landes wirklich zu vermehren, die ganzen Lebensumstände blieben dürftig und eng. Daß den guten Vorsätzen die Kraft des Vollbringens nicht entsprach, das ist ein Schicksal, das Weimar mit vielen Staaten des aufgeklärten Despotismus teilt. In dem Wohlwollen, der Humanität der aufgeklärten Regierungen lag eben ein Moment der Schwäche. Es fehlte die Willensstärke, es fehlte der Mut zur Energie, zum Zwang. Es ist so süß, sagte Ernst von Gotha, Carl Augusts Zeitgenosse, mit Gelindigkeit seine Pflichten erfüllen zu können. Aber diese Gelindigkeit gegenüber den Untertanen und den Beamten bewirkte nur zu oft, daß Pläne ins Stocken gerieten und erlassene Vorschriften unausgeführt blieben.

Darunter hatte auch die Reformtätigkeit Carl Augusts zu leiden. Der Bevölkerung fehlte, das ist die fast regelmäßig wiederkehrende Klage der Beamten auf dem Lande, die Initiative, sie ging wie überall ungern an Neuerungen heran; auch da, wo ihr Fleiß anerkannt wird wie in den meisten Berichten aus dem Eisenachischen, bedurfte sie der Anleitung. An der aber fehlte es, weil die Beamten ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Was oben vom Fürstentum des 18. Jahrhunderts gesagt worden ist, daß infolge der Geringfügigkeit der staatlichen Ziele der Gedanke der Hingabe an den Staat verkümmert war, das gilt auch vom Beamtentum. Es bezeichnet den Geist der Lokalbeamten,

daß sie ihre Tätigkeit mit Akkordarbeit verglichen und sich selbst nicht genügend Pflichtbewußtsein zutrauten, um ohne persönlichen Sportelanteil ihren Dienst ausreichend zu versehen. Solange diese Gesinnung allgemein verbreitet war, war eine gründliche Ausführung der neuen, zum Wohl der Untertanen erlassenen Vorschriften nicht zu erwarten. Auch bei den Kollegialbeamten stand es nicht viel besser. Ihre Wirksamkeit litt nicht nur unter dem der Zeit eigentümlichen Mangel an Energie, der eine erfolgreiche Bekämpfung der bei den Unterbeamten und der Bevölkerung obwaltenden Indolenz verhinderte, sondern auch an einer alteingewurzelten Bequemlichkeit und Nachlässigkeit, die der Österreicher mit dem Wort Schlamperei kennzeichnet. Daß lange vorbereitete Sachen verschleppt wurden, weil der Referent die Akten verloren hatte, kam sehr häufig vor; vielfach sind solche Akten dauernd abhanden gekommen, teilweise sind sie in den Nachlässen verstorbener Beamter wieder gefunden worden. Auch für die Kollegien ist die Stellung zur Sportelfrage charakteristisch; sie glaubten nicht, den Geschäftsgang der Lokalbeamten genügend überwachen zu können. Die von Carl August verfügte regelmäßige Visitation der Ämter kam nicht in Gang. Infolgedessen fehlte es nicht nur den Lokalbeamten an Kontrolle, sondern auch den Kollegien an Kenntnis des Landes. Sie waren gegenüber allen Anfragen des Herzogs auffallend unerfahren, immer angewiesen, sich die nötigen Kenntnisse durch Berichte der Lokalbehörden erst zu verschaffen.

Hier bessernd einzugreifen, das Beamtentum für die neuen Aufgaben des Staates zu erziehen, hat Carl August versäumt. Es lag eben nicht in seiner Natur, den Geschäftsgang der Behörden mit der Regelmäßigkeit und Genauigkeit zu überwachen, ohne die ein wirksamer Einfluß auf die Beamten nicht gewonnen werden konnte. Deshalb ent-

sprachen die Taten nicht ganz seinem gewaltigen Tatendrang, seinem Wunsch, „unverbesserliche Übel an Menschen und Umständen zu verbessern". Er war wohl der innerlich freieste und radikalste Freund von Reformen, ohne jeden Anflug von jener Gelindigkeit des Gothaer Herzogs; aber er hielt nicht aus. Ein charakteristisches Beispiel ist die versuchte Änderung des Kanzleistils. Die aus dem 16. Jahrhundert stammenden Formen des schriftlichen Verkehrs, die den Herrscher überall, selbst bei den gleichgültigsten Dingen persönlich mit der ganzen Wucht seiner Autorität von Gottes Gnaden sprechen ließen, fanden nicht mehr seinen Beifall, auch die vielfach damit verknüpfte Weitschweifigkeit störte ihn. Deshalb beauftragte er im Jahre 1785, fünfzehn Jahre, bevor in Preußen der gleiche Gedanke zum erstenmal amtlich erwogen wurde, das Geheime Konsilium, neue einfache Formen aufzustellen. Aber als er damit auf Widerstand stieß, als die alten Praktiker des Kanzleidienstes, Schnauß und Schmidt, gegen jede Änderung der alten Form auftraten, Schmidt mit der bezeichnenden Begründung, es sei leichter, „in dem alten ausgetretenen Wege fortzuschlendern" als sich an neue Wege zu gewöhnen, als auch Goethe sich ihren Bedenken anschloß, weil für Kanzleien „ein wenig Pedantismus nothwendig" sei, und weil bei zu rascher Erledigung der „Glaube an Gesetztheit der Rathschläge" verloren gehe, da gab er den Plan völlig auf. So ging es mit vielem, Carl August verlor, wenn er auf Widerstand, sei es durch Widerspruch oder durch gleichgültiges Nichtausführen seiner Weisungen, stieß, leicht die Geduld und ließ die Sache fallen; auch kümmerte er sich nicht darum, ob seinen Befehlen wirklich nachgelebt wurde. Das geschah schwerlich bloß aus der mangelnden Vertrautheit mit den Geschäften, sondern auch aus mangelndem Interesse. Gewiß, Carl August war in „die Pflichten seines Stan-

des" hineingewachsen und nahm es ernst mit seinem Herrscherberuf; das Gedicht „Ilmenau" ist dafür der schönste Beweis. Aber er vermochte nicht, die hohe Seele so einzuschränken, wie es der Zustand des Landes und der Behörden forderte. Auch dafür gibt Goethe viel Beweise, selbst wenn man auf einzelne vertrauliche Äußerungen gelegentlichen Mißmuts nicht allzuviel Gewicht legen will. Carl August griff nur stoßweise ein, führte nichts stetig durch. Darunter litt nicht nur der Erfolg, sondern auch die eigene Freude an den Dingen. Das Mißverhältnis zwischen Wollen und Vollbringen verstimmte ihn, seine Ungeduld wuchs, und gerade um die Mitte der achtziger Jahre verlor er die Freude an der Verwaltungstätigkeit so sehr, daß er zum großen Kummer des Landes fast ganz in der auswärtigen Politik und bald darauf im preußischen Militärdienst aufging.

Auch Goethe wuchs nicht in die Geschäfte hinein, sondern entfremdete sich ihnen immer mehr. Denn je mehr er sich in die einzelnen Gebiete hineinarbeitete, je mehr Arbeit er sich auflud, desto deutlicher empfand er, daß zu einer ersprießlichen Wirksamkeit der gute Wille allein nicht ausreiche, daß vielmehr die volle Hingabe der ganzen Persönlichkeit notwendig sei. Er hat lange mit sich gekämpft, in der Hoffnung, daß er seine Absichten doch noch erreichen werde; die Erfolge, die er im Kampf gegen Kalb, bei der Kriegskommission, in der Verminderung des Heeres erzielte, haben ihn wohl darin bestärkt. Aber auf die Dauer war er der Last der Geschäfte nicht gewachsen, und das „armselige Element" der Kleinstaaterei, die drückende Enge der Verhältnisse, über die er in seinem Bericht vom 9. Juni 1786 klagte, auch wohl das Gefühl, daß er den Herzog nicht auf der gewünschten Bahn werde festhalten können, das alles steigerte seine Unzufriedenheit. Nicht nur vor Charlotte von

Stein, auch vor dem Amt, das ihm als ein Castrum doloris erschien, ergriff er die Flucht nach Italien.

So möchte es erscheinen, als ob die Reformen, mit denen Carl August seine Regierung einleitete, gescheitert wären. Aber ich glaube nicht, daß dieses Urteil berechtigt wäre. Gewiß, Carl Augusts und Goethes Blütenträume waren nicht gereift; aber die Entwicklung eines Landes darf nicht vom Standpunkt der individuellen Befriedigung aus betrachtet werden. Selbstverständlich waren die Jahre von 1775 bis etwa 1786 zu kurz, um schon große Ergebnisse für das Land hervorzubringen, es handelt sich bloß um Anfänge, die weiterer Pflege bedurften und sie auch erfuhren, zumal als die Kriegsnot zur Anspannung aller Kräfte zwang.

Zur Erziehungsgeschichte Carl Augusts

Von Theodor Lockemann

Johann Eustach Graf von Schlitz genannt von Goertz steht nicht allerorten in bestem Gedenken. Etwas von dem Mißtrauen, mit dem Anna Amalia, durch den Minister von Fritsch darin bestärkt, in den letzten Jahren ihrer Regentschaft seinen Charakter und seine Einwirkung auf den Erbprinzen betrachtete,[1] ist auf spätere Beurteiler übergegangen; offenbar hat auch der Graf selbst durch die Art, in der er nach Goethes Ankunft in Weimar seine Äußerungen dem bösen Gerede Vorschub leisten ließ, sich in wenig vorteilhaftes Licht gesetzt. Wodurch die Herzogin bestimmt wurde, dem anfänglich so wohlgelittenen Mentor Carl Augusts ihre Huld zu entziehen, warum sie ihn sogar noch im Juli 1775, so kurz vor der Mündigkeitserklärung ihres Sohnes, seines Amtes enthob, inwieweit er das Opfer höfischer Kabalen oder eigenen Verschuldens wurde, ist noch nicht geklärt. Was in den Zeiten der Spannung die Regentin an dem Wesen und Verhalten des Erbprinzen zu tadeln fand, legte die Mutter aus begreiflichem, aber nicht immer gerechtem Vorurteil zu sehr dem Einfluß des Erziehers, zu wenig dem Eigenwillen des Sohnes zur Last. Verwunderlich ist anderseits nicht, daß der Graf, auch dem Benehmen der jungen Herren von Stande gegenüber stets zu scharfer Kritik geneigt,[2] dem neuen bürgerlichen Begleiter seines

[1] Vgl. E. v. Beaulieu-Marconnay: Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch, 1874, bes. S. 54ff.

[2] Vgl. K. v. Lyncker: Am Weimarischen Hofe unter Amalien und Karl August, 1912, S. 34.

Fürsten mißtrauisch und ohne Wohlwollen begegnete. Dem Freunde Wielands war schon seit dem Frühjahr 1774 der Autor einer übermütigen Farce unsympathisch, und bald nach dem fröhlichen Ausgleich, den eine glückliche Stunde des 11. Dezember in Frankfurt gebracht hatte, erweckte Heinrich Leopold Wagners „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", irrtümlich Goethe zugeschrieben, des Grafen Groll aufs neue. „Ce Goethe est un villain!"[1] Der Irrtum wurde berichtigt, die Verstimmung blieb. Sie wuchs, als der Herzog die Gesellschaft des Dichters der des Gouverneurs vorzog, als die lustigen Tage begannen, die der früheren Etikette nicht entsprachen, als das ganze Auftreten des ehemaligen Zöglings nicht mehr in die Formen paßte, für die er gebildet worden war. Die Früchte der Erziehung, der er dreizehn Jahre seines Lebens gewidmet hatte, glaubte Goertz verdorben. Kümmernisse der jungen Herzogin, zu deren Oberhofmeister er am 30. Oktober 1775 ernannt worden war,[2] mögen ebenfalls seine Stimmung beeinflußt haben.

Indessen, mochten auch in seinen letzten Weimarer Jahren Charakterschwächen mehr als zu Anfang hervortreten, mochten immerhin mangelndes Verständnis, Empfindlichkeit, Enttäuschung sich hie und da unerfreulich äußern, zweifellos ist doch, daß Graf Goertz seine Aufgabe, die er, selber 25 Jahre alt, an dem fünfjährigen Carl August übernahm, mit Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt zu erfüllen bemüht

[1] Goertz im Brief an seine Gattin vom 26. März 1775 bei v. Stotzingen: Beiträge zur Jugendgeschichte des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar (Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1909, S. 357; vgl. auch den Brief vom 20. April 1775, S. 364 oben).

[2] Vgl. v. Stotzingen a. a. O. S. 321. Er behielt dieses Amt bis 1778. Über seine polititische Laufbahn in preußischen Diensten sind zu vergleichen: Historische und politische Denkwürdigkeiten des kgl. preuß. Staatsministers J. E. Grafen von Görtz, 2 Teile, 1827/8.

war. Er wollte das Beste des Prinzen; er wollte bei ihm all die Eigenschaften zur Reife bringen, die für seine Anschauung vornehmlich die Vorzüglichkeit eines Fürsten ausmachten. Er tat es nach dem Maß seines Urteils, als bewußter Aristokrat, in vielem beherrscht von allgemeingültiger und besonderer weimarischer Tradition. Die Mittel waren manchmal pedantisch; das entsprach den engen Verhältnissen.

Die Briefe, die der Graf von der Pariser Reise an seine Gattin richtete,[1] zeigen, gewiß neben persönlicher Eitelkeit, das aufrichtige Interesse, mit dem er Entwicklung und Auftreten seines Zöglings wachsam verfolgte. Wie sich ihm manche Regel aus Erfahrung und Überlegung bildete, verrät seine Auseinandersetzung mit Basedow.[2] Erwünschten Erfolg der Erziehung versprach sich des Abtes Jerusalem ehemaliger Schüler nur, „wenn die Religion, unsere wohlthätige heilige Religion zum Grunde der Erziehung geleget ist, wenn der Printz von Jugend auf in die Freyheit gesetzet wird, an vielen Menschen Wohlthaten auszuüben".[3] In ähnlicher Weise hatte schon sein der fürstlichen Mutter am 20. Juni 1762 eingereichter Bericht[4] das Bestreben bekundet, bei dem Erbprinzen außer der Bildung des Verstandes durch systematischen Unterricht vornehmste Sorgfalt der Erziehung des Charakters und rechten Lenkung des Willens zu widmen, „daß Sein Hertz voll Liebe gegen seine Neben Menschen, voll Mitleiden gegen Nothleidende,

---

[1] Vgl. v. Stotzingen a. a. O. S. 321ff.

[2] Briefe eines Printzen Hofmeisters über Basedows Printzen Erziehung und hauptsächlich über dessen Agathokrator. Heilbronn 1771 (anonym erschienen).

[3] Ebenda S. 14.

[4] Mitgeteilt von Karl Kehrbach: Zur Geschichte der frühesten Jugenderziehung des Großherzogs Karl August von Sachsen Weimar, in: Freundesgaben für Carl August Hugo Burkhardt, 1900, S. 33ff.

voll Gehorsam gegen Gott und seine heilige Gebotte und mit allen denen Tugenden geziert sein solte, die allein die wahre Hoheit, das Glück und die Vollkommenheit eines Fürsten machen". Sogleich wird mit der Ausführung dieses Programms begonnen: „Da das Hertz von Empfindungen des Wohlthuns noch leer geblieben ist, so lasse ich den Herrn Erb Printz, die ihm bestimmte vierteljährige 100 Thaler so weit als sie dazu hinreichen wollen an Nothleidende selbst austheilen, um durch die so angenehme Empfindung, welche Wohlthun verursachet sein Hertz rührend zu machen und durch die Übung dieser Tugend ihm einen Trieb zu der edelsten und erhabensten Beschäftigung der Menschen, beyzubringen." Gerade hierauf legt Goertz stets großes Gewicht. Seine Leitung ist unverkennbar, wenn der künftige Landesherr bei einer Hungersnot im Jahre 1771 400 Taler an die Armen in Weimar und Eisenach verteilen will und dabei dem Minister von Fritsch altklug bekennt: „Die Fürsten sind nur in so weit glücklich als sie Gutes thun können".[1]

Einzelheiten bei der Verwirklichung des Erziehungsplanes werden auch durch die hier veröffentlichten Briefe des Grafen an Wilhelm Heinrich Schultze beleuchtet.[2] Dieser Theolog, dessen in der Erziehungsgeschichte Carl Augusts selten gedacht wird, war, 1724 als Sohn des Pastors zu Großkochberg geboren, mehrere Jahre Hauslehrer in der Familie von Schardt gewesen und 1754 Stiftsprediger und Katechismuslehrer an der Stadtkirche zu Weimar, auch Garnisonprediger geworden; er wurde 1763 als Hofdia-

[1] Vgl. v. Beaulieu-Marconnay a. a. O. S. 186.

[2] Die Schreiben befinden sich in der Universitätsbibliothek zu Jena. Der Liebenswürdigkeit des Herrn Direktors Dr. C. G. Brandis verdanke ich ihre Kenntnis und die Anregung, sie zu veröffentlichen. — Es ist zu vermuten, daß die Briefe durch einen Enkel Schultzes, den Jenenser Philologen und Universitätsbibliothekar K. Göttling, an ihren Aufbewahrungsort gelangt sind.

konus an die Schloßkirche berufen, nach fünf Jahren zum Oberkonsistorialassessor, 1776 zum Oberkonsistorialrat befördert und starb 1790.[1] Anna Amalias wie Carl Augusts Sympathien scheinen ihm sicher gewesen zu sein. Obwohl der Erbprinz in der Religion im wesentlichen von dem Oberkonsistorialrat Seidler unterwiesen und Schultze zum eigentlichen Unterricht in größerem Umfange vermutlich nicht herangezogen wurde, so fielen ihm doch manche Aufgaben vermittelnder, vorbereitender und erbauender Art zu. Er mußte an seinem Teil dem Grafen behilflich sein. Die Briefe zeigen das.

Schon der fünfjährige Carl August muß sich, wie es der Mutter berichtet worden war, darin üben, armen Leuten Gutes zu tun; der Geistliche hat das zu vermitteln. Bisweilen sollen die Kanzelreden im Unterricht des fürstlichen Brüderpaares „zumahlen des Herrn Erb Printzen" wieder durchgenommen werden. Die Predigt, die Goertzens Wunsch vom 2. Februar 1764 gemäß sogleich, und zwar mit einer Widmung an Carl August erschien,[2] hatte des Erziehers

---

[1] Nach schriftlichen, von seiner Witwe in Einzelheiten freundlichst ergänzten Mitteilungen des verstorbenen Geh. Justizrates Danz in Jena, eines Urenkels Schultzes; ihm lagen dessen Ernennungsdekrete vor. Mit diesen Angaben stimmen die aus den Schriften Schultzes sich ergebenden Daten überein. Außer den nachher zu nennenden Predigten sind mir noch folgende vier Veröffentlichungen bekannt geworden: 1. Die Fassung des Herzens bey dem von GOtt geschenkten Frieden... [Predigt], Weimar 1763; 2. Erste und lezte Predigt bei vorgefallener Amts Veränderung, Weimar 1763; 3. [Anonym] Geschichte meiner Bienen und derselben Behandlung von den Jahren 1781 und 1782, Dessau und Leipzig 1783; 4. Nachricht von der neuen Einrichtung bey Verpflegung der Waisen in den Herzogl. Weimarischen Landen. Weimar 1785. – Für bereitwilligste Überlassung aller in Betracht kommenden Bücher bin ich den Bibliotheken zu Jena und Weimar, für freundliche Auskünfte im Besondern Herrn Direktor Dr. Brandis und Herrn Bibliothekar Dr. Ortlepp sehr verbunden.

[2] Die Erstlinge der Christen wurden in einer Predigt an dem Feste der

besonderen Beifall wohl vornehmlich wegen der Partien gefunden, in denen auch den Kindern ein frommer Wandel zur Pflicht gemacht und allgemein gefordert wurde, daß „wir also das erste und beste unsres Vermögens zur Erhaltung solcher Anstalten verwenden, die zur Ehre GOttes gereichen, oder denenjenigen davon mittheilen, die kein ander Erbtheil als das Armuth haben".[1] Aus den Briefen ersieht man die Festigkeit der Grundsätze, die der Mentor auch bei dem seiner Obhut übergebenen Brudersohn[2] durchführte, und die Sorgfalt, mit der die Konfirmation des Erbprinzen, ebenfalls unter Schultzes Mitarbeit, vorbereitet wurde. Die Einsegnung selber nahm zwar nicht er, sondern Seidler vor; aber in seiner zwei Tage zuvor gehaltenen Predigt legte er Carl August die Bedeutung der Feier auf das nachdrücklichste ans Herz.[3] Das mit dem letzten der Goertzischen Briefe übersandte Blatt faßt die Gedanken zusammen, für die man das Verständnis des jungen Herzogs durch Unterricht und Predigt zu erschließen bemüht war. Carl August bekannte diese Sätze bei seiner Konfirmation in feierlicher Versammlung als seinen Glauben.[4]

Darstellung Christi im Tempel ... vorgestellet von W. H. Schultzen. Weimar 1764. Die Widmung ist datiert vom 10. Februar 1764; der Text ist Luk. 2,22—32.

[1] S. 11.

[2] Denkwürdigkeiten 1, 9.

[3] Jesus unser König. Eine Predigt bey bevorstehender Confirmation des Durchl. Fürsten und Herrn Herrn Carl Augusts ... von W. H. Schultze. Weimar 1771. — Widmung an den Herzog; Text Luk. 1,26 — 38. Das Exemplar der Weimarer Bibliothek ist zusammengebunden mit der: Rede bei der Tauffe des Durchl. ... Herrn Carl August ... von D. Siegmund Basch. Weimar 1771.

[4] Vgl. W. Bode: Karl August von Weimar, 2. Aufl. 1913, S. 87 ff., ferner die von Seidler herausgegebene Erinnerungsschrift: Glaubensbekenntniß der Durchl. Prinzen von Sachsen Weimar u. Eisenach den 27 März 1771 und den 19 Christmon. 1772 öffentlich abgelegt

Doch wird man der Versicherung des Hofmannes, daß dies die Worte und Empfindungen des Prinzen „ohne einiges Zuthun" seien, starken Zweifel entgegensetzen müssen. Auf die symbolgerechte Formulierung zumal dürfte der fürstliche Konfirmand selbst nicht allzuviel Mühe verwandt haben. Übrigens hatte ja später Constantin bei seiner Konfirmation dasselbe Bekenntnis abzulegen. Es war wohl in der Hauptsache von Seidler entworfen und wurde dann durch die Billigung des Kirchenregiments und der Herzogin zum offiziellen Credo der Prinzen. Da die Einsegnung Carl Augusts am 27. März 1771 stattfand,[1] so hat sich Goertz in der Jahreszahl seines letzten Briefes offenbar verschrieben. Am 2. Februar 1771 wird das Glaubensbekenntnis dem Oberkonsistorialassessor Schultze ein- oder zurückgesandt worden sein, damit es bei der Vorbereitung der Feier dem Konsistorium vorlag und noch einmal geprüft werden konnte.

Die Briefe:

1. HochEhrwürdiger

Sehr geehrter Herr Pastor,

Ewr HochEhrwürden dancke ich vielmahlen, daß dieselben unsern Herrn ErbPrintzen eine so gute Gelegenheit geben wollen, Gutes zu thun, und dadurch mitwürcken, daß sein zartes Hertze zum Wohlthun gereitzet und gewöhnet werde.

nebst den Anreden an HöchstDieselben. Weimar 1773. Obgleich das Glaubensbekenntnis, wohl nach dieser Schrift, von Bode bereits mitgeteilt wurde, muß der in Einzelheiten abweichende Goertzische Text hier doch des Zusammenhangs wegen wiedergegeben werden. — Herrn Dr. Bode danke ich für eine freundliche Auskunft bestens.

[1] Vgl. die auf S. 145 Anm. 4 erwähnte Erinnnerungsschrift. C. A. H. Burkhardts Angabe, Carl August sei „in der Pfingstwoche des Jahres 1771" konfirmiert worden, trifft demnach nicht zu. (Burkhardt: Jugend und Erziehung Karl August's von Weimar, in Westermanns Jahrbuch der Illust. Deutschen Monatshefte 17. Bd. 1865, S. 460/70; die Datierung auf S. 469.)

Der Höchste wolle dazu seinen Seegen geben, und verspreche ich mir gewis die Vorbitte eines so gottesfürchtigen Geistlichen, als Ewr HochEhrwürden, bey diesem wichtigen Stücke. Die beiden alten haben von dem Hrn. ErbPrintzen, welcher Ihnen vielmahlen grüßet, ein Almosen empfangen. Vor die übrigen Armen übersende ich denenselben einstweilen 20 fl. mit der Bitte solche nach dero Gutbefinden auszutheilen. Mit dieser Summa werde ich quartaliter fortfahren, und bleibt dem Hrn. ErbPrintzen zu Ende des Quartals noch etwas übrig, so ist es auch gewidmet Ewr. HochEhrwürden zugesendet zu werden. Die Einkünfte sind noch gering, mit der Zeit hoffe ich aber wird der Herr ErbPrintz ein mehreres thun können u gerne thun. Ich verbleibe mit der wahrhaftesten Achtung und Hochschätzung

Ewr HochEhrwürden

Belvedere d. 8ten
Jul. 1762.

ergebener Dr
J Eust G v Görtz

2. HochEhrwürdiger
Vielgehrter Herr Hof Diaconus,

Schon oft, schon von daher als dieselben den letzten treuen Beistand an iene geliebte Schwester leisteten, über deren Verlust noch täglich mein Hertz blutet, haben die heiligen Wahrheiten aus deroselben Munde, manche Erbauung bei mir erwecket, und in mir Triebe entzündet, wovon ich auch noch in der Ewigkeit hoffe Ihnen Danck zu bringen; die ausführung der heute vorgetragenen Wahrheiten aber hat vor mich besonders so viel schönes und reitzendes, sie scheint mir so vorzügl. nützl. vor die theuern Hertzen, vor deren Ihr ewig und zeitles Wohl ich mich so genau verpflichtet habe, daß ich hierdurch Ewr HochEhrwürden habe ersuchen wollen, doch diese so schöne Predigt dem Drucke zu über-

geben. Es wird dieses nicht allein mein Wunsch, sondern auch vieler andern sein, und der Seegen davon wird auch nicht allein mir, sondern ich hoffe auch vielen theilhaftig werden. Verstatten Sie also die Bitte demjenigen, welcher ganz vorzügl ist

Ewr HochEhrwürden

Weimar den 2ten Febr. 1764.

ergebener Diener
J Eustach G v Goertz

3. Ewr WohlEhrwurden

Zwey hintereinander gehaltene so gründlᵉ und erbaulᵉ Predigten sind auch von den Hertzen meiner lieben Printzen, zumahlen des Herrn ErbPrintzen aufgenommen und verstanden worden, und da selbige solche Wahrheiten enthalten, welche in uns allezeit das Herze zur Gott wohlgefälligen Tugend leiten können, so ersuche ich Ewr WohlEhrwürden, doch selbige mir abschriftl. zu kommen zu lassen. Der Herr welcher Ihnen uns zu einen so angenehmen beliebten, und nutzenbringenden Seelsorger gegeben hat, wolle auch aus seiner reichen Fülle des Seegens, Ihnen davor recht viel gutes thun, und Ihnen immer fort Kraft verleihen, noch mehr zu würcken. Dieses wunschet von Hertzens Grund

Ewr Wohl Ehrwürden

Weimar den 10ten Febr. 1765.

aufrichtiger Freund
und Diener
J E G v Goertz

4. HochEhrwürdiger

VielgeEhrter Herr HofDiaconus,

Da ich eifrigst wünsche, daß der gestrige Tag vor meinen zärtlich geliebten neuen, und die morgende Comunion vor uns beide Tage des ewigen Seegens sein möchten, und gewiß das Gebett der Armen, unsern gütigsten Gott, das an-

genehmste VersohnungsOpfer ist, so ersuche ich hierdurch Ewr HochEhrwürden anbeygebogene Louisd'or unter einigen ihren wohlthätigen Hertzen am besten bekante Armen auszutheilen, mit dem Verlangen daß diese, für diese zeitl.e geringe Erquickung ihr Gebett mit dem unsrigen vereinigen mögten, um uns Bestandigkeit im Guten, und Gottes Gnade und Barmhertzigkeit erbitten zu helfen. Der ich mit steter wahrer Hochschätzung bin

Ewr HochEhrwürden

Belvedere d. 16ten
Aug 1766.

dienstergebener Dr
J E G v Görtz

5. Ewr HochEhrwürden

muß ich nur versichern, daß in beiliegenden Billet, die eignen Worte und Empfindungen unsers Lieben ErbPrintzens, ohne einiges Zuthun sind. Gott Seegne Ihre Treue ferner, er sey Ihr Schild und großer Lohn, an Ihnen und an denen Ihrigen. Nehmen Sie mich allezeit unter die Zahl Ihrer

aufrichtigen und wahren

d. 2ten Febr. 1770. [!]

Freunde
J E G v Goertz

[Auf einem besonderen Bogen:]

Kurtzer Inhalt des Glaubensbekäntniß.

Ich lege also hiemit mein demüthiges Glaubensbekäntniß ab, daß ich von dem daseyn Gottes, eines höchst vollkom̄enen Geistes, der die welt Samt allen Ihren Geschöpfen erschafen, erhält und regieret, durch den gebrauch meiner vernunft völlig überzeugt bin. Ich erkeñe eben so deutlich meine Schultigkeit mich mit leib und Seele Ihm zu unterwerfen, und gehorsam zu seyn, meine glückseeligkeit nur bey Ihm zu suchen, und von Ihm zu erwarten; Meine eigene Erfahrung, und mein Iñerstes gefühl überführet

mich, daß, ein allgemeines verderben, tief in uns liege, daher unser thun und laßen, den heiligen und gerechten gott nicht gleichgültig seyn kōne; daß aber die vernunft kein sicheres Mittel wiße, seine Gnade und wohlgefallen wieder zu erhalten.
Ich verehre daher die unendliche güte und barmhertzigk. gottes, daß er uns seinen willen, von unsrem verhalten, und unter welcher Bedingung er uns begnadiegen wolle, zuverlässig und deutl. hat ofenbahren laßen; In dieser ofenbahrung findte ich nun zu meiner beruhigung, die ursache unsers verderbens, und die vollkom̄enste anweisung, zu meiner zeitl: und Ewigen glückseeligk.
Hier lerne ich meinem Gott, meine Pflichten, und mich selbsten, recht vollkom̄en und deutl. ken̄en; Und ob ich zwar nicht begreifen kan, wie in dem Eintziegen göttl. wesen, drey von einander verschiedene persohnen, Vater, Sohn, und heil. geist, aber nicht drey götter sind, so glaube ich doch solches dem untrügl. worte gottes, weil in dem unendl. viel seyn muß, daß ein Endl. verstand nt faßen kan, weil wier in der Natur, ja selbst in uns, viel unbegreifliches erken̄en, und weil das werck der Erlösung, und Heiligung uns ohne dieses geheimniß, nt konte geofenbahret werden,
Ich glaube daher von gantzem Hertzen, daß Jesuß Christus wahrhaftieger gott und Mensch ist, damit er durch den göttl. werth seines gehorsams, seines leidens und todes, die unendl. Schult und Strafe unserer Sünde für uns tilgen, uns mit Gott versöhnen, und in der befohlenen ordnung des Heyls, als unschultige, und gerechte vor gott, zur ewiegen Seeligkeit wiederbringen konte.
Endlich glaube ich auch festigl., daß dieses werck der Heiligung, und des Neuen lebens, Gott der Heil. Geist, durch seine kraft in uns hervorbringe, und wircke, wen̄ wir nt muthwillig wiederstreben, dazu er sich vornehmlich des

göttl. worts, und der Heil. Sacramente bedient, damit wier hier gottseelig leben, Seelig sterben, getrost unserem richter entgegengehen und mit Ihm, in seinem reiche, der Herrlichkeit, ewig leben kōñen;
In diesem glauben, stärcke und erhalte mich, gott Vater, Sohn, u. Heil. geist, bis an mein Seelieges Endte. Amen.

Die Briefe sind für das Pflichtbewußtsein des Grafen ein neuer Beweis. Auch sie sprechen für den beharrlichen Eifer, mit dem er Religiosität und mildtätige Gesinnung als die edelsten Tugenden bei seinem Zögling zu pflegen sich bemühte. Dieses Ziel verlor er nie aus den Augen. Noch auf der großen Reise vermochten ihn z. B. in Straßburg alle gesellschaftlichen Pflichten und Zerstreuungen nicht abzuhalten, die Prinzen in Waisen- und Irrenhäuser und ähnliche Wohltätigkeitsanstalten zu führen.[1] Schließlich wiederholen die Ermahnungen, die der schon Entlassene an den jungen Fürsten am Tage vor der Thronbesteigung richtete,[2] nur das, wozu er ihn so oft angehalten hatte. Wenn Carl August zur Freude des Grafen Goertz „gar keinen Hang zur Veränderlichkeit" zeigte,[3] so fand diese Charakteranlage günstige Förderung durch einen Erzieher, der selber an seinen Grundsätzen festzuhalten gewohnt war.

[1] Vgl. Brief an seine Gattin vom 24. Januar 1775 bei v. Stotzingen, a. a. O. S. 340.

[2] Vgl. Denkwürdigkeiten I, 23 f., und Bode, a. a. O. S. 249 f.

[3] Vgl. Goertzens Bericht von einer Verhandlung des Geheimen Conseils über Wielands Berufung vom 14. Juli 1772 bei v. Stotzingen, Beiträge II (Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1910, S. 400 f.).

Über Goethes Leipziger Krankheit

Von Friedrich Schultze (Bonn)

In der sechsbändigen Ausgabe von Goethes Werken, die im Auftrage der Goethe-Gesellschaft von Erich Schmidt 1909 herausgegeben wurde, findet sich in dem von dem Herausgeber verfaßten Lebenslauf auf Seite IV die Angabe: „Nicht ohne eigene Schuld [von Leipzig] kränklich heimgekehrt, verbrachte Goethe anderthalb stille Jahre in Frankfurt."

Mußte diese Bemerkung in einer Volksausgabe gemacht werden und worin bestand die etwaige Schuld Goethes? Was war das für eine Krankheit, die Goethe verschuldete?

Goethe selbst berichtet bekanntlich darüber in ‚Dichtung und Wahrheit' Folgendes: „Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. Dr. Reichel wurde gerufen, der mir aufs freundlichste hülfreich ward; und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei jener Eruption zugleich ein Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, den man jetzt erst, nach vorübergegangener Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Genesung ist jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und kümmerlich von Statten geht, und da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch nunmehr ein anderer Mensch geworden zu sein: denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt, ich war froh,

mein Inneres frei zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte."

Schon vorher war Goethe nicht gesund gewesen. Er habe „schon von Hause einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte". „Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall[1] von Zeit zu Zeit empfand, und der, nach einem Sturz mit dem Pferde, merklich gewachsen war, machte mich mißmutig."

Der bedrohliche Zustand besserte sich; Goethe konnte besonders durch den „lehrreichen" Umgang mit Langer, dem späteren Bibliothekar in Wolfenbüttel, seine „traurige Lage" wirklich vergessen, ging sogar nachts mit ihm spazieren und erlebte noch vor seiner Abreise einen Studententumult. Er ließ sich von einigen Freunden an eine Stelle führen, wo ein Dutzend junger Leute im Hin- und Hergehen nach einem Hause mit Steinen warfen. Es verlief aber im übrigen alles ruhig.

Im September 1768 fuhr er von Leipzig nach Hause und berichtet, daß er nach seiner Ankunft in Frankfurt wohl übler aussehen mochte, als er wußte; er hatte lange keinen Spiegel zu Rate gezogen.

Es plagte ihn noch sehr eine Geschwulst am Halse, die vom „Arzt und Chirurgus" zuerst zu vertreiben, hernach zu zeitigen versucht wurde. Zuletzt wurde sie aufgeschnitten und dann eine geraume Zeit mit Höllenstein und anderen ätzenden Dingen betupft.

---

[1] Als Goethe nach Leipzig reiste, um dort zu studieren, waren die Wege in Thüringen durch Regen „äußerst verdorben", und sein Wagen blieb in der Gegend von Auerstädt bei einbrechender Nacht stecken. „Wir waren von allen Menschen entfernt, und taten das Mögliche, uns loszuarbeiten. Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen, und mochte mir dadurch die Bänder der Brust übermäßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ."

Es war ihm „indeß noch eine sehr harte Prüfung vorbereitet. Denn eine gestörte und, man dürfte wohl sagen, für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten". Nach dem Einnehmen einer Dosis „kristallisirten trocknen Salzes" in Wasser, von entschieden alkalischem Geschmacke, zeigte sich sehr rasch eine Erleichterung des Zustandes.

Aber auch schon vor dem Blutsturze waren „die Kräfte der Verdauung nicht in Ordnung gewesen". Goethe meint, daß das schwere Merseburger Bier sein Gehirn verdüstert hätte und der Kaffee, „besonders mit Milch nach Tische genossen", seine Eingeweide „paralysirt" und „ihre Functionen völlig aufzuheben schien", so daß er deshalb große Beängstigungen empfand.

Erst allmählich gesundete er, vielfach in seiner Einsamkeit beschäftigt. Er kam auch wieder ans Zeichnen und endlich auch wieder ans Radieren. Während dieser Tätigkeit bekam er ein Wundsein in der Kehle, „und besonders das, was man den Zapfen nennt", wurde ganz entzündet. Er konnte nur mit großen Schmerzen etwas schlingen, und die Ärzte wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Endlich wurde er wie durch eine Eingebung gewahr, daß er beim Ätzen nicht vorsichtig genug gewesen war. Durch das Unterlassen des Ätzens und Radierens schwand das „beschwerliche Übel", das durch Gurgeln und Pinseln nicht zu beseitigen gewesen war.

Auch schon in Leipzig, wo er sich zuerst beim Kupferstecher Stock mit Radieren beschäftigte, hatte er nicht Vorsicht genug geübt, „sich gegen die schädlichen Dünste zu verwahren, die sich bei solchen Gelegenheiten zu entwickeln pflegen". Er meint, daß sie wohl zu den Übeln beigetragen haben, die ihn später „eine Zeitlang quälten".

Erst im Frühjahre 1769 fühlte er seine Gesundheit und vor allem seinen jugendlichen Mut wiederhergestellt, nach langsamem Genesen „bei Recidiven seiner Krankheit" und ging nach Straßburg. —

Um welche Krankheit hat es sich gehandelt und was lag ihr zu Grunde?

Daß durch das Einatmen der ätzenden Dämpfe die Halsentzündung in Frankfurt entstanden ist, erscheint im höchsten Grade wahrscheinlich. Denn sie verschwand nach vergeblicher Anwendung von Gurgelungen und Pinselungen rasch, nachdem das Ätzen unterlassen wurde.

Aber weder der Blutsturz, noch die Verdauungs- oder genauer Darmstörungen, noch die lange Dauer des Unwohlseins lassen sich durch eine auf diese Weise entstandene Halsentzündung erklären. Wäre eine starke Anätzung der Halsschleimhaut der Blutung vorangegangen, würden wie in Frankfurt Schlingschmerzen dagewesen sein.

Daß ärztlicherseits und vom Kranken selbst zunächst an „Lungensucht", d. h. an Lungentuberkulose, gedacht wurde, ist durchaus richtig. Der Grund, den Möbius in seinem Buche ‚Über das Pathologische bei Goethe' gegen diese Diagnose anführt, daß, wenn auch eine Tuberkulose mit Blutsturz ausheilen kann, doch „der Geheilte ein ‚brüchiger Mensch' bleibt, der eines Lebens, wie es Goethe bis in das 83ste Jahr geführt hat, nicht fähig ist", dieser Grund ist nicht stichhaltig. Solche Menschen gibt es, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Ein hervorragender Kenner der Tuberkulose, Professor B. Fraenkel, der ebenfalls solche Fälle kennt, hält es für sicher, daß es sich bei Goethe um eine Lungentuberkulose gehandelt hat.

Indessen muß man Möbius beistimmen, wenn er gegen diese Diagnose einwendet, daß niemals Husten und Auswurf erwähnt wird. Es wird nur in den Briefen Goe-

thes anstatt von Blutsturz auch von Blutspeien geredet. Ferner fehlte jede erbliche Belastung; die Brust Goethes war hochgewölbt und wird wohl auch in der Jugend nicht flach gewesen sein.

Da wir aber wissen, daß auch der kräftigst gebaute Körper gar nicht selten umschriebene tuberkulöse Herde in seinen Lungen beherbergen kann und nur eine kleine Minderzahl der Menschen ihr Leben lang von Tuberkulose frei bleibt, ist die Diagnose der Lungentuberkulose nicht als unwahrscheinlich zurückzuweisen, zumal auch im hohen Alter noch einmal ein Blutsturz vorkam, als Goethe die Nachricht vom Tode seines Sohnes empfangen hatte. Nur könnte noch eine M a g e n b l u t u n g in Frage kommen, die verhältnismäßig oft bei umschriebenen Substanzverlusten in der Magenwand, sogenannten Magengeschwüren, vorkommt. Daß sowohl Magenstörungen bei Goethe vorhanden waren, als auch heftige Darmschmerzen mit Verstopfungen, die geradezu an Bleikolik denken lassen, wie Fraenkel mit Recht hervorhebt, geht aus den Mitteilungen Goethes hervor.

Obstipationen kommen bei Magengeschwüren ganz gewöhnlich vor. Aber es fehlen Angaben über vorhandene Schmerzen im Magen nach dem Essen, wie sie bei tieferen und ausgedehnten Magengeschwüren so oft vorkommen, und es bleiben nach starken Magenblutungen infolge von Magengeschwüren sehr häufig dauernde Störungen zurück nebst Neigung zu Rückfällen, auch in späteren Lebensjahren.

Die Annahme von Magengeschwüren bleibt darum unwahrscheinlicher als die einer Lungenblutung, und erst recht kann eine andere seltene Ursache, wie etwa das Platzen einer umschriebenen Venenerweiterung in der Speiseröhre, nicht gut in Frage kommen, da ein solcher Zustand bei jungen Leuten kaum vorkommt.

Eine absolut sichere Diagnose der Ursache der starken Blutung ist also nicht zu stellen; die Diagnose einer Blutung aus tuberkulös erkrankter Lunge bleibt aber die wahrscheinliche. Sicher ist sodann während der ganzen Leidenszeit zugleich eine abnorme nervöse Reizbarkeit mit recht wechselnden Stimmungen dagewesen. —

Nun hat aber ein bekannter Frauenarzt, Professor Wilhelm Alexander Freund, im Jahre 1898 in einem Aufsatz zu „Don Sassafras" (Erich Schmidt) und ‚Über das Pathologische bei Goethe' (P. J. Möbius) die Behauptung aufgestellt, die Krankheit Goethes hätte auf Syphilis beruht.

Trotzdem er selbst bekennen muß, daß das alarmierendste Symptom der Krankheit, der Blutsturz, nicht zu der von ihm gestellten Diagnose paßt, nimmt er auf Grund gewisser brieflicher Äußerungen Goethes dennoch an, es habe sich um Lues gehandelt. Wir werden sehen, daß wohl kaum je von einem Arzte eine fadenscheinigere Begründung für eine derartige Diagnose gegeben wurde, wie die von Freund.

Als erste Stütze für seine Behauptung führt Freund die bekannte Stelle aus einem Briefe von Goethe an Käthchen Schönkopf an (vom 1. November 1768): „Hat sich noch niemand gefunden, der meine Stelle wieder begleiten mögte, ganz mögte sie wohl nicht wieder besetzt werden; zum Herzog Michel finden Sie eher zehn Acteurs, als zum Don Sassafras einen einzigen. Verstehen Sie mich?"

Dazu kommt noch eine etwas dunkle Stelle in einem weiteren Briefe Goethes an die gleiche junge Dame. Goethe berichtet von einem Gespräch mit einem sächsischen Hauptmann, den er unterwegs, gerade an seinem Geburtstage, auf seiner Reise von Leipzig nach Frankfurt in Naumburg antraf. Er gibt im Laufe des Gespräches zu, daß ihn in Leipzig kein Mädchen „beim Ermel" gehalten habe, hört

die Erzählung des Hauptmanns an, die er verschweigt, und schreibt schließlich: „ich saß und hörte mit Betrübniß zu und sagte am Ende, ich sei konfundirt, und meine Geschichte und die Geschichte meines Freunds Don Sassafras hat mich immer mehr von der Philosophie des Hauptmanns überzeugt."

Hier ist er also nicht selber Don Sassafras, und Erich Schmidt meint, daß man diesen Don Sassafras auf einen Freund von Goethe, Horn, übertragen könnte, da Goethe gleich hinterher fortfährt: „Unglücklicher Horn" usw. „Aber die Rücksicht auf die frühere Stelle, welche Käthchen hoffentlich nicht verstanden hat, gebietet uns, die Geschichte des Freunds Don Sassafras zur Geschichte Goethes zu rechnen", sagt Erich Schmidt.[1]

Er hatte den Spott eines sehr belesenen medizinischen Kollegen (das ist Freund) über die Naivetät interpretierender Philologen gehört, „die nicht wüßten, daß der Sassafras ein bis in unser Jahrhundert hinein übliches Heilmittel sei" (nämlich, wie ergänzt werden muß, gegen Lues). Freund führt zur Begründung an, daß O. Jahn die Rolle eines Don Sassafras in keiner Komödie nachweisen könnte.

Erich Schmidt hält „die medizinische Deutung für richtig", hält also die Schuld Goethes an seiner Leipziger Krankheit dadurch für gegeben, daß sich der Dichter während seiner Studienzeit eine Lues zugezogen hat!! —

Nun hat aber Erich Schmidt selbst später gefunden, daß ein durchtriebener verliebter Doctor Sassafras aus Amsterdam eine sehr bekannte Bühnenfigur gewesen sei. Aus Italien stammte ein Lustspiel von Sassafras und Sassabarille. Er gibt deswegen zu, daß wirklich bei Schönkopfs Sassafrasszenen gespielt worden seien, hält aber trotzdem an dem Doppelsinne der Anspielung Goethes fest.

[1] Goethe-Jahrbuch 1, 377: Don Sassafras.

Damit erklärt er Goethe für fähig, daß er in einem Briefe an ein junges Mädchen aus anständiger Familie, in das er lange verliebt war, versteckt sich als syphilitisch bezeichnete, in einem Briefe, in dem er, wie Fraenkel mit Recht hervorhebt, die Empfängerin bat, diesen wie alle seine Briefe „Ihren Eltern, und wenn Sie wollen, Ihren besten Freunden" zu zeigen. Welches Recht hat man, den jungen Goethe, der in seiner Jugend oft recht derb und gewiß kein Heiliger war, einer so gemeinen Handlungsweise zu beschuldigen (ein anderer Ausdruck ist kaum möglich)! Würde selbst ein moralisch ziemlich heruntergekommener junger Mann, falls er sich eine sexuelle Krankheit zugezogen hätte, dies einer jungen Dame seiner Bekanntschaft direkt oder indirekt mitteilen, geschweige denn jemand, der, wie der junge Goethe, darüber entrüstet ist, daß im Hause des Kupferstechers Stock vor den kleinen Töchtern dieses Hauses Stellen aus dem Buche Esther vorgelesen wurden, die ihm für junge Mädchen unpassend erschienen? —

Gegenüber den Folgerungen von Freund und Erich Schmidt aus dem Worte „Sassafras" hat vor einigen Jahren Professor Adolf Hansen (Gießen) in einer eigenen Schrift über „Goethes Leipziger Krankheit und Don Sassafras"[1] auf Grund eingehender Untersuchungen behauptet, daß Sassafras „niemals, um so weniger zu Goethes Zeit, als Antisyphiliticum in der Medizin gegolten hat". Hansen beruft sich ferner darauf, daß man nirgends einen Nachweis darüber finde, auch nicht in den Frankfurter Apotheken, daß Goethe Sassafras als Medikament gebraucht hat, trotzdem man in diesen Apotheken nach Rezepten für Goethe aus dem Jahre 1768 gesucht hat.

Dieser letztere Grund ist natürlich ohne positive Beweiskraft, und in bezug auf den ersteren findet sich noch in dem

[1] Leipzig, Johannes Woerners Verlag, 1911.

neuesten Reichsmedizinalkalender von Boerner (1914 Teil 1 S. 148) angegeben, daß Sassafras ein Diureticum sei, und ein Antisyphiliticum, enthaltend in der sogenannten Species Lignorum, einem Holztee, der als Anregungsmittel für Nieren- und Hautsekretionen gilt, in dem sich auch das Guajacholz befindet, das seinerzeit Ulrich von Hutten als Mittel gegen Syphilis pries. Dieser Holztee wurde aber auch bei manchen anderen Leiden gegeben, wenn eine schweiß- und harntreibende Wirkung erforderlich schien.

Es muß also mindestens dahingestellt bleiben, ob Goethe, wenn er überhaupt Sassafras genommen hat, wußte, daß ihm dieses Mittel gegen Lues gegeben wurde, eine Krankheit, von welcher der stets so wahrheitliebende Dichter auch wohl kaum gesagt haben würde, „da ich mir nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte" (‚Dichtung und Wahrheit', im Berichte über seine Ankunft im elterlichen Hause).—

Ganz an den Haaren herbeigezogen ist aber ein weiterer Grund, den Freund zur Begründung seiner Diagnose anführt.

In einem bekannten, an die Tochter seines Kunstlehrers Oeser gerichteten Gedichte schildert Goethe seinen wechselnden Gesundheits- und Gemütszustand: „bin halb krank und halb gesund, Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund". Und weiter: „Drum reichet mir mein Doctor medicinae Extracte aus der Cortex Chinae, Die junger Herrn erschlaffte Nerven An Augen, Fuß und Hand Auf's neue stärken", und endlich: „langweilige Tisane setzt er mir statt des Weins dazu".

Mit dem Wundsein im Halse ist wohl jene Entzündung gemeint, die nach dem Weglassen der Einatmung der ätzenden Substanzen wieder verschwand. Denn, als Goethe jenen Brief schrieb, am 6. XI. 1768, spricht er an einer anderen Stelle von dem „Zeichnergeist", dem er sich wieder

ergab. Das Zeichnen war ja aber zugleich mit dem Radieren wieder aufgenommen worden. Indessen ist über die genauere Zeit, zu der er mit dem Radieren wieder anfing, nichts bekannt.

Die „langweilige Tisane", von der Goethe spricht, soll nach der Unterstellung Freunds gar ein gewisses Dekokt gewesen sein, das als Zittmannsches Dekokt gegen Syphilis gebraucht wird. Aber erstens hat Hansen nachgewiesen, daß das Rezept zu diesem Dekokt erst im Jahre 1795 veröffentlicht wurde, zweitens aber würde Goethe von diesem Mittel in ganz anderer Weise gesprochen haben, wenn er es genommen hätte. Denn es enthält so stark schweißtreibende und abführende Mittel (übrigens kein Sassafras), daß Goethe für ein so drastisch und so lange drastisch wirkendes Mittel — es muß mehrere Wochen lang genommen werden — sicherlich drastischere Ausdrücke gefunden hätte. — Es wird sich bei der von Goethe erwähnten langweiligen Tisane, wie Hansen ausführt, um irgendein damals übliches schleimiges Getränk bei Brust- oder Magenkrankheiten gehandelt haben. —

Ganz besonders beklagenswert ist es ferner, daß Freund für seine Annahme eine weitere Stelle aus Liedern verwerten zu müssen glaubt, die ebenfalls an die von Goethe sehr geschätzte und verehrte Tochter seines Lehrers Oeser gerichtet sind. In dem Gedichte ‚Zueignung' kommt die Stelle vor: „Ihr lacht mich aus und ruft: der Tor! Der Fuchs, der seinen Schwanz verlor, Verschnitt' jetzt gern uns alle", usw. Es wird also Goethe hier unglaublicherweise einer Zote beschuldigt, die er sich nicht scheut, einer jungen hochgebildeten Dame gegenüber anzubringen.

Anselm Feuerbach schreibt in einem seiner Briefe an seine Mutter (Bd. 2 S. 378): „Es ist eine alte Fabel des Fuchses, der durch Unglück seinen Schwanz verloren hat und die

jungen Füchse versammelt, um sie zu überzeugen, wie viel besser man ohne Schwanz lebt, und sie bittet, die ihrigen abzuschneiden."

Auf diese Fabel scheint Goethe hinzudeuten. Vor dem angeführten Verse stehen die folgenden:

Ihr seufzt und singt und schmelzt und küßt
Und jauchzet, ohne daß ihr's wißt,
Dem Abgrund in der Nähe.
Flieht Wiese, Bach und Sonnenschein,
Schleicht, soll's euch wohl im Winter sein,
Bald zu dem Herd der Ehe.

Also: Ihr andern kommt zur Erfüllung eurer Wünsche, zur Ehe, ich aber bin leidend und

Verschnitt' jetzt gern euch alle.
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz,
Das treue Füchslein ohne Schwanz
Das warnt euch für der Falle.

Was diese ganze Stelle für die Diagnose einer venerischen Krankheit beweisen soll, bleibt sowohl vom allgemeinen, als speziell vom medizinischen Standpunkte aus unverständlich.

Ebensowenig läßt sich aus einer Stelle in einem Briefe an G. Breitkopf etwas entnehmen, was für Lues spricht, wie ich in Übereinstimmung mit Möbius und Fraenkel sagen muß. Diese Stelle warnt vor der Liederlichkeit. „Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräften, wie den Mädchen mit der Ehre, einmal zum Henker eine Jungferschaft, fort ist sie. Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es will's ihm all nicht tun."

Hier könnte doch höchstens an eine Warnung vor Impotenz gedacht werden, die durch sexuelle Ausschweifungen, „Lüderlichkeit", herbeigeführt werden kann, oder an all-

gemeine nervöse Schwäche, nicht aber an eine Geschlechtskrankheit.

Diese aufgezählten Briefstellen, abgesehen von einigen anderen für die Diagnose auf Lues völlig belanglosen, erscheinen Freund als eine „tragfähige Unterlage für die Stellung einer sicheren Diagnose“!

Nur das Pentagramm des „Blutsturzes“ macht ihm Pein. Er hilft sich über diese Schwierigkeit dadurch hinweg, daß er unterstellt, daß dieser Blutsturz und seine Lebensgefährlichkeit von Goethe erst in ‚Dichtung und Wahrheit‘ hervorgehoben wird. In seinen, aus seiner Leidenszeit geschriebenen Briefen werde nur von Blutspeien gesprochen, und der sächsische Hauptmann faßt dasselbe mit verständnisvoller Ironie auf.

Abgesehen davon, daß die etwaige Ironie des Hauptmanns für die Richtigkeit der Diagnose auf Lues höchst gleichgültig ist, geht doch aus diesen Briefen hervor, daß Goethe seinen Blutsturz oder sein Blutspeien recht ernst auffaßte, und daß er in einer Phantasie meinte, Friederike Oeser wolle sich zu Tode lachen, wie ein Mensch die Karrikaturidee haben konnte, im zwanzigsten Jahre an der Lungensucht zu sterben.

Warum aber die Darstellung seines bedrohlichen Zustandes in ‚Dichtung und Wahrheit‘ auf Erfindung beruhen sollte, bleibt völlig unerklärlich. Goethe hätte sich, wenn er später die von Freund vermutete Krankheit verschweigen wollte, doch überhaupt enthalten können, von allen den Einzelheiten zu berichten, die er mitteilt. Er wäre auch schwerlich zur Kur nach Hause gefahren, wenn er noch mit jener Krankheit behaftet gewesen wäre, die Freund ihm andichtet.

Die Hauptschwierigkeit, daß Blutstürze oder Blutspeien überhaupt kein Symptom einer Lues sind, will Freund

damit beseitigen, daß Lungentuberkulose und Lungensyphilis hie und da verwechselt werden können. Er beruft sich auf einen diagnostischen Irrtum eines berühmten Arztes, Skoda in Wien, der eine Lungensyphilis für eine Lungentuberkulose erklärte.

Nun kommt aber eine Lungensyphilis, die an sich recht selten ist, erst Jahre lang nach einer erfolgten Ansteckung vor, nicht aber schon dann, wenn noch frische Drüsenanschwellungen infolge der Infektion vorhanden sind. Derartige Anschwellungen pflegt man überdies nicht aufzuschneiden, da sie hart sind, und an sogenannte gummöse Anschwellungen der Drüsen oder sonstiger Teile kann deswegen nicht gedacht werden, weil sie erst im sogenannten tertiären Stadium der Krankheit auftreten, übrigens auch dann nicht aufgeschnitten und geätzt zu werden pflegen.

Die Blutungen können somit höchstens nur ein Accidens gewesen sein, infolge von Tuberkulose oder sonstiger Erkrankungen, aber nicht mit einer etwaigen Lues in Verbindung gebracht werden.

Für das Vorhandensein dieser wird endlich von Freund angeführt, daß bei seiner Annahme bei Goethe sich „alle folgende Erscheinungen an ihm selbst und an seinen Kindern, mit Exkulpirung seiner Frau ungezwungen erklären lassen". Nun hat aber Goethe, über dessen spätere Erkrankungen wir gut orientiert sind, später in seinem Leben keine Erscheinungen von Lues mehr gezeigt, wie es doch nach einer so schweren Infektion, die ihn 1 ½ Jahre lang krank machte, wahrscheinlich gewesen wäre, sondern an Lungenentzündungen, Gesichtsrose, Nierenkoliken und kurz dauernden Anginen gelitten, die mit Lues nichts zu tun haben. Und die Tatsache, daß seine Frau nach ihrer ersten normalen Entbindung später einen todgeborenen Knaben bekam, dann noch mehrere früh zugrunde gegangene

Kinder und zuletzt ein nach schwerer Geburt gleich verschiedenes Mädchen, beweist durchaus nicht, daß als Ursache für diese Todesfälle eine Lues angenommen werden muß. Im Gegenteil, beim Bestehen dieser Krankheit pflegt das erste Kind gewöhnlich zu früh und tot zur Welt zu kommen, und erst nach mehreren weiteren Früh- und Totgeburten ein Kind, das noch oft die Zeichen der Erkrankung mit auf die Welt bringt. Die schwere Geburt des letzten Kindes deutet auf irgendwelche andere Ursachen hin.

Jedenfalls ist die Diagnose Freunds durch medizinische Gründe nicht im mindesten wahrscheinlich gemacht worden; und es berührt peinlich, wenn Freund zur Rechtfertigung seiner Ansicht Goethe beschuldigt, er habe sich als Alternder die Ursache und die Entwicklung seiner Jugendkrankheit in seiner Biographie „zurechtgelegt". Goethe hätte ja einfach über die Ursachen schweigen können.

Erst recht peinlich berührt schließlich die Behauptung Freunds, der Nachweis (!) der Natur der Erkrankung Goethes gebe nicht unwichtige Aufschlüsse über seine Gemütsbeschaffenheit und über „die Wahl und Bearbeitung seiner poetischen Stoffe". Goethe, der durch die von ihm selbst als „verdrießlich" bezeichnete Krankheit von irdischen Dingen sich absondert und es „höchst erwünscht findet, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden", soll infolge dieser Erkrankung sich dem Studium mystischer, chemischer, endlich auch philosophischer und theologischer Schriften gewidmet haben. Da ihm in dieser Zeit auch die Faustsage in die Hand kam — die er doch schon als Knabe kennen lernte —, so hätten diese Stimmungen und Beschäftigungen von großem Einfluß auf die Schöpfungen eines Genies werden müssen.

So verdanken wir also Goethes Faust zum Teil der von Freund bei ihm entdeckten Syphilis!! Eine Auffassung, die

es nicht einmal verdient, niedriger gehängt zu werden. — Sollte aber eine zweite Auflage der Erich Schmidtschen, im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegebenen Volksausgabe von Goethes Werken erfolgen, so müßte der im Eingang erwähnte Satz gestrichen werden.

Ein seltsames Mißverständnis des alten Goethe

Von Wilhelm Creizenach

Es ist bekannt, mit welcher Freude Goethe im Jahre 1830 die Übersendung der Prachtausgabe des Urtextes der ‚Sakuntala' mit beigefügter französischer Übersetzung von Chézy entgegennahm, zumal Chézy Goethes Epigramm ‚Sakontala' aus dem Jahre 1791 als Motto auf das Titelblatt gesetzt hatte. Nachdem Goethe in seinem Dankbrief vom 9. Oktober hervorgehoben hatte, daß er die Schönheit der Dichtung „nun erst recht eingänglich durch die anmutige, in so hohem Grade gebildete französische Sprache" empfunden habe, fährt er fort: „Ich schreibe Gegenwärtiges in der Sprache, in der ich am sichersten Gedanken und Empfindungen ausdrücke. Ich würde es tun, wenn ich auch nicht vermuten müßte, daß das schöne, von Ihnen so zart und bedeutend ausgesprochene Verhältnis zu einer werten, schmerzlich vermißten Gattin, die zu den unsern gehörte, Sie auch mit unsrer Sprache, unsrer Art und Wesen näher befreundet habe."

In dem betreffenden Registerband der Weimarer Goethe-Ausgabe findet man zu diesem Brief hinter dem Verweis auf „Chézy, Antoine Léonard de (1773—1832)" einen Verweis auf „dessen Frau Helmine v., geb. v. Klencke (1783—1856)". Und in der Tat muß man Goethes Worte zunächst so verstehen, als wolle er Chézy, der den Tod seiner Gattin beklagte, sein Beileid ausdrücken. Aber Helmine von Chézy dachte zunächst noch gar nicht ans Sterben, sie machte

bis zu ihrem Tod, der im Register richtig mit 1856 angegeben ist, noch sehr viel von sich reden. Chézy, der die wenig erfreuliche Dame im Hause Friedrich Schlegels in Paris 1803 kennen gelernt hatte, vermählte sich mit ihr 1805, aber es scheint, daß Helminens Verhältnis zu ihm und zu den Seinen sich bald nicht sehr angenehm gestaltete. Wie sie in ihren Lebenserinnerungen erzählt, mußte sie von ihrer Schwiegermutter den Vorwurf hören, sie solle sich doch mehr mit Haushaltung und weniger mit Schriftstellerei beschäftigen. 1810 hat sie mit ihren beiden Söhnen den Gatten verlassen und ist nach Deutschland übergesiedelt; Chézy tröstete sich mit einer Geliebten, die ihm treu anhing und ihm den Haushalt gut besorgte. So hörte ich wenigstens von dem ausgezeichneten Sanskritisten Stenzler, den ich 1876 in Breslau kennen lernte; er hatte gegen Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre in Bonn und in Paris studiert und wußte von August Wilhelm Schlegel, E. M. Arndt und den großen französischen Gelehrten jener Zeit aufs anmutigste und liebenswürdigste zu erzählen. Auf Chézys häusliche Verhältnisse muß es sich auch beziehen, wenn er in der Vorrede zu seiner Ausgabe die Worte Walter Scotts, die er an den Schluß des Werkes gesetzt hatte: „That I o'erlive such woes, Enchanteress! is thine own", folgendermaßen erklärt:

„Quant au vers de W. Scott, que j'ai jeté sur la dernière feuille de ce livre, le Ciel seul, et quelques amis intimes, savent avec quelle vérité il peint la pénible situation de mon âme, qu'il n'était donné qu'à Sacuntalâ, embellie de tous ses charmes, de relever, par intervalles, de son douloureux accablement. Tu le sais aussi, toi, infortunée créature (si, comme je le crois, ce qui pense en nous survit à le déstruction de nos organes), victime depuis longtems dévouée à la mort la plus

cruelle, et que durant trois années entières j'ai vue dépérir chaque jour, remplie d'un calme et d'une résignation admirables, et n'éprouvant d'autres regrets que celui de m'abandonner! toi qui, sur la fin de ta terrible agonie, n'ayant plus la force d'articuler tes derniers souhaits pour mon bouheur, les laissais deviner encore par un mouvement muet de tes lèvres mourantes! toi dont le triste regard me suivait encore lorsque l'éclat de tes yeux s'effaçait graduellement pour faire place à d'éternelles ténèbres!

Pauvre Thérèse! .. Et pourquoi ne la nommerais-je pas, celle qui n'eût pas balancé à faire pour moi le sacrifice de sa vie, eût-elle été la plus heureuse du monde; celle dont un des chagrins les plus vifs était la crainte que, dans mon découragement, je ne pusse achever ce travail, et qui se rejouissait quand, après mille efforts, je parvenais à en terminer quelque partie!

Que son nom donc ait le sort, quel qu'il soit, de cet ouvrage, dont chaque ligne pour moi est enpreinte de son douleureux souvenir!"

Goethe hat offenbar die „pauvre Thérèse" und die Dichterin Helmine mit einander verwechselt und letztere war schwerlich sehr erbaut davon, als 1833 nach Chézys Tod Goethes Brief im „Nouveau journal Asiatique" in französischer Übersetzung veröffentlicht wurde.

Mitteilungen
aus dem
Goethe- und Schiller-Archiv

Dreizehn Briefe Mariannens von Willemer an Goethe nebst zwei Briefen an Goethes Sohn

Herausgegeben von Max Hecker

Erster Brief

Gärbermühle d. 12 8br 1816.

Haben Sie vielen Dank daß Sie unsrer gedacht und mit einem freundlichen Worte unsre Herzen erfrischten, die schon seit einiger Zeit in jeder Art von Entbehrung geübt sind; am schwersten war es wohl sich an ihre Folgen zu gewöhnen, in so fern sie nach Ihrer eigenen Bemerkung das Wort in die Ferne kürzt.

Bis jezt gedenken wir Ihrer noch immer auf der Mühle, und die schön gefärbten Baüme, der bunte Blätterteppich, der alles verhüllende Nebel selbst, sind mir wiederkehrende Freunde, die mir von dem einzigen der nicht wiederkam viel wunderbares und trostreiches erzählen, ja ich möchte fast sagen daß jene liebevolle Prophezeiung, als würden Sie uns oft unter dem Baumschatten begegnen, jezt erst recht in Erfüllung geht; wie glüklich würde mich der Gedanke machen das es nicht ohne Ihre Mitwirkung geschehen kann, indem Sie sich lebhaft in unsre Mitte in den so wohlbekanten Raum oder noch lieber Ort dencken, und auch abwesend eine Geistige Gewalt über uns ausüben mögen, in diesem Falle ist es freylich schlimm das wir Ihre Umgebungen nicht so genau kennen, um zu versuchen wenigstens ob wir nicht, wenn schon kein Gleiches, doch ein Ähnliches be-

wirken können, und auch hierauf will ich gerne Verzicht leisten, wenn es mir vergönnt bleibt mein Andenken von Zeit zu Zeit in einem für mich unschätzbarem Orte zu erneuen, wo ich recht gerne mich mit einem kleinen Platze bescheide wenn ich nur weiß das ich unvertrieben bin.

Jenen so wichtigen Tag, den so viele segnen, haben wir in Stille und Entbehrung gefeyert, und was Ihnen Willemer einige Tage früher schrieb, wurde getreu erfüllt. Wir giengen alle in das kleine Haus am Mayn wo auf Ihre Gesundheit und frohes Wiedersehen die Gläser erklangen; aber wie freudig überraschte uns ein Krantz, jenem nicht unähnlich der vor einem Jahre an dem selben Platze hing und von der Hand der Freundschaft gebunden die wehmüthigsten Gefühle im Herzen anregte und uns den schönen Tag vergegenwärtigte an dem wir so beglükt durch Ihre Nähe unsre kleinen Gaben dem gegenwärtigen Freunde bieten durften, wohl wissend daß die Absicht nicht verkant wird wo der Wille gut ist; und so blieb uns denn auch diese Freude versagt, nur mit Worten durften wir andeuten was sich nicht aussprechen läßt; der heiße Wunsch für Ihre Zufriedenheit möge sich in jenen Worten so aussprechen als innig wir ihn hegten, Ja ich lebe noch der Hoffnung das ein göttliches Wesen sich unsrer und so mancher fehlgeschlagnen Plane annehmen wird, die eines mächtigen Beschützer wohl bedürfen.

So manches wiederhohlt sich dieses Jahr und immer nicht das rechte, so ist auch jener Fremde, der aber für uns kein Fremder ist, auf dem Weege nach Frankfurt. Ich meine Mieg wenn Sie sich seiner noch erinern wie er den lezten glüklichen Abend vor Ihrer Abreise nach Heidelberg mit uns war; was wird mir der Ton seiner Stimme nicht alles sagen! auch von Heidelberg hat man mir kürtzlich vieles erzählt; dies alles und noch vieles andre, wovon man sich so

gerne erinnert und wozu mir Rosettens Aufenthalt bey uns reichen Stoff giebt, trägt nicht wenig dazu bey, die Erscheinungen unter den Baümen, ja selbst im Traume zu vermehren, denn wäre Ihr Brief um einige Tage später als den 14. gekommen, so hätte ich dieses Glük im Schlafe vorausgesehen wo es denn freylich noch gröser war, denn Sie kamen selbst, und sagten mir es sey der 14. Oktober auf den ich mich so lange gefreut habe, aber wie könte ich alles und jedes wieder sagen was mir ein guter Genius im Traume zeigt, da es mir kaum im Wachen so gut wird sagen zu können was ich fühle, und wirklich muß ich sowohl die Länge als den Inhalt meines Briefes zu entschuldigen suchen, da sie sich gegenseitig nicht forthelfen können.

Die für uns so traurige Michaelis Messe bringt doch auch etwas sehr erfreuliches, wofür wir im Voraus danken. Erlauben Sie es so sende ich bald etwas aus dem rothen Mänchen zur Erinerung an

Ihre

Marianne.

Zweiter Brief

Das gute Gretchen ist glüklich im rothen Mänchen angekommen, und hat als ein Geschenk des verehrten Freundes das Intereße noch erhöht das sie bey jedesmahliger Erscheinung erweckt, ja selbst Mephistopheles mußte sich gefallen lassen den heitersten Eindruck zu machen, obschon er gerade in diesen Blättern recht teuflisch aussieht.

Viele darunter gefallen mir weit besser als die von Cornelius über denselben Gegenstand, sie scheinen mir menschlicher, wahrer gedacht und dem Gedichte angemeßner; doch hat auch Cornelius vieles vorzüglich dargestellt und das Blatt mit dem Irlicht, und die Scene am Rabenstein sind ihm vorzüglich gelungen. Sie werden mich gewiß auslachen,

wo nicht ein schlimmeres, daß ich mir getraue über solche Gegenstände zu urtheilen, aber warum soll ich Ihnen nicht sagen dürfen was mir bey Durchsicht der Blätter immer wiederhohlt wurde, daß die meisten gar nicht anders seyn könten, Zudem hat Ihre Güte mich verwöhnt, und ich bedenke nicht genug das man eher vorlaut mit der Zunge als mit der Feder seyn dürfe.

Wir danken Ihnen recht sehr für die Gabe und Willemer sezt hinzu: da Sie nun erfahren wie wenig den anbebohrten Tischen zu vertrauen ist, so wäre es viel besser sich immer an die rechte Quelle zu wenden.

Ob das Blumenorakel auf einem andern Blatte zuverlässiger ist kann man jezt leider nicht untersuchen, denn es ist Winter und auf dem Wasser schwimmen schon ansehnliche Eiskuchen, dies erscheint mir um so wunderbarer als ich jezt eben in Italien bin, und alle Herlichkeit des südlichen Himmels mir erneut vor die Seele tritt; ich habe noch nie so lebhaft gefühlt welchen Genuß die Erinnerung an dieß Paradieß der Welt gewährt, als nun es mir vergönnt ist es in Ihrer Gesellschaft zum zweitenmahle zu sehen, und so verdank ich Ihnen abermahls manche glückliche Stunde.

Finden Sie die Melodie zu jenem wahrhaften Liede nicht unwahr, so erlaub ich mir bald ein ähnliches zu schicken. — — Ich sänge sie Ihnen freylich lieber selbst vor! — —

Möge sich doch einmahl die freundliche Dichtung vom ernsthaften Thore, und dem nächtlichen Klingeln und Poltern in klare lichte Wahrheit verwandeln.

Treu ergeben

Marianne.

Die beiden Briefe an August.

Mein lieber August!

Ich bin willens Deinem Vater ein paar Pantoffeln aus dem Himmel mit zu bringen, und ob schon die heilige Catarina und Theresia sich recht gerne der Arbeit unterziehen wollen, so ist es ihnen doch durchaus nothwendig daß rechte Maaß zu bekommen. Ich bitte Dich also thue mir den Gefallen und laß Dir von dem Schuster Deines Vaters ein genaues Muster von Papier schneiden wie groß daß Oberzeug sein muß und schike es mir nach Frankfurt wo ich gerade jetzt Geschäfte habe.

Ich hoffe und wünsche daß Du mir so gleich wieder antwortest und daß verlangte so bald als möglich schickest.

Ist der Schuster kein Genie und versteht nichts von zeichnen so thut ein alter Pantoffel den Dein Vater nicht mehr trägt der ihm aber recht ist oder dessen etwaigen Mängel gehörig bemerkt würden, so gut die selben wo nicht noch bessere Dienste, ich kann dann die Pantoffel vom heiligen Crispinus fertig machen lassen.

Ich hoffe Du wirst mein Vertrauen nicht mißbrauchen und weder Deinem Vater noch irgend einer Menschenseele entdecken waß ich vorhabe, es ist daß erste mal daß ich mich an einen Sterblichen wende ja ihn so gar bitte; Du kanst daraus abnehmen in welchem hohen Grade Dein Vater sich der Gunst der Himmlischen zu erfreuen hat.

Es wäre mir in jedem Fall lieber wenn Du mir einen Pantoffel schicken könntest der allenfals mit dem Postwagen gehen kann, den ersten Einschlag mit meiner Addresse und einen zweiten mit folgender

an die Herrn Melchin & Samm in Frankfurt. Litt. J. No. 60.

Ich werde Deiner gedenken. Lebe wohl.

Das Christkindchen.

Frankfurter Christkindchensmarkt d. 30ten Nov. 1816.

Lieber August!

Ich dancke Dir für die vortrefliche Besorgung meiner Comissionen und wünsche Dir von Herzen zu Deinem und meinem Geburtstage alles Gute und Erfreuliche, welches mein himmlischer Vater in vollem Maaße Dir zutheilen möge.

Das Kistchen was hoffentlich den Montag Abend oder Dienstag Morgen in Weimar anlangen wird bitte ich Dich zu öffnen und die bewußten Pantoffeln nebst einem kleinen Bildchen welches noch beygepackt Deinem Vater am Christabend bey einigen Lichtern, |: denn das Licht ist mein Element :| in meinem Nahmen zu bescheeren, und zugleich sind die Pfeffernüße und Brenten für ihn bestimt denn ich weiß das er sie gerne ißt. Den Schinken und die Würste habe ich für Dich beypaken lassen auch wünsche ich daß Du Dir aus den glassirten Figuren wählst was sich für Deinen Zustand paßt, das den Pantoffeln beygepakte Christkindchen aber ist Dir dedizirt und eine allegorische [Anspielung] auf unsre Kindheit, Du bist nun freylich gewachsen aber ich bin und bleibe klein und wenn ich schon die übrige Zeit des Jahres groß bin so werde ich jedes Christfest wieder zum Kinde. zu dem kanst Du Dir auch mein Portrait unter dem Kindchen denken, es ist noch immer keins der schlimsten von den tausenden die auf der Erde von mir gemacht wurden, ich bin es schon gewohnt das man sich die wunderbarsten Vorstellungen von mir macht. Dir mein wirkliches und wahrhaft ähnliches Bild zu schiken ist mir nicht vergönt und wäre es auch, so hat mich noch niemand getroffen, ja selbst der heilige Lukas hat es ein paarmahl vergebens versucht, es ist schwer dem Geiste eine irdische Form zu geben und so umgekehrt, und das war auch von jeher mein Schiksal, dem die Gestalt gelang der faßte den Geist nicht, und wer jenen ahnete wußte ihn nicht zu gestalten. Doch hoffe ich Dir einen Beweiß meiner Zuneigung dadurch zu geben daß

ich, da Du doch wahrscheinlich bald eine gute Frau bekomst, meinen Vater bitte Deinen ersten Sohn mir so ähnlich als möglich zu schaffen.

Ich grüße Dich und Deinen Vater.

Den 20 Xber 1816. Das Christkindchen

Dritter Brief

Das Christkindchen hat alle Ursache sich zu freuen daß man seinen guten Willen so freundlich anerkennt und durch liebreiche Worte so reichlich belohnt; es ist aber doch etwas betroffen, daß man glauben könne es nöthige eine würdige Person magischen Zeichen zu gehorchen, es will im Gegentheil nur andeuten wie viele Gewalt sie über eine unwürdige Person ausübe die sich schon glücklich fühlt, wenn es ihr vergönnt wird mit dem Staube gleiche Rechte zu haben.

Die Congrevschen Raketen und entzündeten Burgen sind Hieroglipen die ich nicht zu deuten vermag: möge sich der harmlose Scherz recht bald in freudigen Ernst umwandeln.

Sehr gerne wäre ich zugegen gewesen wie die kleine Sendung des Christkindchens bescheert wurde um zu sehen ob auch der heilige Crispin das Maas getroffen habe.

Der kleine Critiker der sich, etwas beschämt, bewußt ist, diesen Titel durch sein vorlautes Wesen verdient zu haben, hätte in der tröstlichen Voraussetzung: wem Gott ein Amt giebt dem giebt er auch den Verstand dazu, schon lange gern sein bescheidentliches Votum über jene hüpsche Baßstimme ausgesprochen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre sie völlig entwickelt zu hören; die Ausbeute eines einzigen Abends an dem H. Genast bey uns am Claviere sang war aber doch sehr erfreulich für uns, und erwekte den Wunsch ihn auch auf den Theater zu sehen, leider war dieß nicht möglich und seine schnelle Abreiße brachte uns nicht allein um das Vergnügen ihn noch einmahl zu hören,

sie betrübte mich besonders, da ich weder Worte noch Töne mitzugeben hatte, und ich, wie Sie wohl wissen, Aufforderungen dieser Art nur gar zu gerne befolge; ich erlaube mir nächstens das Versäumte einzuhohlen; auch diese Zeilen kommen so spät um nicht zu früh und zu oft zu kommen.

Freude und Liebe im neuen Jahre wünschen wir so gerne denen die wir lieben, möge auch uns das Gleiche zu Theil werden.

treu ergeben

Frankfurt d. 15 Jan. 1817. Mariane.

Vierter Brief.

Wenn auch schon unsre lezte Hoffnung nun zerstört ist Sie dießmahl bey uns zu sehen, so hat doch Ihr Brief den Glauben gestärkt und die Liebe ermuthigt, denn wir wußten es auf keine wohlthuende Weiße zu deuten daß der verehrte Freund so lange stumm für uns blieb, und da man nur gar zu gerne glaubt was man wünscht, so suchte sich das bedrängte Gefühl den Ausweg daß ein baldiges Kommen die schöne Ursache dieses langen Schweigens seyn könte, in welcher frohen Meynung uns Sulpitz bestärkte, deßen abermahliges Erscheinen auf der Mühle für die beste Vorbedeutung gehalten wurde; ja Er selbst bestättigte durch seine Hofnung die unsere, und wir lebten in den wenigen Stunden die er bey uns war jene schönen Tage durch, die wie helle Punkte in meinem Leben stehen und nie verlöschen werden; auch das Privatisiren trat wieder in seine alten Rechte, um so mehr als Sulpitz durch ein paar allerliebste Zeichnungen, die er in unsre Stammbücher stiftete und die voller Privatissima sind, der Vergangenheit Thür und Thore öfnete, und sie mit allen Freuden und Leiden einzog, die Gegenwart zu verschönern.

Jenen Zeichnungen wurden auch Comentare auf kleinen

Blättern beygefügt die aber nur dazu dienten die Räthsel noch räthselhafter zu machen, und nur der Wissende hat das Recht sich an dem geheimen Sinn zu erbauen, es ist mit den Außlegungen ganz wunderbar, man könnte sie oft eben so gut Hineinlegungen nennen.

Die Freundinen sind leider jezt getrennt; Rosette ist nach Ems, ein beschwerliches Kopfweh dort zu lassen, und wird in 14 Tagen wieder zu uns kommen; es ist mir leid, daß wir verhindert sind Ihnen vereint für Ihr Andenken zu danken, doch hat Rosette sogleich Nachricht von beiden Briefen erhalten und der lezte wurde ihr sogar geschikt, sie wird also gewiß nicht saümen zu thun was sie so gerne thut, dem besten Onkel die gute Nichte ins Gedächtniß rufen und sich freuen daß er selbst Gelegenheit dazu giebt.

Das Pfeifchen ist leider verstummt auf der Mühle, Ehrmann und Willemer haben sich überworfen, und ersterer mault noch immer und sezt seinem Gefühl zum Trotz seinen Starrkopf durch; wir haben ihn lange nicht gesehen, obschon ich gewiß weiß daß der Samstag unentbehrlich für ihn geworden ist. ich hoffe vieles von der Zeit und der mächtigen Gewohnheit.

Rieße war diesen Winter einigemahl bey uns, doch für die Mühle gebricht es ihm an Zeit, was hat er nicht alles zu thun!

Die Mühle ist freundlicher, ja man könnte sagen schöner geworden, die Surrogatpalmen haben dieses Jahr eine unglaubliche Höhe und reifen dem August entgegen, leider bleiben sie auch dießmahl ungeschnitten. Möge auf Ihrer Reiße ein neuer Zuwachs an Gesundheit Sie recht froh und heiter machen, und zuweilen ein Zeichen Ihres Andenkens auch auf uns freudig wirken.

Marianne

Fünfter Brief

Der 28 August ist nun zum zweiten mahle wiedergekehrt und bringt uns wehmüthige Erinnerungen an schöne Stunden, aber keine Entschädigung für ihren Verlust, wenn wir sie nicht in Dem Gedanken finden daß es dem verehrten Freunde in dem Kreise, den Er jezt durch seine Gegenwart verschönert, so wohl werden möge, als es uns ward ihm unsre herzlichen Wünsche für sein Wohl und seine Zufriedenheit aussprechen zu können; in so weit es aus der Ferne möglich ist, versuchen wir leider abermahls und sind nur dann des Erfolgs gewiß, wenn auch in Ihrem Herzen ein leiser Anklang von jener Zeit sich mit dem Worte verbindet, das weil es ein geschriebenes ist dieser Belebung bedarf, um zugleich ein erwünschtes zu seyn.

Solte denn das Carlsbad gar keine Nachkur am Mayn zulassen? — — und uns eine Nachfeyer des 28 Augusts gestatten? wir können uns noch immer nicht von so schöner Hoffnung trennen.

Unsre besten Wünsche für Ihr Wohl begleiten diese Zeilen die mir beneidenswerth erscheinen daß sie Ihnen nahe sind.

Marianne.

Sechster Brief

Die freundlichen Worte, die in der lezten Zeit theils Geschenke begleiteten theils ankündigten, hatten mich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht ein Zeichen Ihres Wohlwollens erwarten zu dürfen, und jedes auch das kleinste ist ja von unendlichem Wehrt für mich, wie viel mehr mußte mich die Gabe überaschen die so glänzend und sinnig das Auge blendet, und das Herz erquikt. wohl verdient der Inhalt die strahlende Hülle, ob ich aber beides verdiene? — — und eben darinn liegt ja etwas unaussprechlich wohlthuendes das man dem Wohlwollen so gerne verdankt.

Die zierlichsten Hände die mit dem liberalsten Herzen an meiner Freude wirken halfen mögen durch den zärtlichsten Kuß dafür belohnt werden, da der Danck aus fremden Munde so warm er auch seyn mag doch immer einen Mitler braucht.

Das aufmunternde Wort ist in ein fruchtbares Land gefallen, und wird nur zu reichen Saamen tragen; verkennen Sie meine Demuth nicht. —

Und so möge denn das neue Jahr alle Ihre Wünsche erfüllen und jeder Tag Sie so glücklich machen, wie mich der gestrige.

Noch einmahl tausend Dank und alles was sich sagen und nicht sagen läßt.

Mariane

Siebenter Brief

Ob dieses Blatt Sie in den bömischen Wäldern, oder in der Heimath trefen wird weiß ich nicht zu bestimmen, und so möge denn Hudhud sorgen daß es zur rechten Zeit in Ihre Hände komt, um die liebevollsten Wünsche und Gedanken für Ihr Wohl an dem Tage auszusprechen der [vor] so vielen dazu bestimt ist, obschon wir sie an jedem zu äußern wünschten, und am liebsten mündlich. Wie zum Feste des 28 Augustes bestimt, hat sich der Sommer auf's neue bey uns eingefunden; die Palmen blühen am Main; und Jupiter glänzt in den hellen Nächten, als wollte er durch seinen Zauber alle Wanderer über die Gebürge ziehen; so mögen denn diese freundlichen Zeichen uns als Erfreuliche Grüße des entfernten Freundes eine schöne Vergangenheit in die Gegenwart rufen, wobey denn die Hofnung sich geschäftig zeigt die Taüschung zu vollenden.

Wenn ich mir denke welchen günstigen Einfluß diese Sonnengluth auf Reisende und Badende haben möchte,

so ist sie mir doppelt wohlthätig und ich bin um so eifriger sie gegen W. in Schutz zu nehmen, der sich einbildet sie sey nicht auszuhalten, mir bekomt sie sehr gut, möge sie Ihnen eben so mildthätig seyn.

Die liebenswürdige Darstellerinn der liebenswürdigsten Gedanken sey dankbar und freundlich von mir gegrüßt, und ehe noch die Ameise ihren Wintervorath eingetragen, wird sie mit einigen Blüthen und Blättgen viel zierliches nach ihren geringen Kräften zu erwiedern suchen. somit hoffe ich auch bey Übersendung dieser Zeilen das beyliegende sey dem verehrten Freunde ein Beweiß wie gerne sie sich um ihn verdient machen möchte, denn sie hat alle die Blumen gesammelt womit es durchflochten ist.

Lassen Sie mich recht bald hören daß es Ihnen sehr wohl geht, und gedenken Sie meiner in Güte

d. 25 August 1821. Mariane.

Achter Brief

Beiligendes Blättchen für den 28 August bestimmt mußte leider bis jezt auf einen sichren Boten warten, der es unversehrt in Ihre Hände überbringen würde; Fr. v. Schoppenhauer die vieleicht so gütig gewesen wäre es mitzunehmen, war sehr kurz und zu einer Zeit hier, wo ein heftiger Carthar mich in mein Zimmer bannte. Ich hoffte noch immer auf eine schikliche Gelegenheit, und zulezt auf meinen Schwiegersohn, dessen Abreise sich leider bis jezt verzögerte. Nehmen Sie die kleine Gabe gütig auf, und lassen Sie die entschuldigende Zueignung jenes ersten Kranzes auch für diesen gelten, der wie seine Blumen dem Sommer angehörig dennoch eine Gabe des Herbstes ist.

Gedenken Sie unser in Liebe, und erfreuen Sie uns bald durch die frohe Nachricht Ihres Wohlseins.

d. 18. 8bre 1825. Mariane

Neunter Brief

Gärbermühle 6 May 27.

Bey erneuerten Wiedersehen der im wesentlichen unveränderten Mühle scheint es uns unumgänglich nöthig ein Begrüßungswort dem verehrten Freunde zu senden, der so oft in diesen Schattengängen mit uns wandelte, und sie durch seine Gegenwart belebte; auch selbst auf die Gefahr hin ihm einige Minuten zu rauben, glaube ich durch eine große Selbstbeherschung und lange Entbehrung einige Worte des Willkoms und der Bestättigung zu verdienen, daß ich so genügsam seyn kann, als es jemand im stande ist der das Glük hat Sie zu kennen, und von Ihnen selbst über Ihr Wohlseyn beruhigt zu werden. Daß meine Schwiegersöhne so glüklich waren Sie zu sehen, würde ich ihnen von Herzen gegönnt haben, wenn sie mir ihr Vorhaben mitgetheilt hätten, allein ich wußte nichts mehr, als daß Jean, gedrängt durch seine Geschäfte, Weimar des Nachts passiren wollte, und so versaümte ich die Gelegenheit einige Zeilen durch bekante Züge übergeben zu lassen, dem ohngeachtet hoffe ich daß Ihnen die gegenwärtigen nicht fremd geworden sind, und Ihnen gelegentlich eine kleine Erwiederung abschmeichlen könnten, zudem möchte ich Ihnen gerne erzählen daß wir diesen Monath eine kleine Reiße nach Cassel zu machen gedenken, wo meine liebe Hainefetter beim Hoftheater engagirt ist, ich glaube Sulpitz hat Ihnen einiges erzählt daß sie eine wunderschöne Stimme hat und einigen Untericht bey mir nahm; nun möchte ich gerne ihre Fortschritte, wenn sie welche machte, beurtheilen, und da sie nach Berlin gehen will, um dort Gastrollen zu geben, ihr einige Vorsichtsregeln emphelen, auch sey die Casseler Gegend so schön, behauptet Willemer, daß ich mir dort sehr gefallen würde. Der Gedanke daß ich um ein großes näher bey Weymar bin, wird die Sache nicht ver-

schlimmern, ja wenn ich die Hoffnung hegen dürfte daß Sie vieleicht den kleinen Theil des Weges zurüklegen möchten, um uns wenn auch nur auf ein paar Tage in Cassel zu sehen, so würde ich überselig seyn, jedoch ist dieß wohl ein schöner Traum, doch um ihn nicht zu verscheuchen, erlauben Sie mir immer hinzuzusetzen, daß wir wahrscheinlich den 15 May abreißen und ohngefähr 8 bis 10 Tage in Cassel bleiben werden und daß wir dort völlig frey und ungebunden über unsre Zeit gebieten können, Sie wißen ja wie unabhängig sich Willemer zu halten weiß. ich brauche wohl nicht zu sagen wie glüklich ihn die Erfüllung unserer wiewohl bescheidnen Bitte machen würde.

Daß Sulpitz mit seinen heiligen 3 Königen uns für immer den Rüken zukehrt, ist sehr harrt. Die fünf thörichten Freyer stehn nun die Lämpchen in der Hand, und haben kein Öhl. Hat Ihnen Sulpitz das Blättchen nicht mitgetheilt?

Indem ich diesen Brief schließe, den ich mit einiger Beklemmung anfieng, habe ich die Besorgniß Sie zu stören ganz vergeßen, und es bleibt mir nur das frohe Gefühl, mit einem lieben werthen Freunde einige Worte gesprochen zu haben die ihm wenn auch alte um so treuere Anhänglichkeit bezeugen.

unverändert

Mariane

Zehnter Brief

Verzeihen Sie mir verehrter Freund wenn ich Sie wiederholt belästige und Ihre gütige Nachsicht für ein talentvolles Mädchen in Anspruch nehme. wenn die Heinefedder so viel Zeit erübrigt, wünscht sie in Weymar wenn auch nur in einer Rolle aufzutreten, und wird sich deshalb an die Direktion wenden, zugleich ist ihr sehnlichster Wunsch

Sie wenn auch nur auf einen Augenblick zu sehen, und ich glaube es würde Ihnen Freude machen diese seltne Stimme, wenigstens am Clavier, am besten freilich auf dem Theater zu hören, es ist mir so wichtig Ihr Urtheil über ihre Leistung zu wissen, daß ich sehr wünschte sie könte es möglich machen ein paar Tage in Weymar zu bleiben; da ich ungewiß bin ob sie früh genug in Berlin fertig wird, so muß ich mich auf diese Ungewißheit beschränken, und auch dießfals um Ihre Nachsicht bitten, Sie wird die Erlaubniß Ihnen aufwarten zu dürfen durch einige Worte von mir erbitten, und Sie verfügen ganz nach Ihrer Bequemlichkeit. Es ist ein hüpsches braves Mädchen, sehr schlicht ohne Bildung, aber nicht ohne Verstand, und ich glaube sie wird Ihnen gefallen; könte sie die Susanne in Figaros Hochzeit singen, so würde mir es eine große Freude machen, wenn sie Ihnen darinn gefallen könnte.

In dem Falle als dieser Plan vereitelt würde bitte ich um die Erlaubniß Sie sogleich davon zu benachrichtigen.

Willemer empfielt sich Ihnen auf das Beste und ich mich selbst so gut als möglich.

Marianne

Elfter Brief

Wenn ich bis heute nicht wagte Sie in Ihrer Zurükgezogenheit zu stören, So erlauben Sie mir gewiß Ihnen Verehrter Freund! ein Wort des herzlichsten Antheils zu senden ehe wir abreisen. Wir haben immer als treue Freunde Ihrer gedacht und Ihren Schmerz ehrend ihn unbesprochen gefühlt.

Morgen früh reisen wir W. und ich über Augspurg und Inspruk die neue Kunststraße über das Wormser Joch, durch das Veltelin nach dem Comer See, über Lugano nach Belinzona und über den Bernhardino zurück. Ge-

denken Sie unser in Liebe, und erfreuen uns bey unsrer Rükkehr die Anfangs September festgesezt ist mit einigen Zeilen. hier und dort

Ihre

Marianne.

Gerbermühle d. 4 August 1828.

Zwölfter Brief

Erlauben Sie mir verehrter Freund! uns alle Ihrem Andenken zu emphelen, und unsre besten Wünsche für Ihr Wohl und Ihre Zufriedenheit auszusprechen. Gott erhalte Sie in diesem neuen Jahr gesund und froh im Kreise Ihrer Familie der wir ein gleiches wünschen; vergeßen Sie die fernen Freunde nicht, die treu und anhänglich, in jeder Zeit sich bewähren sollen.

Ich hoffe der Inhalt einer nun wohl schon angekomnen Schachtel soll den Kindern das Christfest noch feyern helfen, und indem ich hoffe daß eine frühere kleine Sendung von Schmetterlingen und anderm losen Gefieder in Ihren Händen, wozu ich noch einen etwas zu langen Brief rechne, frage ich ergebenst an, ob Sie nicht bey gelindem Wetter einige Krüge Mostsenf zu erhalten wünschen, die ich sogleich bestens besorgen werde.

Erhalten Sie mir Ihre Liebe und lassen Sie mich bald wissen wie es Ihnen geht.

Ihre

Frankfurt 9t Jänner 1829. Marianne.

Dreizehnter Brief

Unsre besten Wünsche zu Ihrem Geburtsfest geleiten dieses Blatt dem wir so gerne selbst folgen möchten; leider gehören wir auch zu der grosen Familie der Entsagenden, mit unsern Gedanken sind wir Ihnen nahe, mit

treuer Liebe und Anhänglichkeit. So oft die stille aber schöne Zeit des Spätsommers wiederkehrt, gedenken wir der Tage die Sie mit uns verlebten, und jenes 28 Augusts den wir vor 16 Jahren so vergnüglich in dem kleinen Gartenhauß zubrachten. ja gewiß Sie selbst waren froh und heiter; mögen Sie im Kreise Ihrer Kinder und Freunde die Errinnerung Ihres herrlichen Leben und Wirkens in vollem Maase beglüken.

Ich hoffe daß Hudhud in Gestalt des H. v. Vrintz seine Schuldigkeit gethan und das ihm anvertraute zur rechten Zeit überbracht hat; gedenken Sie mit einigen Tropfen Weins aus diesem Becher der entfernten Freunde, und so wollen wir ein Gleiches thun.

Von ganzem Herzen Ihre

Mariane

Erläuterungen

Erster Brief. Mit einer Nachschrift von Rosette Städel:

Mariane hat das gantze Gebiet der Philologie in ihren Brief gelegt, mir bleibt nichts zu sagen, wir haben Tage, Stunden und Augenblicke zusammen wieder durch gelebt, laßen Sie mich nun nur den Namen Rosette erfrischen.

Am 20. Juli 1816 früh 7 Uhr hatte Goethe mit Freund Meyer den Reisewagen bestiegen, um zum dritten Male bei der rheinischen Heimat Einkehr zu halten; nach zweistündiger Fahrt hatte der Fuhrmann umgeworfen, Meyer war leicht verletzt worden, Goethe, den Unfall als warnendes Vorzeichen betrachtend, hatte von der Reise an den Rhein abgestanden und den Sommer in dem thüringischen Badestädtchen Tennstädt zugebracht. Am 10. September wieder in Weimar eingetroffen, hatte er erst am 6. Oktober den Frankfurter Freunden Nachricht von seinem bisherigen Leben, so auch von der Feier seines diesjährigen Geburtstages gegeben. — nach Ihrer eigenen Bemerkung: Goethe, 6. Oktober: „... dabey

bleibt aber immer Wahrheit, daß Entbehrung eine schlechte Sache sey, besonders auch, weil sie das Wort in die Ferne kürzt." Im ‚Divan' freilich heißt es später (3. Mai 1818) hoffnungsfreudiger: „... auch aus der Ferne Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall." — Jenen so wichtigen Tag: den 28. August, den Geburtstag Goethes. — was Willemer schrieb: sein Brief ist nicht erhalten; auch Mariannens Glückwunsch liegt nicht mehr vor. — Krantz, jenem nicht unähnlich: bei der Geburtstagsfeier, die Goethe 1815 auf der Gerbermühle begangen, war (nach Boisserées Tagebuch, der Goethes Begleiter auf seinen rheinischen Fahrten gewesen) im großen Gartenhaus über dem Ehrenplatze „ein großer Spitzschild von Laubkränzen angebracht, darinnen ein runder Kranz von Blumen, nach der Farbentheorie geordnet". — Hand der Freundschaft: gemeint ist vielleicht Mariannens älteste Stieftochter, die verwitwete Frau Rosette (Rosine) Städel, die in den Vorjahren an dem Verkehr der Freunde, namentlich auch an der Geburtstagsfeier 1815, teilgenommen hatte. — Mieg: er war Erzieher im Hause Willemers gewesen; auch Marianne hatte seinen Unterricht genossen. Boisserées Tagebuch berichtet vom 17. September 1815: „Nachmittags kömmt Herr Mieg, früherer Hofmeister der Familie. Goethe hatte eine Apprehension, scheu als der Mann herein trat, und ihm als ein Freund des Hauses angekündigt wird ... Die lustige Stimmung setzte sich auch beim Abendessen fort, die Frauen [Marianne und Rosine] brachten allerlei Späße vor, wozu die Gegenwart des Herrn Mieg Anlaß gab; es waren meist Erinnerungen ihrer italienischen Reise [vom Jahre 1810] ... Man bat Goethe wegen Herrn Mieg darum, noch etwas zu lesen," und Goethe las aus dem entstehenden ‚Divan', trug den ‚Totentanz' vor und anderes. — auch von Heidelberg: hier hatte in den Tagen vom 23. bis 26. September 1815 das zärtliche Glück der Liebenden seinen Höhepunkt gefunden. — so lange gefreut habe: der 14. Oktober war für Mariannen ein Erinnerungstag, am 14. Oktober 1814 hatte sie

zum ersten Male als junge Hausfrau Goethe als Tischgast bewirten dürfen. „Nur Frau Städel war bey Tische, Schlosser, ich und das junge Ehpaar. Wir waren sehr lustig und blieben lange beysammen," hatte Goethe damals nach Hause berichtet. — etwas sehr erfreuliches: im Oktober 1816 wurde der erste Band der Italienischen Reise ausgegeben. — sende bald etwas: vermutlich eine ihrer Kompositionen. Goethe dankt dafür am 8. November 1816, jedoch ehe er „noch das liebliche Lied zu einer freundlichen Zither vernommen" hatte. — Zu Rosettens Nachschrift. Während des ungezwungen-herzlichen Verkehrs scheint sich im Jahre 1815 unter den Freunden eine beziehungreiche Gesellschaftssprache ausgebildet zu haben, in der auch Wort und Begriff „Philologie" eine besondere Färbung und Bedeutung gewonnen haben. So Goethe im Brief an Rosette vom 27. September 1815: „Hiermit nun ... überliefre ich Ihnen, mit den sämmtlichen Geheimnißen der neuern Philologie, auch meine eignen ..." Dieser scherzhafte Gebrauch von „Philologie" hängt sicherlich mit Mariannens, des „kleinen Criticus", Neigung zusammen, in Goethes Dichtung der erlebten Grundlage nachzuspüren, wie es, neben mancher Stelle in ihren Briefen, auch das Divangedicht dartut: „Sag', du hast wohl viel gedichtet, Hin und her dein Lied gerichtet .... Stets wo du sie hingewendet, War's gewiß ein Liebespfand?"

Zweiter Brief. Mit einer Beilage Willemers:

Den herzlichsten Dank für das schöne Geschenk. Faust wird noch lange den Künstlern Stoff nachweißen so wie den Philosophen — was diese mit dem Wort ausdrüken, werden jene mit der Kreide aussprechen; und wann beydes ausgesprochen ist, wird eben alles bleiben was es ist, und die guthen wie die Böße Geister fortfahren ihr Spiel mit dem menschlichen Verstand zu treiben; ich wolte wir lebten wieder in der Gespensterzeit, immer besser etwas wie nichts fürchten.

Mit Begleitbrief vom 8. November 1816 hatte Goethe die Radierungen zu ‚Faust' übersendet, die der Maler Friedr. Aug. Mor. Retzsch 1816 bei Cotta hatte erscheinen lassen (nicht nur, wie man bislang annehmen durfte, das fünfte Blatt derselben, Auerbachs Keller). — Cornelius: seine ‚XI Bilder zu Göthe's Faust' waren Mitte 1816 erschienen. — wie wenig den anbebohrten Tischen zu vertrauen ist: Goethe, 8. November 1816: „Die angebohrten Tische [in Auerbachs Keller auf Retzschens Zeichnung] . . wollten keine Erquickung geben, bis denn endlich wahre, freundschaftliche, segenreiche, fromme Wohlthat [einer Anfang November wie im Vorjahre eingetroffenen Weinsendung Willemers] in Haus und Keller gelangte." — Blumenorakel: Retzschens Darstellung der Verse Faust 3179—3185. — eben in Italien bin: durch Lektüre der Goethischen ‚Italienischen Reise', siehe die Bemerkung zum ersten Briefe. — Melodie zu jenem Liede: Mariannens Komposition. Goethe erwidert am 7. Dezember 1816, den jungen Eduard Genast zu freundlicher Aufnahme empfehlend: „Brächte er mir . . . ein Liedchen zurück, so würde er mir ganz willkommen seyn." — freundliche Dichtung: Goethe, 8. November 1816: „Möge es Ihnen allen wohlergehen, wie ich denn hoffe, daß Sie nicht erschrecken sollen, wenn es in tiefer Nachtzeit am ernsthaften Thore zuweilen poltert und klingelt. Möchte das Gespensterwesen doch einmal in Wirklichkeit ausarten!"

Die beiden Briefe an August. Marianne hat offensichtlich versucht, ihre Hand zu verstellen, fällt aber im Fortgang des Schreibens mehr und mehr in die ihr gewöhnlichen Schriftformen zurück. Sie kannte den Sohn des Freundes von seinem Aufenthalte in Frankfurt Anfang 1814 her.

1. den ersten Einschlag: d. h. die innere Umhüllung; einen zweiten: einen äußeren Umschlag.

2. zu Deinem Geburtstage: August war am 25. Dezember 1789 geboren worden (vgl. Goethes Gedicht an Charlotte

v. Stein: „Daß du zugleich mit dem heil'gen Christ An Einem Tage geboren bist, Und August auch, der werthe Schlanke ...“). — einem kleinen Bildchen welches noch beygepackt: einer Darstellung der Gerbermühle (wie sich aus Goethes Dankbrief vom 31. Dezember ergibt).

Dritter Brief. Mit einer Nachschrift Willemers:

Heil, Freudigkeit und Gesundheit dem geehrten Freund, denen die ihn ehren seine Zuneigung, damit seine Liebe zu uns die uns so glücklich macht fortdaure.

Für Mariannens Weihnachtsgeschenke hat Goethe am 31. Dezember gedankt; er nimmt dabei auf Mariannens zweiten Brief an August Bezug: „Um das Porträtieren mag es freylich eine bedenkliche Sache seyn, da es sogar dem heiligen Lucas nicht gelungen seyn soll.“ — magischen Zeichen zu gehorchen: Goethe, 31. Dezember: „Das Christkindchen ... kann eine gewisse Tücke nicht lassen; denn ob es gleich herkömmlich ist, daß man des Papsts Pantoffel küsse, weil ein Kreuz drauf, wohl auch, daß man die Füße der Geliebtesten liebkose ..., so ist es doch unerhört, daß man eine würdige Person durch magische Zeichen [nämlich durch den den Pantoffeln aufgestickten Namen ‚Suleika‘] nöthige, die Hülle seines eigenen Fußes zu verehren ...“ — mit dem Staube gleiche Rechte: man denkt an die (damals ungedruckt gebliebenen) Verse des ‚Divan‘:

„Schwarzer Schatten ist über dem Staub der Geliebten Gefährte;
Ich machte mich zum Staube, aber der Schatten ging über mich hin.“ —

Congrev'schen Raketen: Goethe, 31. Dezember: die kleinen Figuren glacirten Frankfurter Zuckerwerks „thun manchmal die Wirkung Congrev'scher Raketen, und ich fürchte sehr, die Zeitungen werden ehstens von entzündeten Burgen einige Nachricht geben“; da Marianne diese „Hierogliphen“ nicht zu deuten vermag, so ist der späte Herausgeber erst wohl auch dazu verpflichtet. — kleine Critiker: so nennt Goethe die Freundin in den

Briefen vom 18. Dezember 1815 und 7. Dezember 1816 (siehe auch die Bemerkung zum ersten Briefe). — Baßstimme: des am 7. Dezember 1816 empfohlenen Genast.

Vierter Brief. Ihr Brief: vom 17. Juli 1817, in dem Goethe mitteilte, daß er auf Wunsch der Ärzte nach den böhmischen Bädern zu reisen gedenke. — Sulpiz, deßen abermahliges Erscheinen: Sulpiz Boisserée, in Unterhandlung mit einflußreichen Frankfurter Bürgern, die die wertvolle Boisseréesche Sammlung altniederrheinischer Gemälde für ihre Stadt zu gewinnen hofften, weilte seit Mai in Frankfurt; er schreibt am 2. Juni 1817 an Goethe: „Auf der Mühle fand ich die liebenswürdige Müllerin mit ihrem Diogenes, der sich hat bewegen lassen, das Dickicht seiner Pflanzungen einigermaßen auszulüften und sich deßhalb trotz aller Lobeserhebung einen Saturn schilt. Der kleinen Frau besonders machte es herzliche Freude, sich der glücklichen Tage des Jahres 1815 zu erinnern, so gedachten wir einer Menge einzelner Umstände, wodurch wir uns jene Zeit wieder auf einen Augenblick vergegenwärtigten." — das Privatisiren trat in seine Rechte: „Privatisiren" scheint auch ein Ausdruck jener Gesellschaftssprache der Gerbermühle gewesen zu sein; in einem Briefe an Boisserée vom 9. Oktober 1815 (Deutsche Rundschau XXXIII, Heft 12, S. 418, Sept. 1907) spricht Marianne von einem „neuen Wort für das Privatisirende Lexikon". — der Wissende hat das Recht, sich an dem geheimen Sinn zu erbauen: Marianne zitiert Goethes Gedicht ‚Gingo biloba': „Dieses Baums Blatt, der, von Osten, Meinem Garten anvertraut, Giebt geheimen Sinn zu kosten, Wie's den Wissenden erbaut." — Die Freundinen sind getrennt: Goethe, 17. Juli: „Hör' ich denn gar nichts mehr von der lieben guten Rosette?" — von beiden Briefen: Goethes Schreiben besteht aus einem vom 11. Juli datierten Hauptteil und einer Nachschrift vom 17. Juli; die Frage nach Rosetten ist in der Nachschrift enthalten. — dem Onkel die Nichte ins Gedächtnis rufen: ein solches Schreiben Rosettens

liegt nicht mehr vor, wohl aber Goethes Antwort vom 4. September 1817. — Das Pfeifchen ist verstummt: Goethe, 17. Juli: „. . . sind denn die Hausfreunde, ihre Pfeifchen und Schwänke ganz verstummt?" Goethe denkt an den Arzt Joh. Christian Ehrmann, einen Bekannten aus der Straßburger Studentenzeit, dessen Bekanntschaft er am 19. August 1815 auf der Gerbermühle erneuert hatte, einen Sonderling voll krauser Ideen und burlesker Einfälle, der das Haus des Freundes nicht eher zu betreten pflegte, als bis ein Signal, das er mit einem Pfeifchen gab, von Willemer in gleicher Weise erwidert worden war. Das (vorübergehende) Zerwürfnis mit Willemer scheint durch eine vergebliche Bewerbung um Rosette Städel entstanden zu sein. — Rieße: Goethes Jugendgenosse Johann Jakob Riese, Verwalter der Armenkasse in Frankfurt, auch er ein Hausfreund Willemers. — Surrogatpalmen: ein Wort der Gesellschaftssprache der Gerbermühle, zur Bezeichnung des am Hause wachsenden Schilfes seit jener Geburtstagsfeier am 28. August 1815; damals war das Gartenhaus ganz mit Schilf ausgeziert worden, „wie Palmbäume zwischen den Fenstern gebunden, oben überhängend" (Boisserées Tagebuch; siehe Mariannens Brief aus dem August 1819, Creizenachs Ausgabe des Briefwechsels, 1878, S. 128).

Fünfter Brief. Mit einer Nachschrift Willemers:

Wenn den Göttern Wünsche die aufrichtig von Herzen gehn willkomm sind, und darum in Erfüllung gehn so dürfen wir hoffen auch nach dem 28 Aug. die unsrigen noch Symbolisch an den Tag legen zu können. W.

Seinen Geburtstag verlebte Goethe im Jahre 1817 auf einem Ausflug nach dem thüringischen Städtchen Stadtilm; die Badereise nach Böhmen, die er am 17. Juli angekündigt hatte, war unterblieben. Er beantwortet Mariannens Brief und Willemers übliche Geburtstagsspende von Wein am 17.—19. Oktober. — dem Worte, das weil es ein geschriebenes ist, dieser Belebung bedarf: Marianne spielt an auf das erste Gedicht des

'Divans' ('Hegire'): „Wie das Wort so wichtig dort war, Weil es ein gesprochen Wort war."

Sechster Brief. Freundlichen Worte: vom 22. Dezember 1820. Angekündigt wurde darin eine Schachtel mit Christgeschenken, die dann begleitet waren von einem der Schachtel beigegebenen (oben darauf liegenden und somit zuerst beachteten) Briefe vom 23. Dezember. — Gabe: ein bunter Glasperlenbeutel. Er war verfertigt von einer Weimarer Dame, vielleicht von des Dichters Schwiegertochter Ottilie oder deren Schwester Ulrike, und sollte zugunsten des Weimarer Frauenvereins verlost werden; Goethe erstand das prächtige Stück, damit es von Mariannen getragen werde bei den musikalischen Aufführungen des (1818 gegründeten) Frankfurter „Cäcilienvereins", dessen tätiges Mitglied Marianne war. — Wohl verdient der Inhalt die Hülle: außer dem Briefe vom 23. Dezember lag der Sendung noch ein Vierzeiler bei: „Du! Schweige künftig nicht so lange, Tritt freundlich oft zu mir herein; Und laß bey jedem frommen Sange Dir Glänzendes zur Seite seyn." Es ist anzunehmen, daß derselbe, der geschrieben ist auf ein rosa Oktavblatt mit gepreßter Zierleiste, in den Beutel hineingesteckt war. — aufmunternde Wort: die beiden ersten Verse des Vierzeilers mit ihrer Aufforderung zu häufigerem Schreiben.

Siebenter Brief. in den bömischen Wäldern oder in der Heimat: von der am 26. Juli 1821 angetretenen Badereise nach Böhmen war Goethe am 15. September wieder in Jena eingetroffen, wo er am 17. Mariannens Sendung erhielt; doch hat er der Freundin zuliebe den rechtzeitigen Empfang ihrer Geburtstagswünsche fingiert. — Hudhud: der Wiedehopf, nach persischer Sage der Liebesbote zwischen Salomo und der Königin Balkis von Saba; als Goethes westöstliche Poesie den Dichter und seine Freundin in das orientalische Gewand von „Hatem und Suleika" hüllte, hat sie auch die Gestalt des hurtigen Vogels aufgerufen, den sich die Liebenden fortan als den Überbringer ihrer Gedichte, Briefe

und Geschenke denken. — Palmen blühen: die Surrogatpalmen, siehe die Bemerkung zum vierten Briefe. — Darstellerinn der liebenswürdigsten Gedanken: Adele Schopenhauer, Goethes Freundin und die Freundin seiner Schwiegertochter Ottilie, ausgestattet mit einer wahrhaft künstlerischen Befähigung zu Herstellung anmutiger und phantasiereicher Silhouetten, wovon Goethe am 2. April und 12. Juli 1821 Mariannen Proben mitgeteilt zu haben scheint. — das Beyliegende: ein kunstvoll gestickter Hosenträger als Geburtstagsgabe, wofür sich Goethe bedankt mit dem vom 28. August 1821 datierten Gedichte ‚Der vollkommenen Stickerin' („Ich kam von einem Prälaten").

Achter Brief. Beiliegendes Blättchen: es trägt einen aus bunten Blümchen und kleinen Blättlein zusammengesetzten Kranz, in den Marianne ihren anmutigen Geburtstagsgruß eingeschrieben hat: „Zarter Blumen reich Gewinde Flocht ich dir zum Angebinde; Unvergängliches zu bieten, Ist mir leider nicht beschieden" usw. — Fr. v. Schoppenhauer: gemeint ist Adele, die den Sommer am Rheine verbracht hatte. — Schwiegersohn: Kaufmann Jean Andreä, der Willemers dritte Tochter Maximiliane geheiratet hatte; er konnte das zierliche Kunstwerk erst am 29. Oktober an Goethe gelangen lassen. — jenes ersten Kranzes: von dem auch Boisserées Tagebuch als von einem Geschenk zum 28. August 1815 berichtet: „Frau Willemer [hatte] einen kleinen Kranz von Feldblumen aufgeklebt, worein sie einen passenden Spruch aus dem Divan geschrieben hatte."

Neunter Brief. lange Entbehrung: seit Goethes letzter Sendung (November 1826) war fast ein halbes Jahr verstrichen. — Schwiegersöhne: Kaufmann Friedrich Scharff, der Gatte der zweiten Tochter Willemers Amalie, und Jean Andreä (siehe die Bemerkung zum achten Briefe). — Hainefetter: Sabine Heinefetter, eine nachmals berühmt gewordene Sängerin. — Sulpitz hat erzählt: er war am 17. Mai 1826 nach Weimar gekommen, um im Auftrage Cottas mit Goethen über die geplante neue Ausgabe der

Goethischen Werke zu verhandeln. — nach Berlin gehen will: siehe den zehnten Brief. — die Erfüllung unserer bescheidnen Bitte: sie war nicht möglich; Goethe hat nicht einmal Mariannens Brief zu beantworten Muße gefunden. — Sulpitz mit seinen 3 Königen uns den Rücken zukehrt: die Verhandlungen, die Boisseréesche Gemäldesammlung für das Städelsche Institut in Frankfurt zu gewinnen, wofür sich namentlich der Bürgermeister Joh. Gerh. Christian Thomas, seit 1819 als Gatte Rosettens Willemers ältester Schwiegersohn, eingesetzt hatte, hatten sich zerschlagen; die Sammlung war am 12. Februar 1827 von König Ludwig von Bayern für München angekauft worden. — fünf thörichten Freyer: die fünf Administratoren des Städelschen Instituts, von Marianne so genannt in scherzhafter Umbildung der biblischen Erzählung von den fünf törichten Jungfrauen (so schon in einem Briefe Mariannens vom 26. November 1826, Creizenach, S. 218). — das Blättchen nicht mitgetheilt: vielleicht ist das Gedicht Mariannens an Boisserée gemeint, dessen zweite Strophe lautet (Kellner, Goethe und das Urbild seiner Suleika, S. 92):

Kennst Du das Haus? Dem Ruhm der Stadt erbau't,
Es glänzt der Saal, es fehlet nur die Braut,
Fünf Jünger steh'n, die Lämpchen in der Hand,
Ob klug, ob thöricht, ist noch unbekannt.
Kennst Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du mit Deinen Schätzen zieh'n!

Zehnter Brief. Mit einer Nachschrift Willemers:

Zürnen Sie nicht daß Sie so oft von uns beheligt werden. M. Heinefeder ist eine Schülerin von Mariane und verdankt ihr, anstatt eines Gehalts von f. 900 in Frankf., ein Gehalt von f. 4500 jahrlich in Casel.

Es ist indeß noch ungewis ob der Bf. der heut nach Berlin abgeht M. Heinefeder noch trieft, und diese villeicht den Muht nicht hat sich zu melden.

Hören Sie von Ihrer Ankunft in Weimar so lassen Sie das guthe Kind wissen, daß es ihr erlaubt ist Ihnen aufzuwarthen.

Willemer.
d. 22 Juny 27

Dieser Brief war bruchstückweise schon gedruckt in der Weimarer Ausgabe (Briefe 42, 383).

Heinefedder: sie wollte nach erfolgreichem Gastspiel in Berlin (siehe den neunten Brief) nach Cassel zurückkehren; Goethe erwidert am 23. Juni (das Datum des Willemerschen Briefes scheint somit nicht richtig zu sein), ein Gastspiel sei nicht möglich, da das Theater bereits geschlossen sei, doch in seinem Hause solle die Empfohlene „heitere Gesichter und wohl auch einen und den andern Kunstfreund und -Genossen" finden. Wegen Kürze der Zeit mußte Sabine auf einen Besuch in Weimar verzichten.

Elfter Brief. Ihren Schmerz: über den am 14. Juni 1828 erfolgten Tod des Großherzogs Karl August, den zu verwinden Goethe sich am 7. Juli nach dem einsamen Schloß Dornburg unterhalb Jenas zurückgezogen hatte. — erfreuen uns mit einigen Zeilen: Goethe entsprach der Bitte am 23. Oktober: er sandte der Freundin das Gedicht ‚Dem aufgehenden Vollmonde!' („Willst du mich sogleich verlassen!").

Zwölfter Brief. Schachtel: mit Süßigkeiten für Goethes Enkel. — frühere Sendung von Schmetterlingen: Goethe erwidert am 12. Januar 1829: „Das vor einiger Zeit angelangte niedliche Kästchen mit anmuthigem Inhalt machte mir viel Freude, ... Der leichte Schleyer kam auch gar sehr gelegen, denn ich konnte ihn allsogleich einem artigen Wesen [der Schwiegertochter Ottilie?] umhängen, dessen zierlich-grilliger Lebenswandel einem beweglichen Kampf zwischen Paradiesvögeln und Schmetterlingen gleich sieht." — etwas zu langen Brief: vom 2. November 1828 mit lebhafter Schilderung der Alpenreise (siehe den elften Brief).

Dreizehnter Brief. Mit einer Nachschrift Willemers:
Alle Ihre Feunde und Verehrer feyern den Geburthstag unseres Landmanns auf den wir Stolz sind, mögte der Himel Sie uns noch lange erhalten, und uns die Liebe und Theilnahme ferner schenken, die Sie uns Treu und aufrichtig bewießen haben.

Willemer.

Familie der Entsagenden: Anspielung auf den Untertitel der „Wanderjahre": „oder die Entsagenden". — Hudhud in Gestalt des H. v. Vrintz: als Hudhud (siehe die Bemerkung zum siebenten Brief) hatte der Reichsoberpostamtsdirektor Alexander v. Vrintz-Berberich, den Goethes Tagebuch am 8. August 1831 erwähnt, das Geburtstagsgeschenk des Jahres 1831, einen silbernen Becher, überbracht.

Mitteilungen
aus dem
Goethe-National-Museum

Siegelring
mit Goethes Kopf von Hecker
1788 (?)

Siegelring mit Goethes Kopf von Hecker

Von Hans Timotheus Kroeber

In einem Briefe Johann Heinrich Mercks an Carl August vom 28. März 1789 ist die Rede von einem „schönen Kopf von Goethe, von Neker geschnitten", den Merck in den Händen von Frau Aja gesehen und bei dessen Anblick er „vor Freuden geweint" hatte. „Sie erlaubte mir," heißt es in dem Brief weiter, „einige schöne Abdrüke davon zu nehmen. Ich wandte sie sogleich an, durch Hülffe des Bethmannischen Contoirs sie an Wedgwood zur Verfertigung einer Paste abzuschiken. Und so sieglen wir alle, wenn Gott will, in wenigen Monaten mit diesem schönen Kopfe."

Schon am 9. April antwortet der Herzog Merck: „Mit Ehren kann man Goethens Bild als Siegel führen. Wer dieses Pettschaft mit demjenigen Respekt braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken. Ich erwarte das Original selbst ehstens hier . ."

Kurze Zeit nachher dürfte die Bestellung ausgeführt worden sein, und es ist wohl anzunehmen, daß auch Goethe einen solchen geschnittenen Siegelring erhielt, wofern nicht später das Original aus dem Besitz der Mutter an ihn gelangte. 1803 scheint er denselben noch nicht besessen zu haben, wie die folgenden Zeilen seines Briefes an Eichstädt vom 12. November beweisen: „Herr Ebel hat mit meinem kleinen Kopf gesiegelt, dessen Abdruck ich mir

von einem abermaligen Briefe unversehrt zu erhalten bitte."[1]

Als nun Rollett von 1881 ab seine zusammenfassende Arbeit über die Goethebildnisse herausgab, war er in sichtlicher Verlegenheit, sowohl was den Steinschneider „Necker" anbetraf, als auch den Verbleib von dessen Arbeit. Ein Künstler dieses Namens war nicht nachzuweisen: so nahm er berechtigtermaßen einen Schreibfehler Mercks an und vermutete, daß es sich entweder um den Steinschneider Höckner oder Hecker handle. Auf dieser Spur war er der Auffindung des Ringes sehr nahe, aber durch ein offenbares Versehen entging ihm der nur einmal bei Schuchardt mit Namen aufgeführte Hecker, und er bemerkt, daß „Schuchardt im Katalog der Goetheschen Sammlungen nichts von diesem Kopf erwähne". Dieser Irrtum ist zu berichtigen; denn in Band 2 S. 7 Nr. 39 verzeichnet Schuchardt unter der Rubrik „Vertieft geschnittene Steine (sämtlich in goldene Ringe gefaßt)": „Sarder. Jugendlich männlicher Portraitkopf im Profil, darunter HECKER." Der Dargestellte aber ist, wie der Augenschein lehrt, kein anderer als Goethe.

Zwar könnten von skeptischer Seite Bedenken gegen die Ähnlichkeit dieses Bildnisses mit anderen bekannten Goetheporträts erhoben werden (eine Verwechslung mit Schiller wäre denkbar!). Indessen lassen sich diese wohl beschwichtigen, wenn man sich außer der schwierigen Technik des Steinschneidens vor allem vergegenwärtigt, unter welchem Einfluß unser Künstler stand. Wie wir von Goethe selbst in

[1] Auf diesen Brief an Eichstädt machte mich freundlicherweise Herr Professor Hans Gerhard Gräf aufmerksam. Daß hier ein anderer Kopf als der von Hecker geschnittene gemeint sein könnte, ist kaum anzunehmen; vielmehr handelt es sich gerade um die Arbeit des genannten Steinschneiders. Auch der Intaglio von Philipp Hirsch kommt nicht in Frage, da er viel später — um 1820 — entstanden ist.

‚Winckelmann und sein Jahrhundert' erfahren, war Hecker ein Freund Trippels. Im unmittelbaren Zusammenhang mit dessen Goethebüste von 1787 muß also Heckers Arbeit verstanden werden, in der wir (wenn auch nicht mit den nämlichen Gefühlen wie Merck) mit Freuden ein lang vermißtes Kleinod wieder erblicken dürfen.

Das Weimarische Goethe-Haus und seine Einrichtung

Von Wolfgang von Oettingen

Den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft ist ja wohl bekannt, daß Goethes Wohnhaus in Weimar, das seit 1886 Goethe-National-Museum heißt, im Frühjahr 1914 einer notwendigen Erneuerung unterzogen und außerdem mit einem Anbau verbunden worden ist, in dem ein bedeutender Teil seiner Sammlungen in größerer Sicherheit aufgestellt und den Besuchern überhaupt erst zugänglich werden konnte. Der Plan dieser Erneuerung, besonders der Erweiterung, hatte anfangs mancherlei Befremden und Bedenken erregt, nach seiner Ausführung erklärte man sich jedoch im allgemeinen für beruhigt und für befriedigt: die Veränderungen, die im alten Hause hatten vorgenommen werden müssen, empfand man nicht als peinlich, und der neue Anbau, von außen zwar selbständig, aber doch unscheinbar, störte auch den Eindruck des Innern nicht, denn er schließt sich an nur untergeordnete, dem Publikum bisher nicht sichtbare Nebenräume an, ohne als eine Fortsetzung der historischen Stuben gelten zu wollen. Auch bereitet er mit dem Reichtum seines Inhaltes selbst dem Kenner Goethes eine wahrhaft erhebende Überraschung, indem er die jetzt endlich erfolgte und in nicht unwürdiger Form gelungene Vollstreckung eines mehrfach (und noch in den Testamentsentwürfen) von Goethe geäußerten Wunsches darstellt. Aber liegt jetzt auch übersichtlich vor Augen, was Goethe Stück für Stück um sich versammelt hat, kann auch das, was

seiner Beschaffenheit entsprechend in Mappen und Schränken ruht, dem Besucher jetzt mühelos vorgelegt werden, und gibt auch der „Führer durch das Goethe-National-Museum" über alles Wesentliche die notwendigste Auskunft, so bleibt dem eindringlich fragenden Freunde des Hauses doch manches Wichtige immerhin noch verhüllt. Man weiß, daß einige Jahre nach Goethes Tode ein großer Teil des von ihm bewohnten Stockwerkes ausgeräumt und vermietet wurde; man weiß, daß bis zum Übergang des Hauses in den Staatsbesitz (1885) diese Vermietungen fortdauerten, daß damals auch mehrere Versteigerungen von Möbeln, dazu freihändige Verkäufe, Verschenkungen und weitere Vererbungen stattgefunden haben, und man fragt sich: wie weit denn wohl die jetzt vorhandene Einrichtung der Einrichtung Goethes, für die sie, wenigstens mit dem Anspruch auf eine gewisse Glaubwürdigkeit, ausgegeben wird, in Wirklichkeit entspreche? Und ferner mag der Zweifel auftauchen, ob die Aufstellung der Sammlungen im Anbau auch wirklich in Goethes Sinn gehalten sei, da z. B. ein Teil der physikalischen Apparate sichtlich erst aus neuer Zeit stammt?

Auf diese berechtigten Fragen soll hier eine ausführliche und zuverlässige Antwort erteilt werden. Sie wird hoffentlich dazu beitragen, das Verständnis für die Bedeutung des Goethe-Hauses, wie es heute erscheint, zu befestigen; und daraufhin wird man sicherlich gestatten, daß etwas ausgiebig ausgeholt wird.

Die frühere Geschichte des Hauses ist nicht völlig aufgeklärt und wird es wohl auch niemals werden. Wir erfahren zwar aus Katasterbemerkungen und aus andren Akten, wie Goethe sein Grundstück durch Ankäufe von Nachbarhäusern und Gartenstreifen allmählich abgerundet hat, aber die in den Akten mehrfach erwähnten, vielmehr angedeuteten baulichen

Veränderungen, die noch nach dem großen Umbau von 1792, dem Entstehungsjahr der bequemen Haupttreppe, stattgefunden haben, können wir nicht mit Sicherheit verfolgen. Sogar das ist nur eine Vermutung, daß die Verbindung des stattlichen Vorderhauses mit dem langgezogenen, ursprünglich vielleicht garnicht dazugehörenden Hinterhause durch das den Hof (in der Höhe des ersten Stockwercks) überbrückende „Büstenzimmer" eben damals erst hergestellt worden ist, und daß die beiden andren Verbindungen, an den Schmalseiten des Hofes, östlich durch ein mühsames Gewinkel, westlich durch einen einfachen Durchbruch, auch erst damals entstanden sind. Mit Recht aber nimmt man wohl für gewiß an, daß Goethe wenigstens seit seinem endgültigen Einzug in das Haus (1792) — er hatte einen Teil davon schon von 1782 bis 1789 als Mieter bewohnt — die sonnigen Gartenstuben im Westflügel des Hinterhauses als seine eigentliche Wohnung benutzt und fast genau so eingerichtet hat, wie sie zur Zeit seines Todes möbliert waren und es heute noch sind; die Räume und die an sie gestellten Ansprüche sind eben so einfach, daß andere Anordnungen und andere, etwa prächtigere Möbel als die vorhandenen fast ausgeschlossen scheinen. Nur in dem überfüllten Arbeitszimmer haben, aber schon zu Goethes Lebzeiten, einige Zutaten allmählich doch noch Platz gefunden: der an sich schon mächtige Haupt-Schreibtisch ist einmal beträchtlich verlängert worden; vor das eine der beiden Fenster wurde ein kleiner Spieltisch für die Enkelchen gesetzt, und mit einem gotisch verzierten Bücherschrank verstellte man die nach der Bibliothek führende Tür; auch zeigt ein Gemälde von Schmeller, daß zeitenweise noch andere Stühle, als die in den Tagen von Goethes letzter Krankheit dort befindlichen, in seiner Nähe gestanden haben.

Die fünf auf den Frauenplan blickenden, für die da-

maligen Verhältnisse Weimars sehr ansehnlichen Vorderzimmer des ersten Stockwerks benutzte Goethe als Empfangs- und jedenfalls auch als Sammlungszimmer; die kleine, helle, nach dem Hof liegende Stube neben dem Gelben Speisesaal diente ihm wohl schon von Anfang an als Frühstücks- und Eßzimmer, und deswegen wurde früher oder später neben ihr eine allerdings dunkle Hilfsküche eingebaut, während die Hauptküche darunter im Erdgeschoß lag. Christiane Vulpius, die 1792 zugleich mit Goethe das Haus bezog, wurde samt ihrem Anhang in den noch heute nach ihr benannten drei Stuben des Hinterhauses, in dessen Ostflügel, untergebracht; als sie 1806 Geheimrätin geworden war, hat Goethe, wie man wohl mit Recht annimmt, die östlich vom Gelben Saale liegenden Vorderzimmer für sie eingerichtet, wobei das letzte als „große Wohnstube", das mittelste, mit einem Alkoven, als Schlafzimmer und das an den Saal stoßende sogenannte „Deckenzimmer" als eine Art von kleinem Besuchszimmer oder Boudoir gedient haben wird. Andere Hausgenossen, wie Heinrich Meyer, der etwa zehn Jahre bei Goethe wohnte, oder der Gehilfe Riemer, der ebenfalls längere Zeit hier zubrachte, oder Logiergäste wie Schiller, wurden im Dachgeschoß, später in den freigewordenen „Christianenzimmern" einquartiert. Dort wird auch der heranwachsende August mit seinem Lehrer gehaust haben. Nach Christianens Tode (1816) wurden die drei Familienzimmer für die jetzt immer mächtiger anwachsenden Sammlungen wieder ganz in Anspruch genommen; und als August heiratete (1817), erhielten er und Ottilie das geräumige Dachgeschoß als Wohnung. Seine heranwachsenden Söhne und ihr Erzieher Rothe bezogen später, für eine Zeit lang, die Christianenzimmer.

Aus dieser Übersicht über die Benutzung der einzelnen Teile des Hauses geht hervor, daß wenigstens vom Tode

Christianens an bis zu Goethes Tode nicht nur dessen Wohnung im Hinterhause so gut wie unverändert geblieben ist, sondern auch das ganze erste Stockwerk des Vorderhauses seine Bestimmung nicht gewechselt hat: der Gelbe Saal war und blieb eine Art von salle des pas perdus, die alle Teile des ersten Stockwerks unter einander verband, und diente zugleich als Speisesaal für Gesellschaften; die kleine Stube neben ihm gegen den Hof als intimeres Eßzimmer; das große „blaue Zimmer", auch „Junozimmer" genannt, war der Salon, zugleich das Musikzimmer; das westlich daranstoßende „Urbinozimmer" — so genannt nach dem darin hängenden angeblichen Bildnis eines Herzogs von Urbino — war ebenfalls für Gesellschaften eingerichtet, auch bildete es für Goethe, wenn er von seiner Wohnung her die Vorzimmer betreten wollte, den Durchgang. Die drei östlich gelegenen Räume blieben den Kunstsammlungen vorbehalten; im Büstenzimmer wuchs die Zahl der dort magazinierten Gipsabgüsse, die allmählich auf hoch angebrachten Wandbrettern eng und unübersichtlich an einander gereiht wurden, und in seinen Schränken ruhten die Akten des Hausarchivs und die Blätter der Autographensammlung. Das anschließende, schon im Hinterhause liegende Gartenzimmerchen vermittelte den Zugang zu der kleinen Veranda und gewährte einen lichten, freundlichen Ausblick ins Freie; man pflegte daselbst Tee oder Kaffee zu trinken. Alle diese Räume waren reichlich, zum Teil jedenfalls überreich, mit Möbeln gefüllt. Die meisten von ihnen wurden, wie die noch vorhandenen Haken beweisen, durch Kronleuchter oder Ampeln erhellt; auch werden Öllampen und Kandelaber umhergestanden haben. Die Inventare, die gleich nach Goethes Tode aufgenommen worden sind, zählen so viele gepolsterte Sophas, so viele Tische und andere Stücke auf, daß man in Verlegenheit ist, sich ihre Anordnung in den

Zimmern zu denken. Nur die Einrichtung des blauen Musikzimmers, von der die Zeichnung Arnswaldts aus dem Jahr 1836 uns eine fast genügende Vorstellung gibt und die danach wieder hergestellt wurde, konnte den Bewegungen einer größeren Gesellschaft hinreichenden Spielraum gewähren; in den übrigen dieser Zimmer, besonders in den Sammlungszimmern, drängten sich aber die Schränke, die Tische, die Repositorien aller Art, und Mappen, Kästen, Bücher und freistehende größere und kleinere Skulpturen auf Postamenten oder Konsolen, auf Brettern oder Möbeln, belegten, den Raum noch mehr einengend, alle benutzbaren Ecken und Flächen. Aus dem Schlafzimmer, dem sogenannten „Alkofen", war das „Majolikazimmer" geworden, das in drei eigens für sie gebauten Schränken die meisten der gesammelten Majoliken, in einem vierten Schrank viele Kuriositäten, dazu die Plaketten und einen Teil der kleinen Abgüsse enthielt; im Deckenzimmer stand, wenigstens eine Zeitlang, ein mächtiger Schrank, dessen Schiebladen Goethes Handzeichnungen bargen; im letzten Raume, dem „großen Sammlungszimmer", befanden sich sogar zwei solche ungefüge Bibliothek- und Zeichnungen-Schränke, dazu ein breiter und tiefer Wandschrank und verschiedene Kupferstichrepositorien. Was in allen diesen Gemächern an Wandfläche dann noch frei war, wurde für Gemälde und eingerahmte Handzeichnungen alter und neuer Meister, sowie für Kupferstiche benutzt; Stühle in Menge, zum Teil wahrscheinlich oft mit Mappen und Büchern beladen, standen umher, wo das Bedürfnis sie verlangte und ein Plätzchen sich noch vorfand; und die zum Teil ganz kolossalen Büsten, wie die Juno Ludovisi, der Zeus von Otricoli, der Antinous von Mondragone, erhoben in diesen schließlich doch echt bürgerlich wirkenden Räumen die Ansprüche von Königen in der Verbannung. An Teppichen wird es, dem Ge-

schmack der Zeit entsprechend, fast durchaus gemangelt haben; die Fenstervorhänge waren jedenfals hell und leicht. Das Ganze bildete die charaktervolle, harmonische Umgebung eines wohlhabenden Sammlers und Gelehrten, der auch vornehme Geselligkeit zu pflegen hat; es war die einheitlich entstandene Wohnung eines Mannes, der sein halbes Leben hindurch in rastloser Arbeit sich hierher zuleitete, was er als Rüstzeug für sein Schaffen brauchte. Was hier stand und lag, alles sprach zu ihm, es regte ihn an und wirkte durch ihn fort auf andere; hier war nichts Überflüssiges, nichts Totes und Unpersönliches, sondern nur Lebendiges und Bedeutendes; so waltete weihevoll Goethes Geist durch sein schönes Haus hin.

Der 22. März 1832 kam heran; Goethe starb, das Hauswesen stockte; man bahrte ihn feierlich auf in dem dunklen Raume hinter der Eingangshalle und trug ihn dann fort in die Fürstengruft — eine andere Zeit brach an und das Goethehaus blieb in ihr stehen als ein ehrwürdiges Denkmal denen, die es anging. Hätte man es nur auch als solches gelten lassen und erhalten können! Trotz guten Willens erwies sich das als unmöglich. Die Erben Goethes waren — da der Sohn „dem Vater vorantretend" schon 1830 gestorben war — drei unmündige Enkel, und deren Vormünder, vielleicht etwas mehr als gewissenhaft, ließen bei allen zu ergreifenden Maßregeln in erster Linie die Rücksicht auf materielle Sicherung ihrer Pflegebefohlenen walten und sparten daher auch in dem, was die nötigste Erhaltung des Hauses betraf. Dazu gefährdeten die Ansprüche Ottiliens sofort die bisher festgehaltene Ordnung: sie war gewohnt gewesen, auch die Gesellschaftszimmer des ersten Stockwerkes, in denen sie als Dame des Hauses die Gäste Goethes empfing und bewirtete, zu benutzen, und zeigte sich jetzt keineswegs geneigt, auf sie zu verzichten. Weil aber alles,

was zu den Sammlungen gehörte, ihrem Gebrauch entzogen und zugunsten der Erben einstweilen abgesondert bewahrt werden sollte, übrigens öfters auch Verehrer Goethes dessen Wohnung und die Sammlungen zu sehen Erlaubnis erhielten, so wurde aus allen Zimmern in die beiden letzten zusammengeschoben, was aus ihnen als Sammlungsbestandteil entfernt werden mußte. Damit hatte die Zerstörung der echt goetheschen Einrichtung begonnen; sie wurde fortgesetzt, als Ottilie sich 1837 entschloß, Weimar ganz zu verlassen, und ihre Söhne auswärts studierten und ihre Berufe suchten. Das erste Stockwerk wurde jetzt bis auf die beiden Zimmer mit den Sammlungen ausgeräumt und vermietet, ebenso vermutlich der Ostflügel des Hinterhauses; der Familie blieb die Dachwohnung vorbehalten, in der vom Hausrat untergebracht wurde, was sie fassen konnte; manches wird auch in den beiden Gartenpavillons abgestellt worden sein, in denen allerdings schon der Hauptteil der Mineraliensammlung und das physikalische Kabinett, schlecht genug, Unterkunft gefunden hatten. Bei diesen Veränderungen wurde manche Reliquie, manches Möbelstück veräußert, was später, als die mündig gewordenen Besitzer ganz nach Belieben schalten konnten, in noch viel höherem Maße geschah. Nur an die Sammlungen wurde ebensowenig gerührt wie an Goethes Wohnung im Hinterhause. Goethe hatte den Wunsch hinterlassen, daß alle seine Sammlungen ungetrennt bleiben und womöglich an ein öffentliches Institut, zum Nutzen und zur Belehrung des deutschen Volkes, gelangen sollten. Die Vermögenslage der Erben gestattete die Errichtung eines Instituts oder eines Museums aus eigenen Mitteln keinesfalls: so wurde schon bald nach Goethes Tode mit Verhandlungen begonnen, die auf einen Verkauf des Nachlasses an den Deutschen Bund abzielten. Diese Verhandlungen zogen sich durch viele Jahre hin und

scheiterten endlich an der Unentschlossenheit und den Empfindlichkeiten der Erben; inzwischen aber waren, trotz aller Bestimmungen und Verbote, nachweislich doch schon manche Stücke aus den Sammlungen entfernt worden. Das Haus selbst, dessen Dachgeschoß die Besitzer nur noch zu Zeiten bewohnten, und das Ottilie bis gegen ihr Lebensende hin ebenfalls mied, verfiel mehr und mehr; es hätte durchgreifender Reparaturen, für die kein Entschluß und kein Geld aufzutreiben war, bedurft, um es in würdiger Weise zu erhalten.

Ottilie starb 1872, ihr folgten die Söhne 1883 und 1885: der Staat Sachsen-Weimar erbte die Aufgabe, die die Enkel Goethes nicht hatten bewältigen können, und der Großherzog Carl Alexander befahl, das Goethe-National-Museum zu schaffen, wodurch Goethes Wunsch mehr als erfüllt wurde: denn seine Sammlungen traten, soweit es möglich schien, vor das Publikum, außerdem aber wurde, woran Goethe nicht hatte denken können, sein Haus, wenigstens das erste Stockwerk, ihm zu Ehren als seine Wohnung wiederhergestellt. Nur den handschriftlichen Nachlaß, den die Großherzogin Sophie geerbt hatte, übertrug man in das von ihr gegründete Goethe-Archiv, und in das Dachgeschoß, aus dem die Möbel und viele Kunstwerke in den Besitz der Intestaterben übergingen, verlegte man eine über Goethes Besitz hinaus erweiterte Bildnissammlung. Mit großen Kosten und von Grund aus erfolgte nun die bauliche Erneuerung des Hauses; die Intestaterben, nämlich die Familien Graf Henckel-Donnersmarck und Sanitätsrat Vulpius, verzichteten auf ihre Erbschaft, sofern sie Teile der Ausstattung von Goethes vorderen Wohnzimmern und Stücke seiner Sammlungen enthielt; man suchte auch, die sonstwohin verstreuten goetheschen Möbel zurückzuerwerben und wenigstens die Hauptzimmer so einzurichten, wie der mühsam zusammen-

gebrachte Bestand an Mobiliar es gestattete und wie das Gedächtnis einiger alter Weimaraner, die Goethes Wohnung noch gekannt hatten (wie der Großherzog Carl Alexander selbst), es angab. Damit war viel erreicht, und die Verehrer Goethes, die bis dahin sehnsüchtig vor der fast allen verschlossenen Tür gestanden hatten, durften endlich die Schwelle mit dem „Salve" überschreiten, um einen Hauch von seiner Gegenwart zu verspüren.

Indessen hatte nicht vermieden werden können, daß museumsartige Elemente, nämlich Vitrinen, die viele kleine jetzt nicht mehr frei aufzustellende Kunstwerke enthielten, den Charakter der Wohnzimmer störten; auch lehrte das allmählich fortschreitende Studium der Akten, daß man durch einige Veränderungen die Lösung der eigentlich gestellten Aufgabe noch weiter fördern könne. Auf die einzelnen Phasen der nun folgenden Entwicklung soll hier nicht näher eingegangen werden; es sei bloß dargestellt und werde gerechtfertigt, was sich seit der letzten größeren Erneuerung, die 1913 begonnen und im Frühjahr 1914 beendigt wurde, dem Auge darbietet.

Für diese Arbeit galten vor allem folgende Gesichtspunkte, deren Richtigkeit von den maßgebenden Seiten anerkannt wurde: es war wünschenswert, die vorderen Wohnzimmer um noch Einiges wohnlicher zu gestalten, als es selbst bei der ersten Überarbeitung der Museumseinrichtung von 1886 gelungen war; es war notwendig, das nicht mehr ohne Gefahr zu heizende Haus durch eine gefahrlose Erwärmung gegen Feuchtigkeit und Frost zu schützen; und ebenso notwendig war, die sehr bedeutenden Teile der Kunst- und Naturalien-Sammlungen, die das Publikum nie zu sehen bekam, weil sie in den alten Möbeln verschlossen waren oder in Glasschränken, die nicht als Schaukästen gedacht sind, zusammengedrängt lagen und standen, übersichtlich aus-

zubreiten, zugleich aber sie, wie das Haus, gegen Feuersgefahr und Diebstahl besser zu bewahren. Es fügte sich glücklich, daß eine günstige Finanzperiode des Staates und die zu rechter Zeit eingreifende Opferwilligkeit zahlreicher Goethefreunde die ungehemmte Ausführung der Arbeit nach den angeführten Gesichtspunkten erlaubten. Eine Hauptschwierigkeit des Unternehmens lag eigentlich darin, daß womöglich keine dieser neuen Veränderungen sich bemerklich machen sollte und daß jede sich stichhaltig rechtfertigen lassen mußte, was nur dadurch erreicht werden konnte, daß einige geheime Kompromisse eingeschwärzt wurden. Schon ein flüchtiger Gang durch das Goethehaus wird dies und zugleich die Unschädlichkeit solcher Kompromisse beweisen.

Die erste Schwierigkeit bot gleich die Eingangshalle. Man hatte nun einmal aus dem Privathause ein Museum gemacht: damit war an der Tür eine Kasse und eine Garderobe notwendig geworden, und es hatte das bekannte Handelswesen, das die Vorhöfe der Tempel verunziert und aus naheliegenden Gründen nicht ganz unterdrückt werden kann, sich bald und kräftig entwickelt. Es gelang, die Wohnung des Hausmeisters, die gleich neben der Halle lag, zu entfernen, und so konnte durch Verlegung der Kasse in einen Seitenraum dem gespannt Eintretenden der unerfreuliche Anblick des Geschäftlichen entzogen werden. Weil aber die Stätte, die er betrat, nun eben doch kein wirkliches Wohnhaus mehr ist, sondern als ein biographisches Denkmal betrachtet wird, so lag es nahe, die an sich ganz nüchterne und leere Halle, von deren früherer Ausstattung wir gar nichts wissen, einigermaßen bezeichnend und zugleich feierlich auszugestalten. Man brachte deshalb an den Seitenwänden zwei Marmortafeln an, auf denen die Bedeutung des Ortes ausgesprochen und den Stiftern gedankt wird, durch die geöffnete Flügeltür der Rückwand aber fällt der Blick des Besuchers sofort

in den dämmernden Raum hinter der Eingangshalle, in dem die Aufbahrung Goethes stattgefunden hat und aus dem nun seine Marmorbüste von hohem Sockel würdevoll uns entgegenschaut. Diese Büste, ein selbständiges Werk Richard Engelmanns nach Rauch, ist in diesem Bande des Jahrbuchs abgebildet und besonders besprochen.

Wir stehen nun also in Goethes Hause, das aber aus seiner eigentlichen Wohnung in eine Art von Nachbild derselben verändert oder, sagen wir es kühn, zu einem Idealbilde hat gesteigert werden müssen. Da, wie wir hörten, das Gebäude, um seinen Verfall wirksamer aufzuhalten, in vielen Teilen abermals gründlich ausgebessert, ferner mit einer Warmwasserheizung, die gegen die früheren Öfen einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, versehen und sogar an einzelnen Punkten mit elektrischer Beleuchtung ausgestattet wurde, so ist sein Zustand heute doch gewiß ein tauglicherer als ehemals, und Goethe selbst, der keinem Fortschritt feind war, hätte als der erste dies dankbar anerkannt. Denn der Ersatz einiger Lehmwände durch gemauerte aus Ziegelsteinen, das Einziehen von eisernen Pfosten und Balken an Stelle der verfaulten hölzernen und das Auswechseln von morschen und feuchten Fußböden gegen Betonwerk — wobei die verletzten sichtbaren Oberflächen der betroffenen Teile mit äußerster Sorgfalt in ihrer alten Weise wieder hergestellt wurden — hätten Goethes Geschmack ebensowenig verletzt wie die Einführung der in keinem der Wohnräume irgendwie auffallenden Zentralheizung oder der winzigen elektrischen Glühbirnen, die statt der früheren Talgkerzen in den auf Treppen und in Durchgängen verteilten alten Laternen kaum sichtbar angebracht worden sind. Nicht anders steht es mit der Einrichtung des Treppenhauses und aller Wohnräume des ersten Stockwerks: wenn Goethe, wiederkehrend, heute sein Haus durchschritte, so würde er in keinem

dieser Teile etwas erblicken, das er nicht wirklich besessen hat und das von ihm selbst nicht ungefähr so wie es jetzt geschehen mußte, aufgestellt worden wäre; ausgenommen sind natürlich die meisten Fenstervorhänge und Möbelüberzüge, die nicht erhalten, aber unentbehrlich waren; auch sind, aus verschiedenen Gründen, drei an sich unbedeutende, zwar alte, doch nicht aus Goethes Besitz stammende Möbel mitverwendet worden. Ja, wir können vielleicht sogar hoffen, daß die feierliche Ordnung, in der seine Wohnung jetzt dauernd erhalten wird, Goethes methodischem Sinn nicht eben zuwider sein würde; und auch andere Neuerungen, von denen noch zu berichten sein wird, dürften schwerlich auf seinen Widerspruch stoßen: denn nichts ist hier angeordnet worden, was sich nicht aus den gegebenen Verhältnissen als natürlich, logisch und zweckmäßig erwies.

Halten wir die Einsicht fest, daß wir hier nicht von einem vermodernden Grabgewölbe goetheschen Nachlasses umfangen sind, sondern ein heiteres, auf Wahrheit und einiger harmonierenden Dichtung gegründetes Gebilde betreten, das geradezu einen lebendigen, geistig-körperlichen Organismus darstellt, so kann uns nicht schwer fallen, eine freudig bejahende Stimmung beizubehalten und das Wenige hinzunehmen, was als nicht zu vermeidender Anachronismus immerhin auffallen möchte: verstehen ist ja schon eine halbe Billigung. Wir beachten also, die Treppe hinansteigend, die Zentralheizung nicht, die recht bescheiden unterhalb der Fensterbänke und hinter einer alten Scheintür angebracht ist, und gelangen zunächst in den Gelben Saal, dessen Farbe, wie die des sonst ganz unveränderten Treppenhauses, im alten Ton aufgefrischt worden ist. Auch seine Decke ist jetzt gelb getüncht, wie eine unter neuerer weißer Tünche gefundene Farbschicht es angab: wir werden dabei an Goethes Überzeugung erinnert, daß Festräume in Gelb gehalten sein

müßten, weil das den Empfindungen der Festgenossen am besten entspräche; auch der Hauptsaal des großherzoglichen Residenzschlosses, auf dessen Ausstattung Goethe mit Eifer einwirkte, hat als Grundfarbe gelb. An die frühere Bestimmung des Gelben Saales erinnern der jetzt an die Wand geschobene große Eßtisch und die Stühle; zu Goethes Zeit haben aber noch andere Möbel zwischen ihnen gestanden, darunter ein Repositorium für Kupferstiche, auf dem lange Jahre die jetzt auf einem Postament befindliche Maske der Medusa Rondanini ihren Platz hatte. In alten Berichten werden die Kopie der sogenannten „himmlischen Liebe" aus Tizians Gemälde und die Dorignyschen Kupferstiche nach Raffael hier erwähnt und sind deshalb wieder aufgehängt worden; wahrscheinlich jedoch hingen hier noch viele andere Bilder, von denen zum Glück nichts Bestimmtes überliefert ist, so daß eine Überfüllung des Raumes mit einigem Recht vermieden werden konnte.

Dieser Umstand nötigt zu einer weitern Erklärung, die für die Rechtfertigung aller neuen Anordnungen von Möbeln und Kunstwerken wichtig ist. Um die Wohnräume so treu, als es mit den zur Verfügung stehenden alten Möbeln und Kunstwerken möglich war, wiederherzustellen, ließ man sich natürlich von allen aufzutreibenden Zeugnissen für den ursprünglichen Zustand leiten. Das ergab in einigen Fällen ganz unzweideutige Anweisungen, besonders bei der Wiedereinrichtung von Goethes Vorzimmer, Arbeitszimmer und Schlafstube, die 1886 wegen der Erneuerung einiger Wände und Böden hatten ausgeräumt werden müssen: hier wußte man — und konnte es im einzelnen durch genaue Inventare belegen —, daß seit Goethes Tode kein Stück von seinem Platz gerückt worden war, bevor die Reparatur einsetzte; nur aus einer Anzahl von Schiebladen hatte man den handschriftlichen Nachlaß Goethes entnommen. Weniger sicher

sind schon die Grundlagen für die Einrichtung des Juno-zimmers, trotz der oben erwähnten Zeichnung von 1836: diese zeigt nur einen Teil des Raumes, allerdings den wichtigsten, und läßt unbekannt, was für Bilder an den auf ihr nicht sichtbaren Wänden hingen. Auch den Junokopf selbst sieht man nicht; und es steht nach einigen Berichten fest, daß er sich zeitenweis überhaupt nicht in diesem Zimmer, sondern im Gelben Saale befand.

Solche einander widersprechende Notizen und Umstände erschwerten natürlich ebenfalls eine richtige, das heißt in die Zeit und Art Goethes passende Anordnung der Räume, aber andrerseits gewährten sie dem Ordner auch eine gewisse Freiheit. Lag etwa ein datiertes Verzeichnis von Schlüsseln vor, bei denen bemerkt ist, daß sie zu bestimmten Möbeln in bestimmten Zimmern gehören (wodurch sie gewisse Aufstellungen festlegen), oder fand sich der Bericht eines Besuchers, der diese oder jene Kunstwerke an bestimmten Wänden erwähnt, so mußte natürlich danach verfahren werden, so lange die betreffende Quelle die einzige war. Erschien aber, wie es öfter geschehen ist, früher oder später eine widersprechende Urkunde, so hob diese die erste insofern auf, als sie nachwies, daß auch in Goethes Hause nicht selten eine Umstellung der Möbel und ein Umhängen von Bildern stattgefunden hat. Weil nun, wenigstens bisher, für keine noch so kurze Periode die gleichzeitigen Einrichtungen aller Wohnzimmer bekannt sind, so ergibt sich, daß der an sich sehr gesunde Grundsatz, nie ohne urkundliche Belege anzuordnen, nicht unbedingt durchgeführt zu werden braucht, sondern daß vielmehr in manchen Fällen von einer für einen Zeitpunkt beglaubigten Anordnung abgesehen werden darf, weil sie nur durch den Zufall, daß sie noch unwidersprochen vorliegt, in gewissem Sinne maßgeblich geworden ist. Selbst in solchen Fällen hat aber doch jede Notiz irgendwie Be-

achtung gefunden, es sei denn, daß praktische und gute Gründe andere Einrichtungen verlangten. So waren, zum Beispiel, die im Büstenzimmer erwähnten, auf hoch angebrachten Wandbrettern magazinierten Porträtbüsten in solcher Aufstellung kaum zu erkennen, die Aufstellung war aber durch ein altes Verzeichnis beglaubigt: dennoch hielt man sich für berechtigt, diese sehr interessanten Köpfe an günstigere Orte zu verteilen, weil als unzweifelhaft anzunehmen ist, daß Goethe sie nicht gleich nach ihrem Empfang zur Verbannung auf die Bretter verurteilt, überhaupt sie nicht eigentlich für jene bestimmt hat; erst später, wenn andere Büsten sie aus der besseren Stellung verdrängten, werden sie dorthin gekommen sein. Ebenso ist bezeugt, daß im „Deckenzimmer" (so genannt nach einer alten, besonders schweren Stuckverzierung an der Decke) einmal ein großer Schrank gestanden hat, der Handzeichnungen und kleine Kunstwerke, zeitenweis aber, statt dieser, Bücher enthielt: als dieses Zimmer noch zu den Familienräumen gehörte, stand er jedenfalls anderswo: deshalb lag kein Bedenken vor, ihn daselbst nicht zu behalten, als das Zimmer 1914 im Charakter eines mit Kunstwerken reich geschmückten Wohnraumes ausgestattet wurde, wobei seine Größe hinderlich war. Aus demselben Grunde wurde ein noch größerer Schrank aus dem letzten der östlichen Vorderzimmer entfernt und auf den Vorplatz gestellt; das „Majolikazimmer" hat dagegen seine vier ursprünglich dafür gebauten Schränke in deren alter Anordnung behalten können, nur mußten sie im Inneren mit einem dunklen Stoff ausgeschlagen werden, da ihr hellgrüner Anstrich sich mit den Farben der nächstgelegenen Wände nicht vertrug. Diese Wände hatten neu gefärbt werden müssen, wobei Goethes Forderungen für die charakteristischen Tönungen der Zimmer nach deren Bestimmung befolgt worden waren, aber es hatte nicht gelingen wollen,

die Farben, obgleich sie zum Teil noch vorhandene Farbreste auffrischten, mit jenem Hellgrün zu harmonisieren.

Eine wesentliche Hilfe bei der auf die Steigerung des Wohnlichen und Behaglichen gerichteten jüngsten Einrichtung der Vorderzimmer bot die sehr dankenswerte Leihgabe des Sanitätsrates Dr. Vulpius, der im Frühjahr 1914 den größten Teil dessen, was von goetheschem Erbe nach der Stiftung von 1886 doch noch in seiner Familie verblieben war, dem Goethehause vorläufig für 10 Jahre zurückgab. So konnte das bis dahin fast leere Urbinozimmer mit Möbeln, die nachweislich im Goethehause gestanden haben aber freilich neu überzogen worden sind, sehr ansprechend als Gesellschaftsraum eingerichtet und mit ebenfalls aus Goethes Besitz stammenden Ölgemälden reichlich ausgestattet werden; andere Teile dieser Leihgabe schmücken andere Räume und ergänzen verschiedene Abteilungen der Sammlungen.

Das kleine Eßzimmer hatte seit 1886, aus Mangel an einem anderen geeigneten Raum, als Direktionszimmer dienen müssen, die drei Christianenzimmer wurden zu wechselnden Ausstellungen von Zeichnungen und andren Kunstwerken benutzt: 1914 wurde möglich, jenes Zimmerchen seiner alten Bestimmung wieder anzugleichen und die Ausstellungen in den Anbau zu verlegen. Allerdings ließen sich die Christianenzimmer aus Mangel an echt goetheschen Möbeln nicht wieder als Wohnräume einrichten, und so dienen sie einstweilen zur Aufstellung moderner Darstellungen Goethes. Dabei ist aber dafür Sorge getragen worden, daß dieses immerhin unorganische Anhängsel dem Besucher, der von Goethes Wohnung nicht abgelenkt sein will, nur dann in die Augen fällt, wenn er es eigens aufsucht.

Gewiß, der Gesamteindruck dieses ersten Stockwerks ist ohne Zweifel jetzt der, daß es in der Tat kein Museum, sondern

eben eine Wohnung darstellt, und zwar eine solche, der die goethesche ungefähr entsprochen haben muß, da kein ungoethesches Element in ihr stört und fast alles, was man sieht, aus seinem Besitz stammt; sie charakterisiert ganz deutlich Goethe den Menschen, den Arbeiter, den Kunstfreund, den Naturforscher und den Weltmann, sie steckt voll von Zeugnissen für alle diese Seiten seiner Tätigkeit.

Und doch sind seine eigentlichen Arbeitswerkzeuge, die Sammlungen, freilich ohne daß irgendwelche Leere auffiele, nicht mehr an ihren alten Stellen! Die Ausgestaltung des Anbaues, der sie bis auf die wenigen zurückgebliebenen Reste aufgenommen hat, bot nicht geringe Schwierigkeiten. Der Anbau, in dessen Keller die Zentralöfen für das ganze Goethehaus und, der größeren Feuersicherheit wegen, auch für die beiden westlich anschließenden Häuser liegen, und in dessen Erdgeschoß der Hausmeister wohnt, enthält im ersten Stock zwei, im zweiten drei recht stattliche Räume, die von den entsprechenden Stockwerken des alten Goethehauses her ohne weiteres zu betreten sind. Es fragte sich nun, ob man versuchen solle, auch diese Gemächer als Zimmer eines Sammlers und Gelehrten auszustatten, wie Goethe sie etwa hätte benutzen können, und die Sammlungen in ihnen, sozusagen, dekorativ aufzustellen, oder ob man hier einfach museums- oder institutartige Säle zu schaffen habe? Die Erwägung, daß die erste Möglichkeit sich nur mit unechtem Material, das heißt mit nichtgoetheschem Mobiliar, würde verwirklichen lassen, übrigens aber jedenfalls zu einem geradezu spielerischen, willkürlichen, pseudogoetheschen Gebilde führen und dabei einen der Hauptzwecke des Anbaues, die Benutzbarkeit der Sammlungen, verfehlen würde, verwies sehr bald auf die Entscheidung: man müsse hier ohne irgendwelche Anlehnung an den Charakter des Wohnhauses ein möglichst praktisches und zugleich

würdiges Museum schaffen. Und da die Mittel vorhanden waren, so konnte man in der Tat, das Andenken Goethes nach Wunsch zu ehren, seinen Schätzen recht schöne und sichere Behälter geben.

Es galt zunächst, zwei Hauptgruppen von Sammlungen, klar von einander gesondert, unterzubringen und zugleich zugänglich zu machen: die künstlerische und die naturwissenschaftliche. Jener wurde das erste, dieser das zweite Stockwerk bestimmt. Stifter, deren Namen eine Marmortafel im Treppenhause des Anbaues dankbar verzeichnet, fanden sich und halfen, jeden der fünf Räume auf besondere Weise auszustatten. So entstand ein Saal, an drei Seiten von Wandschränken umzogen, in denen Goethes eigene Handzeichnungen (gegen 2000 Blätter), ferner die Handzeichnungen von Meistern aller Schulen, sowie die Kupferstiche, Holzschnitte und Lithographien seiner Sammlung liegen, jedes Blatt in einem festen Klappkarton, der es für sehr lange Zeit sichert, und in handlichem Kasten aufbewahrt. In die Schranktüren, die aus edlem Holz verfertigt sind, werden Kunstblätter unter Glas, von Zeit zu Zeit wechselnd, eingesetzt, damit auch der eiligere Besucher, der keine Zeit hat, sich an dem großen Arbeitstisch in der Mitte die Kasten vorlegen zu lassen, einen Begriff von der Bedeutung des Raumes erhält. Der noch größere Saal daneben ist für die Majoliken und die Kleinplastik, sowie für die persönlichen Reliquien aus Goethes Besitz bestimmt. Hier wird das Beste jeder Gattung hinter Glas gezeigt; weil aber von den Plaketten, Münzen, Medaillen und Gemmenabdrücken nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Teil in den Glaskästen, so groß diese auch sind, hat ausgestellt werden können, so wird auch von diesen Sachen das Gewünschte im Arbeitssaal vorgelegt. Im zweiten Stock enthält ein Zimmer den nach Goethes Ansichten geordneten Hauptteil der minera-

logischen Sammlungen, die in dem feuchten Gartenpavillon und auch in ihrem späteren Aufbewahrungsraume leider gelitten haben; in ein zweites Gemach teilen sich die sehr bedeutenden botanischen und zoologischen Sammlungen, die insofern sich selbst erklären, als Goethes Untersuchungen über die Metamorphose der Pflanzen und über den Zwischenkieferknochen durch geeignete Zeichnungen (aus seinem Besitz) illustriert werden; und der dritte, größte Raum ist hauptsächlich der Physik gewidmet. Hier stehen Goethes eigene Apparate, ergänzt durch eine Anzahl dazu gehörender, die in einem großherzoglichen Gardemöbel gefunden wurden, aber höchst wahrscheinlich aus seiner eigenen Sammlung stammen, in großen Glasschränken, zum Teil aber auch auf Tischen, neben neuen Apparaten, die zur Erläuterung seiner Forschungen in der Farbenlehre aufgestellt sind. Der Besucher, geleitet durch Anweisungen und Zitate aus Goethes Schriften, die überall angebracht sind, wo es nötig ist, kann hier (ähnlich wie im Münchener Deutschen Museum und in der Urania in Berlin) manche der Experimente Goethes nachmachen: eine Einrichtung, die besonders zum Nutzen von Studenten und Schülern gedacht ist, da die jüngste Naturwissenschaft auch auf dem Gebiete der Physik begonnen hat, Goethes Gesichtspunkte und Gedankengänge, gereinigt von Irrtümern, die zu seiner Zeit notwendig waren, zu begreifen.

Es hat der Arbeit von vier naturwissenschaftlichen Spezialgelehrten bedurft, um in diesen drei Räumen Goethe zu seinem Recht, das heißt zur kräftigen, klaren Darlegung seiner Überzeugungen zu verhelfen, und das mag oft genug gegen die eigenen Meinungen der selbstlos bemühten Helfer geschehen sein. Indessen ist ihre Mühe nicht verloren: sie haben erreicht, daß jetzt zum ersten Male Goethe als Naturforscher in Riesengröße auch dem vor Augen steht, der nicht

imstande ist, seine gelehrten Schriften zu würdigen, und daß dem Kenner aus diesen merkwürdigen Sammlungen so viele Probleme und Streitfragen entgegenspringen, daß er nur aufs höchste angeregt davongehen wird. „Et quid volo, nisi ut ardeat?“ — „Was sonst will ich als daß es flamme?“, so lesen wir auf einem altitalienischen Bildnis, das einen ernsten Mann, gedankenvoll auf ein brennendes Licht hinweisend, darstellt. Das war auch Goethes Meinung für die Zukunft seiner Sammlungen: sie sollten nicht, aufgelöst, verloren gehn, sondern erhellend weiterwirken; wie sie ihm als Wegweiser gedient hatten, so sollten sie den Deutschen, verstärkt durch seine Erkenntnisse, noch lange weiterdienen. Erst durch ihre Verlegung in den Anbau ist das möglich geworden, denn bisher ahnten ja nur Wenige ihren Umfang und ihre Bedeutung.

Durchschreiten wir nun noch, im zweiten Stockwerk des alten Goethe-Hauses, die Bildnissammlung, die um mehrere wertvolle Stücke vermehrt, um viele wertlosere (die nur auf Wunsch in Nebenräumen gezeigt werden) erleichtert worden ist, und tritt uns so zu allem übrigen Goethes herrliche und ehrwürdige Erscheinung, in einer ihm zugehörenden Umgebung, wie leibhaft vor die Augen, so scheiden wir vielleicht wirklich mit dem Zugeständnis, daß Großherzog Carl Alexanders Gedanke, den Deutschen, ja allen, denen Goethes Name nicht Schall und Rauch ist, durch Vollstreckung jenes letzten Wunsches, Goethes Vermächtnis in vollem Umfang zu überliefern, seiner endgültigen Ausführung jetzt nah und näher gebracht worden ist. Möge es in nicht allzuferner Zeit gelingen, die mancherlei jetzt noch unfertigen Arbeiten innerer Ordnung rühmlich zu vollenden!

Richard Engelmanns Goethe-Büste

Von Wolfgang von Oettingen

Als im Jahre 1913 bei den notwendig gewordenen Erneuerungsarbeiten im Goethehause zu Weimar daran gegangen wurde, die Eingangshalle in eine würdigere Form zu versetzen, als die bisher dort untergebrachte Kassen- und Garderobenwirtschaft es zugelassen hatte, da entstand sehr bald auch der Wunsch, den Raum besonders dadurch zu heben und zu adeln, daß man den Blick des Eintretenden durch die dem Haupteingang gegenüberliegende, geöffnete Flügeltür sofort in die hinter dieser Halle liegende zweite lenkte und ihn gleich dort auf etwas Bedeutendes, Erhabenes treffen ließ. Der Besucher sollte alsbald inne werden, daß er von der Straße her nicht in ein beliebiges Haus komme, sondern daß eine durch große Erinnerungen geweihte Stätte ihn empfange. Mächtiger noch als durch die beiden in die Seitenwände eingelassenen, erklärenden Marmortafeln, feierlicher als durch die Lorbeerpyramiden in den Ecken konnte seine Stimmung erfaßt und erhöht werden durch ein Bildnis Goethes selbst, wenn es von der Stelle, an der sein Leichnam aufgebahrt worden ist, dem Gast entgegenblickte. Da auf diese Weise der Geist des Ortes sich am kraftvollsten ankündigen würde, so müßten die zerstreuten Gedanken des Ankömmlings sich desto schneller sammeln und der Führung dessen anvertrauen, der in diesen Räumen gewaltet und gestaltet hat. Und wirklich findet hier, in höherem Sinne, fruchtbringenden Zutritt und Aufnahme nur der, der sich als Schüler und Nachfolger Goethes bekennen darf; wer bloß

dem Reisebuchstern folgt, bezahlt kalt seinen Eintritt und zieht ungesegnet von dannen, ein nicht zu entbehrender, aber gleichgültiger Besucher.

Nachdem entschieden worden war, daß Goethe gleichsam persönlich an der bezeichneten Stelle sichtbar sein sollte, handelte es sich des weiteren natürlich darum, auf welche Weise er darzustellen sei. An die Aufbahrung, die Coudray ihrerzeit sehr würdig angeordnet hatte, dabei irgendwie zu erinnern, verbot sich von selbst, denn ein panoptikummäßiger Eindruck wäre wohl kaum zu vermeiden gewesen; aber das stand fest, daß kein Gemälde, das bei den vorhandenen Lichtverhältnissen ganz unwirksam geblieben wäre, sondern nur ein Werk der Bildhauerkunst hier am Platze sein könne; und zwar ein solches, das Goethe in hohem Alter zeige. Denn während das Goethehaus in Frankfurt an seine Geburt und Jugend erinnert, ist das Weimarische Haus mit jedem Stück seiner Einrichtung und mit allen Sammlungen ein lebendiges Zeugnis für die Bedürfnisse, den Geschmack und die Arbeit seiner reifen Mannesjahre und seiner langen, ruhmreichen Greisenzeit; hält es doch sogar in einzelnen seiner Teile sozusagen den Augenblick fest, in dem er sterbend es verließ. Ein jugendlicher Goethe, wie Klauer oder Trippel ihn überliefert haben, wäre in dieser Halle als Fremdling erschienen; andrerseits sprach gegen die Büste von Christian Daniel Rauch (1820) und gegen die von ihr abhängigen Darstellungen die nach einem gewissen Pathos hin gesteigerte Monumentalität ihrer Auffassung, die an dieser Stelle theatralisch gewirkt haben würde; sogar Friedrich Tiecks, ebenfalls aus dem Jahre 1820 stammende, weit ruhiger gehaltene Büste erschien hier zu stilisiert und gekünstelt. Von der völlig phantastischen, gewaltig parodierenden Umdichtung des Goethehauptes, die David d'Angers 1829 nach Weimar gestiftet hat, konnte vollends nicht die Rede

sein: sie würde mit der Kraft einer donnernden Explosion ihren Standort, den stillen, bescheidenen Raum, zersprengt haben. Es galt also ein neues Werk zu ersinnen, das eigens in die besondere Halle gehörte und paßte; das vor allem die Bedingung erfüllte, daß es uns Goethe so recht als Bewohner seines Hauses verkörpere. Ein solches Werk erforderte nun einen Künstler, der bescheiden genug dachte, um auf stark persönliche, selbständige Auffassung und auf durchschlagende Wirkung zu verzichten, und der zugleich bedeutend genug war, um in engem Anschluß an die gegebenen Vorbilder, nämlich die verschiedenen Darstellungen Goethes aus dessen beiden letzten Lebensjahrzehnten, etwas bisher nicht Vorhandenes, aber doch durchaus Treues und Überzeugendes zu schaffen; der uns den ganz alten Goethe hinstellte, den weisen, würdevollen, wie er hat aussehn müssen, verklärt von geläuterten Gedanken und schon frei von jedem nach außen tretenden Gefühl seines Ruhms, ganz schlicht in sich ruhend, wie einer, der der gelungenen Erfüllung eines ungeheuren Lebenswerkes dankbar sich bewußt ist.

Der verlangte Künstler fand sich in Professor Richard Engelmann, der kurz zuvor als Lehrer für die Bildhauerkunst nach Weimar an die Großherzogliche Kunstakademie berufen worden war; er ist ein Meister des strengen Stils und verbindet mit hingebendem Studium der Natur eine ruhevolle Monumentalität der Auffassung, die nichts mehr verabscheut als die Verlogenheit der Phrase und nichts mehr sucht als eine höhere, eine idealistische Wahrheit. Ihn reizte die eigentümliche Aufgabe und er begann damit, an Ort und Stelle die Möglichkeiten ihrer Lösung zu überlegen.

Die Schwierigkeiten waren nicht gering. Zunächst lagen sie in dem Lokal selbst. Die Eingangshalle des Goethehauses ist ein fast quadratischer Raum, der durch zwei schmale, an beiden Seiten der Haustür angebrachte Fenster direktes und

aus den rechts und links angrenzenden, weit geöffneten Räumen auch indirektes Licht erhält; diese Beleuchtung wechselt je nach Tageszeit und Bewölkung, und zwar um so stärker, als sie durch Reflexe von den hohen gegenüberliegenden Häusern und von dem Pflaster des Platzes her wesentlich beeinflußt wird. So ist das Licht, das durch die geöffnete Flügeltür in die hintere Halle fällt, etwas hart und jedenfalls nicht sehr beständig; und das eigene Licht dieser zweiten Halle, die architektonisch der vorderen genau nachgebildet ist und also auch zwei schmale Fenster neben der nach außen, nämlich in den Hof, führenden Tür hat, wird in gleicher Weise durch Reflexe modifiziert. Diese neue, ganz unerwünschte Lichtquelle ließ sich jedoch abschneiden durch einen Vorhang, der die hintere Halle in die Quere teilt und zugleich einen ruhigen Hintergrund für die aufzustellende Figur bildet; er wurde, da die Eingangshalle in einem grünlichen Ton gehalten ist, von mattgrünem Sammet angefertigt. Durch sorgfältige Proben fand man dann den Platz, den eine in ihren Maßen zu der Türhöhe stimmende Figur in der zweiten Halle einnehmen muß, um noch voll in dem Lichtkegel zu stehen, der von der Eingangshalle her durch die Tür einfällt; und es ergab sich, daß die Beleuchtung an der geforderten Stelle ganz vortrefflich ist — falls eben die Sonne draußen nicht allzu ungünstig dagegen einwirkt. Immerhin gelang es also, diese lokalen Schwierigkeiten insofern zu überwinden, als schließlich doch gerade gegenüber der Eingangstür die Figur sich aus dem Dämmern eines stillen Raumes erheben und in ruhigem Lichte sich darstellen konnte, mochte dieses Licht auch stundenweise nicht eben das beste sein.

Auf eine andre Art von Schwierigkeit führte die Frage, ob Goethe, gerade als Hausherr gedacht, nicht in ganzer Gestalt dem Gast gegenüberstehn müsse? Würde der be=

zwingende Eindruck seiner Gegenwart in diesem Hause dadurch nicht bedeutend verstärkt werden? Es ließe sich einiges für eine solche Auffassung anführen, aber die Bedenken gegen sie sind weit gewichtiger. Ein idealistisch gefaßter und ebenso gekleideter Goethe in ganzer Gestalt, wie ihn etwa Schwanthalers Denkmalsentwurf zeigt, wäre in der gegebenen, in den Formen wirklich etwas nüchternen Halle gewiß recht fremdartig dagestanden und hätte so seine Wirkung verfehlt, ein realistischer aber, womöglich mit einladender Gebärde, hätte am Ende gar zu dem Wunsche verführt: es möchte statt einer Steinfigur eine Figur von Wachs, schön lebensähnlich modelliert und mit Goethes hinterlassenen Kleidern angetan, die artigste Täuschung hervorbringen. Wäre aber auch wirklich ein Künstler imstande, der Gefahr einer Erinnerung an solche Greuel vorzubeugen, so würde er doch an der Proportion Goethes scheitern müssen. Es ist bekannt, daß Goethe, im Verhältnis zu seinen Beinen, einen langen Oberkörper hatte: das hat Rietschel bei seinem Weimarischen Denkmal, auf dem hohen Sockel und durch die ablenkende Hilfe, die Schillers nahe Nachbarschaft bringt, glücklich versteckt; aber bei einer Einzelgestalt von Lebensgröße, die sich nur wenig über den Fußboden hätte erheben lassen, wäre diese Schonung unmöglich gewesen. Rauch freilich hat es, 1828, gewagt, einen realistischen Goethe in ganzer Gestalt, die Hände behaglich hinter dem Rücken vereinigt, uns hinzustellen: aber er zog ihm einen langen, deckenden Hausrock an und vor allem: er hielt die Figur in Statuettenkleinheit. Sie etwa auf Lebensgröße zu steigern und so in die Halle zu versetzen — das würde ein sackartig übles Gespensterwesen zutage fördern!

So ergab sich denn die Notwendigkeit, keine Vollgestalt, sondern eine Büste Goethes, und zwar in realistischer Kleidung, durch ein geeignetes Postament zu der angezeigten

Höhe gebracht, in die Halle zu stellen. Auch darüber konnte kein Zweifel bestehen, daß diese Büste wie auch ihr Postament aus edelstem Material verfertigt werden müsse, natürlich aus Marmor, dessen zarte Durchsichtigkeit den Figuren einen so zauberhaften Hauch des Lebensgeistes verleiht. Man entschied sich für den feinsten Stein, den Serravezza liefert, während das einfache, in den Formen jener Zeit gehaltene Postament aus dem gröber gekörnten Tiroler Marmor gebildet werden sollte, damit die Büste sich von ihm abhebe.

Nun aber blieb noch die Hauptfrage zu lösen: wie würde Richard Engelmann dazu gelangen, den überzeugenden, neuen und alten Goethe, den man sehen wollte, zu erschaffen? Wir wissen, daß alle Bildner von Goethedenkmälern, -Büsten, -Plaketten und -Medaillen, ebenso von gemalten oder graphischen Porträts, die Goethe nicht im Leben gesehn haben, vielleicht mit Ausnahme des einzigen Flatters (der ganz frei und deshalb ganz verworren verfuhr), sich an solche Original-Vorbilder halten, die ihrer Auffassung und der Altersperiode Goethes, auf die es ihnen ankommt, am nächsten stehen. Nicht anders konnte Engelmann verfahren· aber wir hörten, daß die Gruppe der Skulpturen, auf die er ihrer Zeit nach eigentlich angewiesen war, wegen ihres besonderen Ausdrucks nicht in Betracht kommen sollte. Er wußte sich jedoch zu helfen: es gab ja die ebenfalls bereits erwähnte Statuette Rauchs vom Jahr 1828; sie zeigt in der Tat den ganz alten Goethe, wie sie überhaupt die letzte zu seinen Lebzeiten nach ihm gearbeitete Skulptur ist. Allerdings wirkt sie hauptsächlich durch die Haltung, also durch die ganze Gestalt; der Kopf ist so klein, daß er an den noch dazu meist sehr mittelmäßig gearbeiteten Exemplaren, die im Handel sind, viel weniger beachtet wird. Da fand sich glücklicherweise, daß Engelmann selbst ein altes Gipsexemplar der Statuette besitzt, dessen Kopf die Züge in

ganz erstaunlicher Schärfe zeigt; sie sind, trotz der Kleinheit, so großartig und bestimmt, daß die Vermutung, hier liege ein Originalmodell Rauchs vor, wohl berechtigt sein mag, besonders da das kleine Kunstwerk aus einer Berliner Gipsgießerei, zu der Rauch in Beziehungen gestanden hat, erworben worden ist. Es galt also, der neuen Schöpfung dieses Exemplar zugrunde zu legen, zunächst aber zu erproben, wie seine Züge, auf mehr als Lebensgröße gesteigert, einer solchen, gegen Rauchs Absichten angewandten Behandlung standhalten würden.

Was zu vermuten war, traf ein: der Kopf, der durch mechanische Übertragung der vervielfältigten Maße entstand, war unerträglich und unmöglich, aber er genügte als Grundlage für die selbständige Weiterbearbeitung durch den Künstler, die nunmehr einsetzte. Das Studium der erreichbaren Original-Abbildungen des alternden Goethe hatte Engelmann zu einer summarischen Idee seines Aussehens in den letzten Lebensjahren verholfen und ihn so instandgesetzt, das zu ergänzen, was die vergröberten Statuettenzüge von Rauchs mißhandeltem Werke zu wünschen übrig ließen. Er fand, daß er bei diesem Unternehmen keinem besseren Helfer folgen könne als wiederum Rauch selber, indem er von dessen (etwas überlebensgroßer) Büste von 1820 einige Züge übernahm, die in das Bild von 1828 noch hineinpaßten — ein Verfahren, das um so mehr sich bewährte, als Rauch doch eben selbst sein späteres Werk auf Grund des früheren geschaffen und, abgesehen von dem Weglassen der 1820 beliebten monumentalen Pose, die inzwischen aufgetretenen Altersveränderungen organisch eingefügt hatte. Natürlich forderte das Ineinanderarbeiten der beiden Rauchschen Vorlagen den feinsten künstlerischen Takt und einen hohen Grad von bildhauerischer Einsicht, technischer Sicherheit und diskreter Selbständigkeit. Aber das langsam entstehende Gips-

modell, immer wieder mit der Statuette und der Büste verglichen, immer aufs neue übergangen, hier erhöht und dort vermindert, erreichte allmählich seine Bestimmung, den Kopf der Statuette trotz seiner Vergrößerung zum Kunstwerk zu machen; und nachdem Engelmann das von Gehilfen in Marmor übertragene und vorgearbeitete Werk noch gründlich gerichtet und mit allen Mitteln vollendet hatte, stand wirklich der Goethe da, den die Halle verlangte: als ein noch nicht Dagewesener den Besucher überraschend, aber allmählich ihn auch überzeugend. Die Aufgabe war gelöst.

Versuchen wir nun, nach der diesem Bande als Titelbild beigegebenen Abbildung den Kopf zu entziffern, so werden wir aus den zunächst fremdartigen Zügen sehr bald die uns eher vertrauten herausfinden.

Das erste, das uns in die Augen fällt, ist die kräftige Andeutung der Kleider. Wir sehen den umgeklappten, schwer abstehenden Kragen des warmen Hausrockes, darunter die Weste und ein um den Hals gelegtes seidenes Tuch. Der grob behandelte Rock wirkt ungemein günstig als eine Art von Abschluß oder Rahmen für die von ihm umgebene Büste, und zugleich vermittelt er geschickt den Übergang auf das (in der Abbildung nicht vorhandene) Postament. Diese Kostümierung charakterisiert schon Engelmanns Verfahren: er hat den Kopf und den Schulteransatz mit dem Oberteil der Brust aus Rauchs Statuette herausgeschnitten, dann aber die Gewandung dem neuen Material und dem neuen Abschluß entsprechend frei behandelt. Gehoben von den Maßen des Rockkragens tritt nun also das Haupt doppelt mächtig hervor: die weiche Modellierung der zum Teil schon etwas erschlafften Gesichtszüge wird vor Weichlichkeit bewahrt durch das herrliche Knochengebäude, das ihr als Grundlage dient. Die gewaltige, energisch gewölbte Stirn beherrscht das Ganze; das schon stark zurückgegangene, oben

gelichtete, seidenweiche Haar, das Goethe damals im Nacken und an den Seiten ziemlich lang und wellig trug, läßt den von tiefen Falten gefurchten Kampfplatz der Gedanken in seiner ganzen Schönheit und Bedeutung hervortreten, noch freier als es bei der Büste von 1820 geschehen konnte, wo ein starker Haarschopf in der Mitte und etwas harte Haarwellen an den Seiten den Eindruck ablenken. Die Augen sind weniger geöffnet und weniger rollend als die von 1820, sie liegen tiefer, alterhafter, und der Knochenbogen mit den Brauen über ihnen ist weniger antikisch-pathetisch gewölbt; ihr Ausdruck ist daher milder und gelassen beobachtend. Die Nase hat ihre alte Mächtigkeit, die ja schon auf den Jugendbildnissen, besonders bei den Silhouetten, auffällt, noch bewahrt, aber der kühne Schwung ihres Ansatzes geht doch schon über in eine greisenhafte Schwere der etwas hängenden Spitze, die 1820 noch bedeutend fester und voller gesehen worden war. So ist der beredte Mund auch nicht mehr so geschweift, so herausfordernd wie früher: die Oberlippe erscheint stark eingesunken, vermutlich infolge des Fehlens von Vorderzähnen (obgleich Goethe nach einer Bemerkung seines Arztes immer ein außerordentlich schönes Gebiß behalten haben soll), und die Unterlippe tritt auffallend vor, was zum Teil dem eingetretenen Prognathismus, der greisenhaften Vorschiebung des Unterkiefers, zuzuschreiben ist; das leichte Herabsinken der Mundwinkel in Verbindung mit den tiefen, aber weichen Falten, die vom Nasenflügel herab und weiter die Backe entlang ziehen, gibt dem ganzen Untergesicht etwas überaus Gütiges und Freundliches; statt der olympischen Energie des Kinns von 1820 bewundern wir hier das verhaltene Lächeln des Zeus Meilichios, dessen Herrschergewalt zu schlummern beliebt. Der Gesamteindruck des Kopfes, wenn man ihn von vorne sieht, ist wegen der uns ungewohnten, aber bei den meisten der späten, wenig

bekannten Goethebildnisse auffallenden Länge und verhältnismäßigen Schmalheit des Gesichtes gewiß etwas fremdartig; durch die Seitenansicht jedoch lernen wir ihn bald verstehn.

Haben wir uns so in die neue Büste, die sich ihrer Bedeutung entsprechend gewiß allmählich durchsetzen wird, zu eigen gemacht, so werden wir ihrem Schöpfer ohne Zweifel dankbar sein, und dankbar auch der Stifterin gedenken, die dieses Werk aus Verehrung für Goethe, unseren geistigen Wohltäter, seinem Hause gewidmet hat.

Neue und alte Quellen

Ein Stammbuchwort Goethes

Von Werner Deetjen

Im Cottaschen Morgenblatt vom 8. April 1808 wurde zum erstenmal eine Eintragung Schillers in das „Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes" veröffentlicht, die uns jetzt in allen Schiller-Ausgaben zugänglich ist, ohne daß wir Näheres über ihre Herkunft wissen. Vermutet wird, daß die Verse aus der Zeit stammen, als der Dichter seine schwäbische Heimat nach langer Abwesenheit wieder besuchte (1793/94). Der Besitzer wird im Morgenblatt als ein „nunmehr verstorbener angesehener Mann" bezeichnet.

Vor kurzem fand ich im ‚Freimüthigen' 1834 Nr. 27 eine bisher unbeachtet gebliebene Notiz, die sich auf dasselbe ungewöhnlich große, auch zur Aufnahme von Zeichnungen und dergl. bestimmte Buch bezieht. Dort heißt es im Gegensatz zu der Mitteilung des Morgenblatts: „Ein namhafter Mann, dessen Namen wir aber eben um deßhalb nicht nennen, weil er noch [d. h. 1834] lebt und uns nicht die Erlaubniß ertheilt hat, legte sich, um die Erinnerung an seine Freunde und Bekannte augenfällig zu erhalten, ein Stammbuch in prächtigem Folio an." Noch einmal werden hier die inzwischen schon bekannt gewordenen Verse Schillers mitgeteilt, außer ihnen aber ein bis dahin unveröffentlichtes Wort, das Goethe in das Buch geschrieben. Es lautet:

„Genossenes, erduldetes bereichern,
Erinnerungsgenüsse vorbereitend auch."

Der Einsender, dem das Original vorlag, sagt mit Recht von dieser Eintragung: „Es sind nur zwei Zeilen zu je drei Worten, aber wer mag Göthe in den sechs Worten verkennen!"

Vielleicht dient dieser Hinweis der Auffindung des Buches und der Erhellung der Beziehungen.

Zu dem Gedicht: Urworte. Orphisch

Von Hans Gerhard Gräf

Bisher waren von diesem Gedicht nur die drei in der Weimarer Ausgabe (Werke 3, 400 und Briefe 29, 181) genannten Handschriften bekannt. Eine vierte ist vor kurzem in dem handschriftlichen Nachlaß der Großherzogin Maria Paulowna aufgetaucht und mit diesem in die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar übergeführt worden.

Diese Handschrift, deren Einsicht ich der Güte des Oberbibliothekars, Herrn Geheimen Hofrats Dr. Paul von Bojanowski, verdanke, besteht aus zwei Quartblättern, drei Seiten Reinschrift in lateinischen Buchstaben, von Goethes Schreiber John geschrieben. Der Name des Dichters ist nicht genannt. Verbesserungen von Goethes Hand finden sich an folgenden fünf Stellen: Vers 13 hin- (aus hin), Vers 22 bang. — (aus bang.), Vers 25 wollten: (aus wollten.), Vers 36 leicht (über der Zeile nachgetragen), Vers 40 Flügelschlag! (aus Flügelschlag). Auch der Schlußschnörkel rührt von Goethe her.

Der Wortlaut stimmt überein (abgesehen von einer bedeutenden, noch zu besprechenden Ausnahme) mit dem ersten Druck des Gedichts von 1819 (1820) in Goethes Zeitschrift ‚Zur Morphologie' 1 (2), 97; der Schluß der ersten Strophe lautet also noch:

Das ändern nicht Sibyllen, nicht Propheten;
Und keine Zeit und keine Kraft zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Im zweiten Druck, der, mit einem erläuternden Aufsatz versehen, sehr bald nach dem ersten 1820 in ‚Kunst und Altertum' 2 (3), 67 erschien, lauten die drei Verse abweichend:

So sagten schon Sybillen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.[1]

Daß Goethe auf diese Änderungen besonderen Wert legte, beweist sein ausdrücklicher Hinweis auf sie im nächstfolgenden Heft von ‚Kunst und Altertum' 3 (1), 57: „Meiner aufmerksamen kritischen Freunde willen bemerke nur mit wenigem: daß in der ersten Strophe der ‚Orphischen Worte' ich einiges verändert habe, welchen Varianten ich Beifall wünsche."[2]

Was nun unsere Handschrift besonders wertvoll und interessant macht, ist die Art, wie Goethe hier und nur hier, offenbar mit Rücksicht auf die fürstliche Empfängerin, die in den fünf Strophen dichterisch erklärten fünf „Urworte" in den Überschriften ausdrückt, abweichend sowohl von den drei anderen Handschriften, als auch von allen drei Drucken. Eine Nebeneinanderstellung verdeutlicht den Sachverhalt am besten; Spalte 1 gibt die Überschriften in den bisher bekannten Handschriften und in Druck 1, Spalte 2 die Überschriften in Druck 2 und 3, Spalte 3 die Überschriften in unserer Handschrift.

[1] Es ist zu beachten, daß die Änderung „Macht" für „Kraft" in Vers 7 sich bereits, lange vor dem ersten Druck, in der an Sulpiz Boisserée am 21. Mai 1818 gesandten Abschrift findet (Goethes Briefe 29, 181, 19).

[2] Später, vor Erscheinen des dritten Drucks, 1827 in der Ausgabe letzter Hand der Werke 3, 101, hat Goethe noch eine Änderung vorgenommen und zwar in Vers 39: „Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen", der in Druck 1 und 2, wie auch in unserer Handschrift, lautet: „Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt nach allen Zonen".

1	2	3
ΔΑΙΜΩΝ.	*Δαιμων*, Dämon.	Individualität, Charakter.
ΤΥΧΗ.	*Τυχη*, das Zufällige.	Zufälliges.
ΕΡΩΣ.	*Ερως*, Liebe.	Liebe, Leidenschaft.
ΑΝΑΓΚΗ.	*Αναγκη*, Nöthigung.	Beschränkung, Pflicht.
ΕΛΠΙΣ	*Ελπις*, Hoffnung.	Hoffnung.

Hiermit sei das Gedicht, unvergleichlich wie es ist an Gehalt und Form selbst unter Goethes Gedichten, erneuter liebevoller Betrachtung empfohlen.

Ein Brief von Goethes Sohn an Nikolaus Meyer

Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf

Lieber Herr Doctor.

Sie werden recht sehr auf mich zürnen da ich Ihnen solange nicht geschrieben habe, aber glauben sie ja nicht daß ich sie deßhalb vergessen hätte. Ich bin die Ostermessen in Frankfurth bei meiner lieben Großmutter gewesen was mir sehr gefallen hat. Es war daselbst sehr viel zu sehen z. B Steinfresser u. Steinfresserinnen Reiter Schatten- u. Puppenspiele etc. Ich bin ietzt auf der Schule und sitze in Prima wo es denn auch recht gut geht. Der Lachs ist gut angekommen und wir danken Ihnen vie[l]mals dafür. Der Vater befindet sich jetzt wieder recht wohl ob er gleich am 21 dieses Monats den 6ten Anfall von den ihn sehr quälenden Krämpfen hatte dieser Anfall war aber sehr schwach und er ging schon den andern Tag wieder aus. Der Herr Geh. Rath Wolf aus Halle war einige Zeit bei uns, und ietzt ist der H. Geh. Rath Jakobi bei uns. Wir befinden uns alle recht woh[l] und grüßen Sie schönstens. Nur die Ernstine wir[d] woh[l] bald sterben denn Sie hat die Auszehrung gar sehr.

Leben Sie recht wohl und vergessen sie nicht ganz

Ihren

August v. Goethe

Weimar d. 24. Juni 1805.

In willkommener Weise werden durch diesen Brief die Zeug-

nisse vervollständigt, die wir über Goethes Befinden und häusliches Leben aus der schweren Zeit unmittelbar nach Schillers Abscheiden besitzen.

Der Adressat, Dr. med. Nikolaus Meyer, Sohn eines Senators in Bremen, hatte als Student während des Winters 1799 auf 1800 längere Zeit in Goethes Hause gewohnt und dort seine Jenenser Doktor-Dissertation ‚Prodromus anatomiae murium' ausgearbeitet. Seine Kenntnisse auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie, sein offener Sinn für die Dichtkunst, sein Verständnis für die anderen Künste, seine liebenswürdig heitere Natur hatten ihm schnell Goethes väterliche Zuneigung, Christianens herzliches Vertrauen und des kleinen August Liebe erworben. Diese freundschaftlichen Beziehungen pflegte Meyer, nachdem er sich als Arzt in seiner Vaterstadt niedergelassen hatte, treulich fort durch einen fleißigen Briefwechsel mit den Bewohnern des Goethe-Hauses, namentlich mit Christiane. Er wurde für lange Jahre der stets bereite Besorger von allerhand Aufträgen, sowohl was die Bedürfnisse von Goethes Küche und Keller, als auch was sein Interesse für Majoliken, Gemmen und andere Kunsterzeugnisse, sowie für naturwissenschaftliche Gegenstände betraf.

Im einzelnen bedarf der Brief kaum einer Erläuterung. Friedrich Heinrich Jacobi hielt sich auf seiner Reise nach München vom 23. Juni bis zum 1. Juli in Weimar auf; bedeutend äußert Goethe sich über dieses Wiedersehen mit dem alten Jugendfreunde in einem Nachtrag zu den ‚Tag- und Jahres-Heften'. — Ernestine Vulpius, die jüngere Schwester Christianens, siechte während der zweiten Hälfte des Jahres dahin und verschied am 8. Januar 1806. —

Unserm Mitgliede, Herrn Rentner Emil Wiebe in Berlin-Grunewald, in dessen Besitz der Brief sich seit langen Jahren befindet, sei für die gütige Einsendung bestens gedankt.

Immermann über den Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter

Von Werner Deetjen

Goedekes Grundriß verzeichnet in der Immermann-Bibliographie unter Nr. 73: „Düsseldorfer Briefe (1833 geplant): Putlitz 2, 71". Daß diese Arbeit von Immermann nicht nur geplant, sondern auch ausgeführt worden ist, geht aus Marianne Immermanns Biographie ihres Gatten deutlich hervor. Es heißt dort: „Indessen[1] schrieb er doch dazwischen ‚Düsseldorfer Briefe' über das Buch Rahel und die ersten Bände des Goethe-Zelterschen Briefwechsels für Härings Journal." Der Aufsatz, der bisher verborgen blieb, weil er ohne den Namen des Verfassers gedruckt wurde, erschien Sonnabend, den 9. August 1834, in der Zeitschrift ‚Der Freimüthige oder Berliner Conversations-Blatt' Nr. 157. Da es uns nicht gleichgültig sein kann, wie eine der markantesten Dichterpersönlichkeiten jener Zeit den Briefwechsel Goethes mit dem Berliner Freunde, der jetzt im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften von Max Hecker neu herausgegeben wird,[2] aufnahm und beurteilte, sei hier aus den ‚Düsseldorfer Briefen' der Abschnitt mitgeteilt, der über dieses bedeutsame Werk handelt. Wir dürfen bei der Lektüre

[1] D. h. im Sommer 1833, nachdem Willibald Alexis ihn bei einem Besuche in Düsseldorf dazu aufgefordert hatte.

[2] Die erste Ausgabe veranstaltete Fr. W. Riemer (6 Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1833/34). Immermann kann, als er die ‚Düsseldorfer Briefe' schrieb, nur die ersten beiden Bände gelesen haben.

nicht außer acht lassen, daß Immermann hier in erster Linie für Berliner Leser schreibt und daß er die Persönlichkeiten in der preußischen Residenz, die sich durch Einzelheiten des Briefwechsels verletzt fühlen konnten, zum großen Teil kannte, ja, noch mehr, daß er auch Zelter selbst im Oktober 1823 in Münster kennen gelernt hatte.[1] Das Urteil, das dieser im dritten, 1834 erschienenen Bande des Briefwechsels (S. 353) über ihn fällte, wird ihm bei der Niederschrift des Aufsatzes freilich nicht bekannt gewesen sein, vorausgesetzt, daß Mariannes Angabe über die Entstehungszeit der ‚Düsseldorfer Briefe' richtig ist.

Immermann schreibt:

„Dieses Buch hat, wie ich aus mündlichen und schriftlichen Mittheilungen schließe, eigentlich allen Leuten in's Gesicht geschlagen, und nur die alte Recensir-Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht, wenigstens keiner ostensibeln Entrüstung. Daß Göthe, der große, biedere Göthe, sich solche mitunter scharfe, herbe, bittre Dinge aus dem zarten gebildeten Berlin vorerzählen läßt, ohne dem Freunde den Text dafür zu lesen; es ist abscheulich. Dem Zelter hatte man immer nicht recht getraut, er besaß so etwas von der großen Ehrlichkeit des alten Blücher,[2] die bekanntlich nicht ganz ohne Verschlagenheit war; aber Göthe, dessen Althenteil, Auszug und Leibzucht in der Mark lag, nachdem sie seine Jugend dort nicht verstanden hatten, der durfte nicht so schlimm sein. Es ist komisch, wie sich Zelter abmüht, ihn zu einem Besuche dorthin zu vermögen, den Göthe immer versagt, ohne das eigentliche Wort des Räthsels auszu-

[1] Vgl. Eckermanns Gespräche mit Goethe. Achte Originalauflage, neu herausgegeben von H. H. Houben. Leipzig. 1909, S. 62.

[2] Eine glänzende Charakteristik Blüchers gibt Immermann in der Schrift ‚Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine, den 3. Februar 1814' (Köln. J. P. Bachem. 1838. S. 7/9).

sprechen, welches ich — mich auch wohl hüten werde, zu verrathen.

Mir haben diese Briefe das allergrößte Vergnügen gemacht. Zuvörderst freue ich mich über die Liebe zweier Alten zu einander, die sieben und dreißig Jahre hindurch in Sprechen, Schreiben, Besuchen, in Leid und Freud vorhält. Ich glaube auch gar nicht, wie man wohl gesagt hat, daß Zelter mit seinem Verhältnisse zum großen Freunde nur so habe kokettieren wollen, und daß dieser sich denn auch nur so die Huldigung gefallen lassen, halte vielmehr dafür, daß hier ein wahrer Wechselbezug in die Mitte getreten war. Der arme, geplagte Mauermeister, der die größere Zeit seines Lebens hindurch zwischen einem inneren und äußeren Rufe hin- und hergeworfen wurde, wäre vielleicht, wie Mancher, der an ähnlichen verfehlten Lebensstellungen krankt, in Mißmuth ,oder gar in Heimtücke untergegangen, hätte ihm nicht Göthe's harmonisches, glückliches Dasein einen trostvollen Halt gegeben. Und so bedurfte wieder der Andere eines ruhigen Reizmittels, wie Zelter es bot, um nicht in seinem Genügen zu erstarren. Daß auch der Spaniol, Fisch und Rüben dem gesammten Publiko aufgetischt worden, will ich gleicherweise nicht schelten; ich kenne mir nichts Thörichteres, als einen kostbar gesichteten und sublimierten Briefwechsel, der uns doch immer nur Silhouetten, statt runder Figuren, zeigt.

Merkwürdig ist der Natur-Scharfsinn Zelter's und eine Dreistigkeit des Ausdrucks, worin ihm Keiner gleichsteht, oder nur nahe kommt. In Hinsicht Ihrer Stadt möchte ich das Buch darum Diable boiteux nennen. Er schleicht ganz säuberlich hinzu, deckt von Palast und Hütte das Dach ab und sagt uns unverholen, was darunter vorgeht.[1]

Freilich hinterläßt diese Rücksichtslosigkeit, mit welcher er

[1] Vgl. Lesage, Le diable boiteux, 1707.

von Menschen redet, mit denen er denn doch gelebt, unter deren Tische er seine Füße gehabt hat, ein eigenes, herbes Gefühl.

Und diese Rücksichtslosigkeit spricht aus Briefen, die keinesweges bestimmt waren, in Portefeuillen der Andern zu vergilben, sondern die zu Buche getragen wurden, bei denen Beide schon an die Publication dachten. Aber hier müssen wir, um gerecht zu sein, an eine allgemeine Weltstimmung denken. Die Zeiten der liebenswürdigen Schonung sind vorüber, man sieht Dinge und Personen nicht mehr durchs Prisma, von schönfarbigen Rändern umzogen. Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, wenn Sie in einen Kreis traten, der nicht zu den ganz indifferenten gehörte, daß eigentlich Keiner auf den Andern gut zu sprechen war, und daß doch jeder des Andern bedurfte, gelegentlich auch alles gegenseitig geleistet wurde, was wahre Neigung zu leisten fordert? Dieser Zeit ist bei allen ihren Fehlern dennoch ein leidenschaftlicher Trieb nach Wahrheit eigen, sie opfert ihm Jegliches: Gefühl, Behagen, Delicatesse. Ohne Achtung für die nächsten Verhältnisse will jeder nur in ihnen das anerkennen, was seinen Überzeugungen vom Guten und Rechten gemäß ist; was denen widerstrebt, wird geläugnet, angefeindet, verfolgt, und wäre es am vertrautesten Freunde, am eigenen Bruder. Aber es ist schlimm; die Personen sind auch Wahrheiten, und ihre Nichtachtung rächt sich durch einen gewissen Mangel, durch ein specifisches Gefühl der Hohlheit in den individuellen Beziehungen. Ihm zu entgehn, flüchten sich weichere Seelen in völlige Einsamkeit; ein derber, wilder Geselle, wie Zelter, der die Menschen nicht entbehren kann, ißt, trinkt, singt und springt mit ihnen und macht sich hinterher über sie lustig. Es herrscht jetzt eine Schelmerei ohne Bosheit, eine Kälte ohne Kaltsinn in der Welt."

Johann Heinrich Christian Remde

Von Otto Francke

Die folgenden Aufzeichnungen des Weimarischen Kantors Johann Heinrich Christian Remde bilden eine Ergänzung jener bis zum Jahre 1890 von einem dichten Staubmantel umhüllten Schriftstücke, jener „Gefangenen der Bastille" in Weimar, die durch einen glücklichen Fund kurz vor der Feier des hundertjährigen Bestandes des Weimarischen Hoftheaters aus Jahrzehnte langem Dunkel erlöst wurden. Da sie jedoch kaum mehr als ein spärliches Licht für die Kenntnis der Geschichte dieser Anstalt bieten, so ist es erklärlich, daß Julius Wahle sie für sein Buch ‚Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung' (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 6, 1892) unbenutzt ließ. Und doch verdient die Niederschrift eines Mannes, dessen Talent, vielleicht zu höherer Leistung berufen, aber von Mißgeschick verfolgt, nicht zur vollen Entfaltung kam, an dieser Stelle ans Licht gezogen zu werden, als ein, wenn auch in etwas unbeholfener, aber doch ursprünglicher, ja zum Teil rührender Darstellung eigener Lebenserfahrungen abgefaßter Beitrag zur Geschichte vom Künstlerwollen eines hochstrebenden Menschen aus der Zeit Goethes, der ihm eine jahrelange bemerkenswerte Teilnahme entgegengebracht hat.

Wie schon Schiller, so schenkte, vielleicht in noch höherem Grade, der berühmteste Leiter der Weimarischen Hofbühne der Oper lebhaftes Interesse; freilich wurde diese durch ein

mangelhaftes Orchester und einen nicht ausreichenden Chor (der sich nach Herders bekannten Meinungsverschiedenheiten mit Goethe in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts nur zum Teil noch aus Schülern des Gymnasiums und des Seminars zusammensetzte) ungenügend unterstützt.[1] Fast gänzlich unzureichend war der Frauenchor, so daß Goethe die von Remde in Aussicht genommene und betriebene Schulung weiblicher Kräfte aus der Mitte der Bürgerschaft mit Freuden begrüßte. Allerdings hatten die eingeleiteten Bestrebungen, besonders da es an Geldmitteln fehlte, nicht den erhofften Erfolg.

Der Verfasser unserer Aufzeichnungen, seit 1816 als Lehrer der Musik am Großherzoglich Weimarischen Pageninstitut angestellt, suchte in einem Briefe an das Hofmarschallamt vom 6. Juni 1836 seiner Bitte um Aufbesserung seiner materiellen Lage durch die Beigabe einer „Biographischen Skizze des Tonkünstlers Remde" die nötige Unterstützung zu geben. Diese hier im Auszug mitgeteilte „Skizze" befindet sich in der eigenhändigen Niederschrift des Verfassers auf 15 Folioseiten unter den „Miscellanea" der Akten des Großherzoglichen Hofmarschallamtes in Weimar.[2]

Johann Heinrich Christian Remde war am 19. September 1779 in Bad Berka bei Weimar als Sohn des dortigen Lehrers geboren, dem er u. a. den ersten Unterricht im Orgelspiel verdankte, das der Vater unter der gründlichen Leitung des berühmten Organisten Knittel in Erfurt erlernt hatte. Als junger Schüler des Wilhelm-Ernst-

[1] Vgl. Wilhelm Bode, Die Tonkunst in Goethes Leben, 2. Band, S. 142 ff., 155.

[2] Für die Erlaubnis zur Benutzung des Aktenstückes sei an dieser Stelle der gebührende Dank ausgesprochen. Einen kurzen Abriß von Remdes Wirken gibt auch W. Bode, a. a. O., 2, 143/5.

Gymnasiums zu Weimar, in dessen Tertia er laut der Matrikel der Anstalt vom berühmten Rektor Michael Heinze zu Michaelis 1794 aufgenommen worden war,[1] hatte er bereits mit zwölf Jahren Gelegenheit, durch Privatstunden in der Musik seine „sehr beschränkte Existenz einigermaßen zu sichern. Das Großherzogliche Theater" — damit beginnt der wesentliche Teil seiner Niederschrift — „besaß damals noch nicht das jetzt bestehende Chor; deshalb sangen die geübtern Schüler vom Stadtchor die Chöre in der Oper, wozu denn auch ich öfter aufgefordert wurde; schon damals äußerten theatralische Proben und Aufführungen einen angenehmen Eindruck auf mein Gefühl. Mehrere Jahre nachher wurde ein geschickter Dirigent für das Hallesche Singchor verlangt." Unser Freund wurde vorgeschlagen und nahm die Stelle an, in deren Verwaltung er bald die Schwingen wachsen fühlte. So heißt es weiter: „Nach einiger Zeit ermunterten mich meine Freunde, Schillers Ballade ‚Der Taucher' in Musik zu setzen. . . . Meine Arbeit schien durch ihre leichten gefälligen Melodien zu gefallen, sodaß der Buchhändler Hendel in Halle sich bewogen fand: mir dafür ein sehr anständiges Honorar anzubieten. Ich stand nun wie Hercules am Scheidewege; denn meine angeborene Gewissenhaftigkeit ließ mich zweifeln, daß dieser mangelhafte Versuch würdig sey, durch den Druck öffentlich bekannt zu werden; andererseits aber konnte ich mir durch diesen Gewinn den längst entbehrten Hochgenuß, nämlich den Besuch theatralischer Vorstellungen — die damals in Halle selbst nicht erlaubt — aber im nahen Lauchstädter Bade durch die Großherzogl. weimarischen Hofschauspieler stattfanden, verschaffen." Auf den Rat des als Direktor der

[1] Die Stelle der Matrikel des Gymnasiums lautet wörtlich: „Johann Christian Heinrich Rempde patre cantore Berkano, annos natus XIV, recept[us] d. 25. Octobr. 1794 Class. III."

Kirchenmusik in Halle wohlbekannten Türk widmete sich Remde nunmehr fast ausschließlich der Komposition.

Hier fährt der Bericht fort: „Zugleich ließ ich mich als Student immatrikuliren, um den Vorträgen der schönen Wissenschaften beywohnen zu dürfen. Nächstdem empfahl mich Türk dem Königl. preuß. Capellmeister Reichardt, der auf seinem Gut in Giebichenstein, nahe bey Halle, privatisirte, für die Composition, sowie mir denn auch, zu fleißiger Benutzung Beider ansehnliche musikalische Bibliotheken zu Gebote standen."

Der Kampf um ein einigermaßen auskömmliches Dasein nötigte den Künstler, „die halben Nächte für die Ausbildung seiner eigenen Kunst zu verwenden." — „Zwey Freunde," so fährt er fort, „die als biedere Menschen und angehende Dichter gleich großen Werth für mich hatten, dienten mir damals besonders zur geistigen Unterhaltung. Der eine war der Sohn des Geheimraths von Gechhausen [!] zu Eisenach, dessen Tante die Stelle als Hofdame bei Ihro Durchlaucht der Frau Herzogin Anna Amalia bekleidete. Er stand unter dem Halleschen Infanterieregiment als Adjutant und war zugleich Informator der Kinder des Generals Döring; der zweite Freund, ein naher Freund und Anverwandter des Geheimraths Dellbrück, Erzieher des jetzigen Kronprinzen von Preußen, studierte Theologie."

Entbehrungen und Überanstrengungen untergruben während der nächsten drei Jahre Remdes scheinbar unverwüstliche Gesundheit, so daß er in leidendem Zustande ins Haus seiner Eltern zurückkehren mußte. Nach wiedererlangter Körper- und Geisteskraft dachte er an die Wiederaufnahme seiner Tätigkeit. In diesem Stadium seines Lebens folgte er einem Rate Reichardts, einige Jahre Berlin und später Wien zu besuchen, um, so heißt es weiter, „höhere Ausbildung durch Anhören größerer musikalischer Werke zu bewirken. Zelter

wurde in Berlin mein Lehrer, und mit den dortigen Capellmeistern Righini, Himmel, Anselm Weber und Seidel trat ich in nähere Bekanntschaft; zugleich wurde ich Mitglied der dortigen berühmten Singacademie." Die sieben Jahre seines Berliner Aufenthalts hatten auf seine musikalische Entwickelung nachhaltigen Einfluß. „Durch Übersendung der Composition einer kleinen Liedersammlung", so berichtet er weiter, „wurde ich Ihro Majestät der Königin Luise bekannt. Die Beurtheilung dieser Lieder war Zeltern übertragen worden und mochte wohl günstig für den Verfasser sprechen; aber daß derselbe ein Weimaraner war, schien das Interesse der huldvollen Königin noch zu erhöhen. Der mir unvergeßliche Zelter zeigte sich mir überhaupt als mein väterlicher Freund." Durch seine Vermittlung gelangte Remde allmählich in die gesellschaftlichen Kreise der Großstadt. Bei Gelegenheit eines Konzertes der Berliner Singakademie wurde er der Königin Luise vorgestellt. „Sie erinnerte sich da", so lautet der weitere Bericht, „zugleich meiner übersendeten Lieder, und ich erhielt nachher den gnädigsten hohen Auftrag: Hochdieselbe beym Vortrag meiner Lieder mit dem Pianoforte zu begleiten, wobey sie mir eine goldene Uhr mit Brillanten einhändigte und mich zugleich gnädigst aufmunterte, bald eine neue Sammlung von Liedern folgen zu lassen. Der Geheimrath Dellbrück ... beehrte mich mit dem Zutrauen, dem Kronprinzen Musikunterricht zu ertheilen. Dies geschah in dem unglücklichen Jahr 1806, und als wir eben gemeinschaftlich im Begriff waren, diese Stunden zu ordnen, brachte ein Feldjäger die höchst unglückliche Nachricht vom König: daß die Schlacht bei Jena verloren, und der Geheimrath mit den Prinzen des Hauses sobald wie möglich Berlin verlassen und über Stettin und Danzig nach Königsberg eilen sollte. Ich blieb zwar noch etwas länger in Berlin; um aber die

feindlichen Truppen ferner nicht zu sehen, reiste ich nach Hamburg. Später wurde Berlin von den Franzosen verlassen. Ich schrieb daher an Dellbrück, ob man wohl die Hofnung hegen dürfe, den königlichen Hof nach Berlin bald zurückkehren zu sehen? und erhielt die Antwort: daß er sehr daran zweifle, da der Feind drey preuß. Vestungen noch im Besitz hielte, bis die Contributionen völlig bezahlt wären; auch sollte sich Berlin von seinem Falle einigermaßen erholen. —

Nach Wien konnte ich nicht gehen, da später auch Österreich mit Frankreich in Krieg verwickelt wurde. Ich reiste nach Leipzig, wo ich bald darauf Sr. Durchlaucht dem Prinzen Emil von Holstein Augustenburg als musikalischer Lehrer empfolen wurde, und in dieser Stellung 3 Jahre lang blieb. Nach diesem folgte ich einem Rufe nach Memmingen in Schwaben. Bei der Durchreise dahin über Weimar, wo ich mehrere meiner Compositionen in Hoher Gegenwart des Großherzoglichen Hofes aufführte und durch dessen hohen Beifall beehrt wurde, munterte mich der höchstselig verstorbene Großherzog gnädigst auf, im Vaterlande zu bleiben, und da ich eine untergeordnete Stelle nicht gut annehmen konnte, und nach hiesigen Verhältnißen für Unterricht nur wenig bezahlt wurde, so sorgten gnädigst Ihro Kaiserlichen Hoheit die Frau Großherzogin einstweilen für meinen Unterhalt. Später erging auch ein Großherzogliches Rescript, meine Anstellung in der Folge betreffend, an das Oberhofmarschallamt. Ich blieb daher in Weimar, und um den öftern Aufforderungen, Singstunden hier zu ertheilen, Genüge zu leisten, errichtete ich eine Singakademie für Knaben und Mädchen von 7 — 10 Jahren nach Anleitung meiner Singschule, die kürzlich in Leipzig in Druck erschienen war. Schon nach Verlauf von 2 Monaten legten die Kinder in einer öffentlichen Prüfung auf hiesigem Stadthaussaal,

im Beiseyn ihrer Eltern und Verwandten p. Proben allgemeiner Zufriedenheit ab. Auch dem musikliebenden Großherzoglichen Hof war das günstige Resultat derselben zu Hoher Kenntniß gekommen, und die Hoftheaterintendanz erhielt nun den Höchsten Auftrag, über das neuerrichtete Bildungsinstitut zu berichten. Sowohl der Capellmeister Müller,[1] als auch der Geheimrath von Göthe[2] versicherten: daß dieses Singinstitut als Pflanzschule angesehen, und Sänger für die Kirche und das Theater darin vorgebildet werden könnten, und um mich in meiner Thätigkeit etwas aufzumuntern, erhielt ich einstweilen jährlich 50 Thaler Gehalt. Späterhin wurde ich von der Hoftheater-Intendanz veranlaßt, auch für erwachsene Jungfrauen zu sorgen, die im neu zu errichtenden stehenden Chor mit Erfolg angestellt werden konnten. Dies war damals eine sehr schwierige Aufgabe; denn war es mir auch gelungen, geeignete Subjecte für dieses Vorhaben geneigt zu machen, so widersetzten sich gewöhnlich die Eltern, indem sie angaben: daß das Theater auf die Sittsamkeit nachtheiligen Einfluß habe, und ihre Kinder dort leicht der Verführung ausgesetzt wären.[3] Durch öftere Aufmunterung der Hoftheater-Intendanz aber, und da mir die Chordirectorstelle wiederholt zugesichert wurde, ward mein Eifer mehr und mehr angespornt, und so gelang es denn, gegen 20 wohlgebildete Jungfrauen für diesen Zweck zu gewinnen. Der Unterricht wurde nun vervielfältigt, so daß nach einiger Zeit diese meine Schüler sich in einer angeordneten Probe, im Götheschen Hause und im Beiseyn der hohen Intendanz, schon als brauchbare

---

[1] Über Capellmeister August Eberhard Müller vgl. W. Bode, a.a.O., 2, 64 ff.

[2] Goethes Tagebücher 1811 Nov. 21 (4, 242, 26): „Abends Riemde Concert."

[3] Vgl. hierzu Bode, a.a.O., 2, 143.

Choristen erwiesen.[1] Als aber Göthe mich darauf zur Chor-director-Stelle in Vorschlag brachte, äußerten Höchstseeliger Großherzog: daß ihm ein gewißer Häser,[2] während seiner Anwesenheit in Wien, sey empfohlen worden. Die Schwester desselben hatte nämlich in Wien in einem fürstl. Hause, das der Großherzog mit seinem hohen Besuche beehrte, gesungen; diese bat nachher Höchstdenselben für ihren Bruder, der damals eine wenig einträgliche Stelle als Rector in Lemgo bekleidete, um eine Anstellung in Weimar. Die Intendanz zweifelte nun zwar nicht an der Geschicklichkeit des gedachten Hrn. Rector; ob er aber gerade als Chordirector hinlänglich befähigt sey, war noch ungewiß; auch schien es in der höchsten Billigkeit zu liegen, mir als geborenem Weimaraner, der sich überdies mehrere Jahre lang für diese Angelegenheit so eifrig bemüht hatte, und wie vorerwähnt durch Allerhöchstes Zureden eine Anstellung in Memmingen aufzuopfern vermocht worden war, den Vorzug zu geben, besonders da auch ein Großherzogliches Rescript, zu dem Behufe mir bald eine geeignete Anstellung zukommen zu laßen, schon lange beim Oberhofmarschallamt vorlag. Indeß das Fürstlich Hohe Versprechen sollte gehalten werden, und ich sah mich leider dem Ausländer hinten an gesetzt, indem Häser die Chordirectorstelle mit 500 Thaler Gehalt wirklich erhielt. Diese Angelegenheit verursachte hier damals einiges Auffsehen, besonders da einige laut äußerten: Man hätte, um jeden Theil zufrieden zu stellen, Häsern, als guten Schulmann, leicht an das hiesige Gymnasium bringen,[3]

[1] Goethes Tagebücher 1815 Nov. 29 (5, 193, 23): „Nemde Singschule."

[2] Über August Ferdinand Häser vgl. Bode, a. a. O., 2, 155.

[3] Durch Verfügung vom 19. Dezbr. 1817 wurde Häser auch Lehrer am Wilhelm Ernst-Gymnasium; ein Jahr später folgte ihm in dieser Stellung Eberwein. (S. Akten des Großherzogl. Oberkonsistoriums in Weimar III, 47, W. 29, vol. 1).

und dagegen mir, als Landeskind, der früher Gesundheit und selbst das Leben durch angestrengtes Studium auf's Spiel gesetzt habe, ... jene mehrmals zugesicherte Stelle, als wohlverdient zuwenden können. Nach allen diesen befremdete es mich nun nicht wenig, daß, als Häser die Chordirectorstelle schon angetreten hatte und nun geneigt war, noch einige Choristinnen anzunehmen, keine derselben, auf Befehl des Geheimhofrath Kirms, ohne schriftliches Zeugniß von mir beym Chor angestellt werden sollte. Ich, als Zurückgesetzter, suchte mich diesem Geschäft zwar zu entziehen, da dieses nothwendig dem dafür besoldeten Chordirector selbst zukäme, Kirms aber äußerte: Häser wäre hier noch nicht localisirt, und da ich mit diesem Geschäft hinlänglich vertraut, so möchte ich es noch übernehmen; für meine Bemühungen würde man mich besonders honoriren. Ich unterzog mich also der Sache nochmals, und zur Zufriedenheit der Intendanz, aber nicht die mindeste Erkenntlichkeit wurde mir dafür zu Theil. Die wahrhaft empörende Unbilligkeit war mit nichts zu entschuldigen und mußte jedem Billigdenkenden als höchst ungerecht erscheinen. Um mich indeß einigermaßen zu beruhigen, versicherte man mir von neuem: daß in kurzem ein neuer Etat beym Hoftheater gemacht würde, wobey mir einige hundert Thaler als Wartegeld ausgesetzt werden sollten, bis sich eine andere passende Stelle für mich fände, wie dies bekanntlich auch bey andern Collegien der Fall ist. Nachdem der neue Etat erfolgt war, erkundigte ich mich beym neuen Oberchef, dem Grafen von Edling, wegen meiner Angelegenheiten; derselbe erwiederte mir darauf: daß bereits mehrere tausend Thaler an das Theater gekommen, wobey auch ein paar hundert leicht, als Wartegeld, mir zu Theil werden könnten, aber weder Kirms noch der Capellmeister Müller hätten meiner erwähnt. Es würde nun schwer halten, da bereits der Etat geschlossen;

doch wollte er deshalb mit dem Großherzog sprechen. Höchstderselbe hatte sich dann gewundert, daß ich noch immer nicht angestellt sey, und das Resultat war: daß ich einstweilen als Lehrer der Musik beym Großherzoglichen Pageninstitut mit 100 Gulden, da eben die Caße beschränkt sey, angestellt wurde. 14 Jahr war ich in meiner Kunst mich auszubilden entfernt, 1811 kam ich nach Weimar zurück, und 1816 erhielt ich die Stelle beym Pageninstitut. Dies waren also die Früchte von mehr als 20jährigen Bemühungen."

Im weiteren bespricht Remde nun seine Erfolge in dieser Stellung, mit denen freilich die geringe Erhöhung seines Gehaltes nicht Schritt gehalten habe. Dann fährt er fort: „Bey der Einrichtung der neuen Bürgerschule [1825] wurde mein Singinstitut mit dahin verlegt. Zunächst hatte ich blos die ersten Claßen der Knaben und Mädchen derselben zu unterrichten, und bekam 150 Thlr., aber bald ersuchten mich die Eltern der Schüler in der zweiten Knaben- und Mädchenklasse auch diesen Singunterricht zu geben. Dies waren zusammen 1000 Kinder. Wenn Freunde die Schulanstalt besuchten, was häufig geschah, so verweilten sie immer zuerst und am längsten beym Singunterricht. Selbst Göthe, der früher als Intendant der Hofbühne sich meines Singinstituts ganz besonders annahm und mehrmals im Saale des Gymnasiums, wo die Übungen gehalten wurden, denselben beiwohnte, beehrte mich in Gesellschaft meines früheren würdigen Lehrer Zelter in der Bürgerschule, und Beide sprachen sich über die Fortschritte der Zöglinge lobend aus...

Auch Marie von Weber, der mich bey seinem früheren Hierseyn in Weimar durch seinen Besuch in meinem Singinstitut beehrte, endigte seinen nächsten Brief an mich, wie hier folgt:

„Ich ergreife hierbey die Gelegenheit Sie zu versichern,

„daß ich mich noch mit Vergnügen jenes Prüfungstages „als eines schönen Resultates Ihres Eifers und Kenntniße „erinnere, und daß ich mit aller Hochachtung bin Ew. Wohl-„geboren ergebener

Carl Marie von Weber."

Weiterhin spricht Remde von der Notwendigkeit einer Neuordnung seiner Tätigkeit, erwähnt auch das verständnisvolle Entgegenkommen des Oberkonsistoriums, aber erzielte doch nicht das erhoffte Ergebnis seiner Verhandlungen, so daß er sich gegen den Generalsuperintendent Röhr die Äußerung erlaubte, „daß das Institut unter Göthes früherer Aufsicht weit besser gediehen sey." Da die ersehnte Besserung nicht zu erreichen war, so nahm er seinen Abschied mit einer Pension von 100 Tlr. und „sah sich, wie von seinem zwölften Jahre an, genötigt wieder Privatunterricht zu ertheilen, um als rechtlicher Mensch existiren zu können."

Dann heißt es weiter: „Bei Gelegenheit, wo ich 1823 den Höchsten Auftrag erhielt, die Texte meiner Opern von Falk Ihro Königl. Hoheit der Frau Großherzogin Luise selbst unterthänigst zu überreichen, bedauerten Höchstdieselbe gnädigst: daß ich nach so langer Zeit (nach Verlauf von 12 Jahren meines Hierseyns) noch nicht völlig angestellt sey, und versprach mir bey vorkommendem Fall gnädigst Ihro Hohe Verwendung. Da sich hier keine Gelegenheit dazu bot, und die Capellmeisterstelle in Darmstadt eben erledigt war, so bat ich unterthänigst die Frau Großherzogin um gnädige Verwendung. Sie empfal mir Eile, wenn ich mich dorthin an Ihren fürstl. Bruder mit meinem Gesuch wenden wolle; zugleich möchte ich von meinen Compositionen beyschließen, da derselbe selbst Kunstkenner sey, sie Höchstselbst wolle mein Gesuch bey demselben besonders unterstützen. Aber leider konnte der Großherzog nicht willfahren; der mit Tode

abgegangene Capellmeister hatte 2 Jahre lang gekränkelt, und der jetzige Nachfolger hatte während der Zeit deßen Dienstgeschäfte versehen, wofür ihm schon früher diese Stelle zugesichert worden. So wandelte sich denn auch diese Hofnung für mich in Täuschung!

Da ich fast die größte Zeit mit Unterricht beschäftigt war, so konnte ich leider für meine Kunst, zu componieren, wenig unternehmen. Eine kleine Oper: ‚Die Pfirsichdiebe' hatte ich für die Großherzogl. Hofbühne geschrieben, die allgemein ansprach. Ihro Kaiserliche Königliche Hoheit, die Frau Großfürstinn, hatte ich damals, als Höchstselbst große Kunstkennerin und hohe Beschützerin derselben, unterthänigst zu der Aufführung besonders eingeladen. Der Tag der Darstellung fiel aber leider in die Fastenzeit der Griechischen Kirche, wo Ihro Kaiserliche Hoheit die theatralischen Vorstellungen nicht wohl mit Ihrem Hohen Besuch beehren konnten. Später entstanden zwischen Frau von Heygendorf und Unzelmann, die beide in dieser Oper beschäftigt waren, Mißverhältniße, wo sie gerade zu erklärte: mit demselben nicht mehr zusammen zu spielen, und so unterblieb die Widerholung dieser beliebten Oper. Der Höchstselige Großherzog bezeugte mir nach der Aufführung seine ganze Hohe Zufriedenheit, indem Höchstdieselben äußerten: Meine Oper ginge von den gewöhnlichen ganz ab, es liefen besonders keine Bekannte (Reminiscenzen) darin herum, wie jezt in den meisten neueren Opern; ich möchte recht bald die Großherzogliche Hofbühne mit einem größern dramatischen Werk beschenken. Meine Aufmerksamkeit war nun besonders auf ein tüchtiges Opern-Sujet gerichtet, und ich glaubte es in der Wahl eines klassischen Stoffs von dem berühmten Gozzi gefunden zu haben, was früher als Schauspiel in Venedig mit dem besten Erfolg aufgeführt worden. Falks gewandter Geist konnte mir aus selbigem leicht einen poetischen Opern-

text liefern. Er suchte sich dieser Mühe aber zu entziehen, vorgebend, daß die Beschäftigungen in seinem Waiseninstitut ihn daran verhinderten. Nur durch das Geschenk eines Pedals und durch ertheilten Singunterricht, was beides seinem Institut sehr wünschenswert war, fand er sich dazu geneigt; doch durfte ich, in dieser Beziehung, erst Abends nach 10 Uhr ihn besuchen. Es traf sich nun aber oft, daß ich bis 12 Uhr eines Gedichts von ihm gewärtig war, und ihn dann bei Abfassung desselben, aus allzugroßer Geistesanstrengung, der Schlaf überraschte; ich schlich mich dann still und verstimmt von ihm weg, dann mußte ich das Vergnügen zu componiren des folgenden Tages entbehren; doch wenn der späte Abend kam, wiederholte ich meinen Besuch. Die gefertigten Gesänge spielte ich ihm vor, er fand sich erheitert und aufgemuntert, die noch fehlenden Gedichte nach und nach mir zu fertigen. Als die Oper vollendet war, überreichte ich sie dem damaligen Intendanten Hrn. Stromeyer. Er fand sie gelungen und versprach dieselbe bald in Scene zu setzen. Auch Frau von Heygendorf ertheilte ihr vollen Beyfall, nur bedauerte sie: daß sie selbst die Hauptpartie, so schön sie sey, nicht singen könnte, und große Abänderungen in der Composition könnten mir wohl nicht zugemutet werden; auch würde dann das Ganze an Charakter leiden, und Madame Eberwein wäre schon wegen ihrer äußeren Persönlichkeit nicht dazu geeignet. Die Aufführung mußte hier leider deshalb unterbleiben. Um Gelegenheit zu finden, sie auf einer fremden Bühne aufgeführt zu sehen, dedicirte ich dieselbe Sr. Majestät dem König von Preußen und erhielt als Zeichen seiner Allerhöchsten Zufriedenheit einen äußerst kostbaren Brillantring. Man ists von der Berliner Hofbühne gewohnt, daß neue Opern oft längere Zeit liegen, ehe sie zur Aufführung gelangen, wie z. B. die ‚Abenceragen' von Cherubini, die volle 10 Jahre

vorher eingesendet waren; auch Hummels ‚Mathilde' hatte 5 Jahre lang gleiches Schicksal. Mein ‚Zaubersee' wurde ebenfalls bis jetzt verzögert, doch gab kürzlich der Graf von Redern zur baldigen Aufführung derselben Hofnung.

Seit einigen Jahren steht als Chef der hiesigen Großherzoglichen Hofbühne der Herr Oberhofmarschall von Spiegel mit rühmlichem Eifer vor, dem es noch außerdem zur besonderen Ehre gereicht, vaterländische Künstler in Schutz zu nehmen und ihre Erzeugnisse zur öffentlichen Aufführung zu befördern; auch meine Oper: ‚Der Zaubersee' wurde kürzlich von demselben glänzend in die Scene gesetzt und erhielt allgemeine Anerkennung."[1] Den Text zu dieser Oper hatte Remde am 19. August 1827 auch Goethe unter Beifügung des vom König von Preußen erhaltenen Brillantrings zur Begutachtung übersandt. Goethe schickte den Text nebst Beigabe mit folgendem Briefe zurück: „Bey meinen so mannichfaltigen Obliegenheiten ist es mir unmöglich, ein dramatisches Werk, besonders einen Operntext, mit gehöriger Aufmerksamkeit durchzulesen, um ein Urtheil darüber fällen zu können, besonders da ein der Musik gewidmetes Drama in doppelter Rücksicht zu betrachten ist. Daher sende, dankbar für das gehegte Vertrauen, das Manuscript zurück, nebst der schönen Gabe, wozu ich auf jede Weise Glück wünsche."[2]

Remde fährt fort: „Übrigens werde ich seit Kurzem viel-

[1] Die Oper wurde in Weimar am 26. September und am 24. November 1835 aufgeführt; in Berlin dagegen scheint sie nicht auf die Bühne gekommen zu sein, wenigstens ist sie in Teichmanns Liste der von 1771 bis 1842 in Berlin aufgeführten Opern und Singspiele (J. V. Teichmanns Literarischer Nachlaß, Stuttgart 1863, S. 406/36) nicht verzeichnet.

[2] Briefe, Band 43, Nr. 27 und S. 314. Im Tagebuch vom 21. August 1827 (11, 100, 7) findet sich die Bemerkung: „Operntext an Remde zurück."

seitig aufgemuntert, bald ein neues dramatisches Werk zu componieren, und mehrere hiesige Dichter bieten mir ihre Erzeugnisse zur musicalischen Bearbeitung an; aber ich werde leider darauf verzichten müssen, da es mir an der dazu benöthigten Zeit gebricht, weil ich meine Existenz leider durch Unterrichtertheilen zu sichern gezwungen bin.

Durch den schmeichelhaften Beifall der Kenner und des Publikum, den die Darstellung meiner Oper zu ärndten das Glück hatte, fühle ich mich jetzt mehr aufgeregt, ein neues dramatisches Werk anzufangen, und ich würde dabey besondere Rücksicht auf die hiesige Hofbühne und deren Singpersonal, sowie auf den Umfang ihrer Stimmen, als auch jedes Einzelnen Geschicklichkeit nehmen." —

Ob der strebsame Mann zu dem geplanten Werke Muße gefunden, und in wie weit er seinem Ziele nahe kam, darüber berichten weder die vergilbten Blätter der Theaterakten jener Zeit, die neuerdings im Großherzoglichen Staatsarchiv eine Unterkunft gefunden haben, noch die Akten der Pagerie des Hofmarschallamtes aus den nächsten Jahren. Gewiß ist es, der Kantor Remde war keiner von den Großen; allein als einem kleinen Stern, der sein Licht von der Sonne Goethes empfing, dürfen wir ihm wohl auch heute noch unsere Teilnahme gönnen.

Deutsches Nationalempfinden im Zeitalter unserer Klassiker

Festvortrag gehalten am 29. Mai 1915

von

Max Lenz

Inmitten des Weltkrieges, während unsere Brüder, unsere Söhne im Felde stehen und unsere Gedanken unablässig zu ihnen hineilen, haben wir uns in Goethes Stadt vereinigt, um in gewohnter Weise dem Genius des deutschen Dichters zu huldigen. Denn wir fühlen alle, daß unsere Zuversicht auf den Sieg unserer gerechten Sache nichts mehr stählen kann, als der Aufblick zu den Höhen des deutschen Geistes, dessen reinste Flamme einst an dieser Stätte brannte. Es sind Empfindungen, die uns sogar unsere Feinde gönnen, zu denen ihre geistigen Führer sich noch im Anfang des Krieges selbst bekannt haben und zu denen sie uns ganz zurückführen möchten: sie würden uns bald wieder ihre Freunde nennen, in gemeinschaftlichem Kulturbewußtsein uns an ihr Herz drücken, wenn wir uns der Pflege jener Ideale ausschließlich widmen wollten und dafür ihnen, wie vor alters, die Güter überließen, welche zählbar und meßbar sind und zwar nicht die Herzen, aber die Taschen füllen. Wir aber können uns auf diese Teilung nicht mehr einlassen. Weil wir damit dem deutschen Geiste selbst den Todesstoß versetzen würden: weil die Schätze, die uns, wie unsern Vätern, wahrlich die teuersten sind, heute zu den Gütern gehören, für welche Deutschlands Söhne kämpfen: weil auch sie nur die Macht uns erhalten und nur das Schwert über die Welt ausbreiten kann. Es hat lange gewährt, bis diese Erkenntnis Gemeingut unserer Nation geworden ist.

Als wir den nationalen Staat gewonnen hatten, glaubten wir bereits am Ziel zu sein: stark genug, um keinen anderen Wettstreit mit den Völkern der Erde befürchten zu müssen, als den um die Güter der Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Der Schöpfer des Reiches selbst hat es damals in der Spiegelgalerie von Versailles so verkündigt; kein anderer Gedanke hat in langen Friedensjahren die Nation beherrscht; Kulturpolitik war die Losung, die bis zu der Schwelle des Krieges hin von der Reichsregierung ausgegeben wurde; und erst der Krieg hat es uns zum Bewußtsein gebracht, daß alle Kultur mit den Elementen der Macht verwachsen und von ihren Geschicken abhängig ist, und daß heute jedenfalls nur die deutsche Weltmacht die Herrschaft des deutschen Geistes in der Welt verbürgen kann.

Wir aber wollen in dieser Stunde den Blick von dem Wirrsal und der Not der Zeit, wie sehr sie unsere Gedanken gefangen halten mag, hinweg und auf die Epoche richten, in welcher der Genius unserer Nation seinen erhabensten Flug gewagt hat, ohne doch von der Macht des nationalen Staates gestützt zu sein.

Denn das ist es ja, was der Epoche von Weimar ihre einzigartige Bedeutung gibt: das Hinausstreben des nationalen Genius über alle Schranken, die ihm in Staat und Kirche gesetzt waren, hinaus in die Sphäre des reinen Gedankens und eine ganz persönliche Empfindungswelt, in ein Reich der Ideale, an dem nichts mehr von Erdenschwere haften will. Der Boden, auf dem es geschah, war noch der des alten Reiches, das selbst nur eine Schattengewalt und mehr Idee als Wirklichkeit geworden war, mit seinem Kaiser, dem Semper Augustus, der keinen Schritt aus eigener Macht tun konnte, mit einem Reichstage, auf den niemand hörte, dem Reichskammergericht, dessen Beschlüssen keiner,

der Macht hatte, gehorchte, mit seiner Reichsarmee, die bei Roßbach davonlief, sowie nur der alte Fritz auf die Hosen klopfte: das „liebe heil'ge röm'sche Reich", mit dem bereits der junge Goethe, der Sohn der Reichskrönungsstadt, seinen Spott trieb. Dennoch ist den Deutschen von damals die Zumutung gestellt worden, in dieser verstaubten Herrlichkeit mit ihren zwölfhundert Souveränitäten, die sich aus der Verwesung heraus gebildet hatten, sich nicht nur wohnlich und behaglich zu fühlen, sondern auch patriotisch, reichspatriotisch zu empfinden, als ob in dem zerschlissenen Kleide die Nation Körper und Seele entwickeln könne. Der es tat, war einer der besten Deutschen seiner Zeit, ein Mann, der seines harten Herren treuer Diener war und zugleich ein Charakter, der für seine Überzeugung einstand, vertraut wie kein Zweiter mit allen Schnörkeln des Reichsrechts und Herkommens und unermüdlich tätig, es theoretisch darzustellen und auszubauen: es war in seiner Schrift ‚Vom deutschen Nationalgeist' der Schwabe Karl Friedrich Moser. Ihm aber fuhr sofort ein Niedersachse, Justus Möser, mit derbem Humor durch das Konzept, indem er nachwies, daß der Verfasser von ‚Herr und Diener' die Augen zu nahe auf dem Bilde gehabt habe, um das Ganze völlig zu übersehen. Das aber sei schon lange der Fehler unsrer deutschen Geschichtsschreiber und Publizisten gewesen, daß sie in Deutschland nichts als Herren und Diener erblicken möchten, daß ein Teil alles dem höchsten Oberhaupt zuschreibe, der andre für die Diener schreibe und streite; und über diesem Zweck denke kein Mensch daran, daß beides, der Herr und der Diener, eigentlich nur die Türwärter der Nation, keineswegs aber die wahren Bestandteile derselben seien. Der Schöpfer des ‚Nationalgeistes' sei in eben diesen Fehler verfallen. Er halte sich allein bei der Staatsintrigue auf; wenn er sein Werkchen ‚Der Geist der deutschen Höfe' betitelt hätte, so würde

solches dem Inhalt weit mehr entsprechen; denn er sehe nichts als Höfe, und werfe höchstens noch einen Blick auf die Gelehrten, welche dem Staate seine Diener zustutzen. „Allein am Hofe lebt nicht der Patriot, nicht der Mann, der zur Nation gehört, sondern der gedungene Gelehrte, der sich schmiegende Bediente, und der Chamäleon, der allezeit die Farbe annimmt, welche ihm untergelegt wird; und die Gelehrsamkeit überhaupt hat ein solches air étranger, daß sich der Nationalcharakter darunter beinahe verliert."

Das sind uns vertraute Klänge, und man hofft Großes zu hören. Wenn Möser dann aber selbst sich danach umschaut, wo der Nationalgeist zu spüren, und wie er beschaffen sei, so hat er, wie launig er sich darüber ausspricht, dafür kaum etwas anderes als ein verlegenes Lächeln, das jeder Definition ausweicht: „L'esprit de l'ensemble in einem Gemälde ist wie der esprit de physionomie; man empfindet ihn leicht, man erklärt ihn nie." Gewiß hat Justus Möser die Quellen unseres Nationalgeistes näher rauschen hören als die meisten Deutschen seiner Zeit; und niemand hat damals den Urboden unserer Geschichte so lebendig und unvermittelt angeschaut und untersucht. Blättern wir aber dann in seinen eigenen ‚Patriotischen Phantasien', so bemerken wir sogleich, daß es doch auch nur das Quellengeriesel ist, das die Erde seiner Heimat tränkte, dessen Verzweigungen er darin verfolgte, und daß sein Herz der Heimat in ihrer traulichen Enge ganz zugehörte.

In die Urzeit germanischen Wesens versetzen uns auch die patriotischen Phantasien, in denen Klopstock und die Dichterschar, die in ihm ihren Führer sah, sich ergingen. Während aber Möser unsere Voreltern auf ihren Äckern und hinter dem Pfluge aufsucht und sie fast in dem Lichte eines westfälischen Landmannes seiner eigenen Zeit mit seiner Dreifelderwirtschaft sehen mochte, suchten jene sie

an den Höfen der Cheruskerfürsten und in Idunas Eichenhainen, in Kostümen, wie wir sie heute noch auf der Bühne in Kleists ‚Hermannsschlacht' finden mögen oder in den Fresken der Festsäle unserer Rathäuser, die aber unsere Vorfahren in Wirklichkeit auch bei ihren Festgelagen kaum getragen haben werden. So hatten ja auch die Humanisten, als die ersten Erwecker eines deutschen Nationalempfindens, den König Ehrenfest und Herzog Hermann gefeiert, nur in lateinischen Versen und von der Herrlichkeit der Antike so sehr durchdrungen, daß sie alle ihre Vorstellungen daher entlehnten und die olympischen Götter selbst in die nordischen Wälder brachten. Die neuen Poeten dichteten ihre „Bardiete" in deutscher Sprache, jedoch auch noch in antiken Versmaßen, und bewiesen dadurch, wie mächtig sie in die Saiten greifen mochten, auch nur wieder die Unwirklichkeit ihrer Vorstellungen und der Leidenschaften selbst, die sie zu empfinden sich bemühten.

Nun gab es ja einen Staat in deutschen Landen, der alles das besaß, was dem Reiche fehlte: Einheit des Rechts und der Verwaltung, eine Krone, vor der jeder Widerspruch im Innern verstummen mußte, und einen König, dessen Ruhm den Erdkreis erfüllte, der einer Welt in Waffen siegreich widerstand; eine Macht, die, wohin sie vordrang, deutsches Leben weckte und ihre Kraft aus den echtesten Quellen des deutschen Geistes sog. Daß dieser Staat und sein Herrscher auf die Entwicklung der deutschen Dichtung eingewirkt, daß sie ihren ersten wahren und eigentlichen Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges gewonnen habe, und daß jede Nationaldichtung schal sein oder schal werden müsse, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruhe, auf den Erlebnissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen, hat Goethe selbst bestätigt; und gern hat man sich,

zumal es aus seinem Munde kam, auf dies Zeugnis berufen, als nun der Lebensinhalt dieses Staates sich in alle Adern der Nation ergoß und ihr die neue Lebensgemeinschaft brachte. Dennoch darf man dies Wort, das lange Jahre nach dem Tode des großen Königs und unter ganz veränderten Weltverhältnissen ausgesprochen wurde, nicht pressen und die tieferen Antriebe, die in der allgemeinen Abwandlung des deutschen und des europäischen Lebens liegen, nicht übersehen. Allerdings hat Klopstock schon 1749 den Ruhm des Königs, zu dessen Verehrung sein Vater ihn hingeführt, besungen, und wir brauchen nur die Namen Gleims und Ramlers zu nennen, nur an ‚Minna von Barnhelm' zu denken, um zu bemerken, daß die deutschen Musen den preußischen Waffen nicht abhold gewesen sind. Aber Ramler besang den Schlachtenruhm des großen Friedrich in antiken Versmaßen, und Gleims ‚Lieder eines preußischen Grenadiers' vergleichen sich den Kampfliedern eines Arndt und Körner etwa wie die nach den Regeln der Lineartaktik aufgereihten Bataillone von Leuthen den freiwilligen Jägern von 1813 und Lützows schwarzen Gesellen; nicht am Wachtfeuer, sondern beim Schein der Studierlampe sind sie geschmiedet. Auch Lessings Kriegserfahrung beschränkte sich auf die Schreibstube des Grafen Tauentzien in Breslau. Dem Tode für das Vaterland hat keiner von ihnen ins Auge geschaut, auch der Schwabe Thomas Abbt nicht, der als Professor in Frankfurt an der Oder, sich zu einem Dithyrambus darüber begeisterte. Sie standen außerhalb des Staates auch dann, wenn sie als Professoren oder Geistliche wirkten; seine Lasten und Pflichten drückten sie wenig, und an seinen Rechten hatten sie ebenso geringen Anteil. Dieser Staat hatte freilich die Macht, sie zu verpflichten, wozu er wollte; aber er ließ sie im wesentlichen ungeschoren, da sie

ja zum Kriegsdienst nichts taugten und zu den Klassen, an die er rechnete, nicht gehörten; und so mochten sie skandieren und deklamieren, soviel sie Lust hatten, wenn sie ihn nur nicht störten. Einer unter diesen Tyrtäen hat allerdings unter den Fahnen Friedrichs gefochten, und es war nicht der Geringste unter ihnen: Ewald von Kleist, in dem wir das Urbild zu Lessings Tellheim erblicken wollen. Dieser war ein Held; sein Tod beim Sturmangriff auf die russischen Batterien bei Kunersdorf hat es bewiesen; und seine Ode an die preußische Armee:

— Unüberwundnes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg den goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben! —

atmet den echten Kriegersinn; der Geist des preußischen Adels, die Stimme des Heeres Friedrichs spricht aus ihr. Aber es ist das einzige Gedicht dieser Art von ihm und nach Vers und Form jenen anderen verwandt; sogar der sanfte, idyllische Ton, der sonst in seinen Poesien lebt, klingt wieder an:

Nur schone, wie bisher, im Lauf von großen Taten
Den Landmann, der dein Feind nicht ist;
Hilf seiner Not, wenn du von Not entfernt bist.
Das Rauben überlaß den Feigen und Kroaten.

Dichtung und Heeresdienst waren eben auch für Ewald von Kleist verschiedene Welten; so wie er in Zürich bei Salomon Geßner einkehrte, um mit ihm theokritisch zu schwärmen — auf einer Reise, die er als preußischer Werbeoffizier durch die Schweiz machte, um unter den Söhnen des Landes Rekruten für seinen König zu pressen. Auch in Lessing pulsierte etwas vom preußischen Geist, und ein Leuchten wie von Friedrichs Taten geht durch seine schönste Dichtung: aber sein Lebenswerk ruht auf einem breiteren Grunde,

und seine Art zu denken erscheint mehr in dem Wort, durch das er den Patriotismus als eine heroische Schwachheit bezeichnet hat.

König Friedrich wird kaum eine Zeile von diesen Poeten gelesen haben, bei denen er ja doch nicht die leichtgeschürzte Anmut, den Witz und Sarkasmus eines Voltaire gefunden hätte. Er sah von seinem Sanssouci zu dem deutschen Parnaß nicht mit anderen Augen hinüber als seine französischen Freunde; poetische Gefühle und philosophisches Denken gab es für ihn nur in Frankreichs Sprache und Kunstform. Seine Altersschrift über die deutsche Literatur bezeugt, ebenso wie sein Urteil über Goethes ‚Götz' und das Nibelungenlied, nur sein Unverständnis für das Wesen deutscher, ja germanischer Poesie; und die Ziele, die er ihr in jener Schrift steckte, waren nur wieder die gleichen, welche die Franzosen erreicht hatten, und die ihm als die klassischen galten. Die deutschen Poeten fühlten sich gekränkt, und man kann es ihnen kaum verdenken, denn es war verschmähte Liebe, was sie empfanden; sie hatten, wie Goethe es uns erzählt, sich danach gesehnt, ihm zu gefallen, wenigstens beachtet zu werden, und sahen nun, daß er ihre Verse, auch die, welche ihm selbst galten, nicht einmal kannte. Klopstock vergaß seinen Lobgesang und warf sich zum Rächer der verschmähten Muse gegen den König auf, der fremde Fesseln trug.

Auch Lessing aber konnte unmöglich wärmere Gefühle für einen Monarchen in sich nähren, der sich weigerte, ihn zu seinem Bibliothekar zu machen, weil ein Deutscher keinen Anspruch auf ein Gehalt von 2000 Talern machen dürfe. Auf der anderen Seite aber verstehen wir auch Friedrichs abweichende Haltung. Seine Bildung war längst abgeschlossen, als die erste Frühlingssaat unserer neuen Literatur aufging. Lessing und Herder waren noch Knaben, als er schon Kron=

prinz war. Es war die Zeit, da die Besser und Canitz, die Pietsch und Gottsched die ersten hölzernen Versuche machten, um die deutsche Roheit zu überwinden — mit französischer Eleganz. Sollte er diese mitmachen? Oder dagegen anstreben, mithin in Bahnen einlenken, welche zehn und zwanzig Jahre später beschritten wurden, um dann den deutschen Genius auf die Höhe des Parnaß zu führen? An solches Vorwegnehmen der Entwicklung war noch viel weniger zu denken; wie es Goethe wiederum bezeugt hat: „Denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen.“ Vor ihm lag die Literatur, die der noch herrschenden Richtung in Deutschland als Vorbild galt, in höchster Vollendung, in klassischen Mustern, unübertrefflich in Grazie, Verständlichkeit, Esprit; die Sprache, welche Diplomatie und Literatur der vornehmen und noch ganz vorwaltenden Welt seit zwei Generationen beherrschte; eine Kultur, die von der glänzendsten Monarchie vertreten war, die Welt, zu welcher der Kasernenton am Hoflager des Vaters das barbarische Widerspiel war, in die der junge Prinz aus dem Druck der Nichtigkeiten des täglichen Daseins mit seiner nach Anmut und Schönheit dürstenden Seele sich flüchtete — was Wunder, daß er mit beiden Händen zugriff! Gewiß war auch er ein deutscher Mensch, und an den Kern seiner Seele kam Voltaire mit aller seiner Feinheit und Skepsis nicht heran. Sein Deutschtum lag in den Grundsätzen der Verwaltung, in den Aufgaben, die sich ihm aus dem Wesen seines Staates ergaben, und in der ererbten und unter dem Druck der Not von ihm selbst entwickelten Auffassung von den Pflichten seines Amtes, in der Hingebung, die er ihm widmete, in den Zielen, die er ihm stellte. Von hier aus erfaßt man den Gegensatz zwischen seiner tiefgrabenden und

Frucht auf Frucht treibenden Lebensarbeit und der zersetzenden, auflösenden Tätigkeit seiner französischen Freunde; derselbe ist so groß wie der Gegensatz der französischen und der deutschen Aufklärung. Von hier aus läßt sich daher die Brücke schlagen von dem Bewunderer Voltaires zu der deutschen Philosophie und Kritik eines Kant und Lessing — aber ausfüllen ließ sich die Kluft, wie die Dinge lagen, nicht. Friedrich ließ jene gewähren, nach seinem Wort, das auch für sie galt: daß in seinem Staat ein jeder nach seiner eigenen Façon selig werden könne — ob Kant, Lessing oder die Väter Jesu, galt ihm gleich, weil sein Staat durch sie alle nicht alteriert, sein Weg nicht gekreuzt wurde.

Von einem innerlichen Verhältnis zwischen Friedrich und seinen Untertanen, geschweige der Nation, darf in der Zeit seiner drei großen Kriege kaum gesprochen werden. Dafür war die Härte des Regiments, das Spartanertum dieses Staates zu groß, die Alleingewalt des Königs, der alle Zweige der Verwaltung in der Hand hielt, in jeden Winkel hineinblickte, seine Diener drangsalierte, keine Widerrede litt und höchstens seinem Schreiber, seinem Eichel, seine Geheimnisse anvertraute, zu stark entwickelt, stand er vor allem mit seiner französischen Bildung dem Kulturbewußtsein der Nation in allen ihren Schichten zu einsam gegenüber. Winckelmann in seiner römischen Phäakenwelt hat noch im Jahre des Hubertusburger Friedens über den Staat seiner Heimat wahrhaft furchtbare Worte gefunden: es schaudere ihn von dem Wirbel bis zur Zehe, wenn er an den preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker denke, der das von der Natur selbst vermaledeite und mit libyschem Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschen mache und mit ewigem Fluche belegen werde: „meglio farsi Turco circumciso che Prussiano“. Er konnte in der Tat nur mit Schrecken an

die Barbarei der preußischen Schulzustände unter dem alten, dem Soldatenkönig, zurückdenken, und so mag man ihm, der sich aus dem Lande der Kasernen und des Zopfes in das Land ewiger Schönheit, das seine Seele suchte, versetzt sah, dies wie anderes verzeihen. Aber auch Herder, des Schulmeisters von Mohrungen Sohn, war ein Preuße; und mag der Druck der Entbehrung auch auf seiner Jugend gelastet haben, so hat er solche Erfahrungen wie Winckelmann doch nicht mehr zu machen brauchen; in Königsberg trank er aus den tiefsten und reinsten Quellen des deutschen Geistes. Und dennoch war, sowie er den Fuß über die Grenze setzte, das Preußentum in ihm erloschen, vielleicht auch nie vorher erwacht. In der genialen Phantasie, die er auf der Seefahrt von Riga nach Frankreichs Küsten niederschrieb, baut er sich auch eine politische Welt auf, in der er seine Kulturgedanken verwirklicht sehen möchte: die baltischen Provinzen, verbunden mit Polen und Rußland, der Mittelpunkt Riga, die Protektorin „unsere Kaiserin Katharina". Von den Staaten des Königs von Preußen aber schreibt er, sie würden nicht glücklich sein, bis sie in der Verbrüderung zerteilt würden; es scheint, als ob er einen Teil von ihnen, also zunächst die eigene Heimatprovinz, diesem baltischen Reich angegliedert sehen möchte — das Ziel, dem die russischen Kulturträger unsere Ostmarken heute zuführen möchten. Und er prophezeit dem Fürsten, dessen Tatenruhm bereits den Weltkreis erfüllt, daß sein Reich wie das des Pyrrhus, zerfallen werde, und daß das meiste von dem, was er geschaffen, nur negativ wirke und darum so unfruchtbar bleiben werde, wie die französische Philosophie, die seine Akademie beherrsche.

Alle diese Männer hatten, wie sehr ihre eigenen Wege auseinandergingen, einen gemeinsamen Boden, die protestantische Religiosität, befruchtet durch tausend Keime des Jahr-

hunderts und umgebildet in seinem Geiste. Hier trifft auch Winckelmann mit Herder und Lessing zusammen, trotz seiner Bekehrung zu Roms Glauben und seiner Abkehr vom Vaterlande. Mitten im geistlichen Glanz des römischen Priesterstaates bleibt ihm das alte religiöse Empfinden unverloren. Der Dank selbst für das Glück, das ihm das Leben gebracht, führt ihn dahin zurück. „Meine Hände hebe ich alle Morgen zu dem, der mich dem Verderben entrinnen lassen und in dies Land geführt hat. Auf der Wagschale, worin wir in Gottes Hand stehen, liegt auf der anderen Schale ein Gewicht, welches wächst und fällt, wie der Herr will, aus uns unbekannten Gründen.“ Und indem er einen Freund im Unglück trösten will, fällt ihm der Vers eines Kirchenliedes ein, das er in seiner Kindheit gelernt hat, hölzern und geschmacklos in der Form, aber dem Inhalt nach echt evangelisch-deutsch:

„Ich bin ja von mir selber nicht
Entsprungen und formieret;
Nein, Gott ist's, der mich zugericht',
An Leib und Seel' gezieret,
Der Seelen Sitz
Mit Sinn und Witz,
Den Leib mit Fleisch und Beinen!
Wer soviel tut,
Des Herz und Mut
Kann's nimmer böse meinen.“

Auf diesem Grunde erwächst fortan, was immer in Deutschland zum Lichte drängt: die ganze Saat der freien und tiefen Gedanken, des Geistes, der das Wahre, Gute und Schöne miteinander erreichen und darstellen will. Überall, wo protestantische Kirchenglocken gehen, hat dieser Geist seine Heimat. An die politische Grenze bindet er sich nicht mehr; im Gegenteil, er drängt über sie hinaus in die

Welt, sowie er die Schranken, die er noch in ihnen findet, zu überwinden trachtet. Gegen das Staats- und Machtgefühl stellt er sich fast feindlich; er sucht gern die engbegrenzten politischen Gebilde auf, Reichsstädte oder kleine fürstliche Residenzen, wo die Schicht der Nation, die ihn trägt, mehr Beachtung und Vertretung findet als an den in die große Politik verflochtenen und von der in ihr vorwaltenden Klasse beherrschten Höfen. Auch an den Universitäten möchte er wohl heimisch werden; man braucht nur an Göttingen und Königsberg, auch wohl an Leipzig zu denken. Aber die Führung des deutschen Lebens, welche diese im 19. Jahrhundert an sich gerissen und auf Jahrzehnte hin, oft gegen den Willen ihrer Regierungen, behauptet haben, besaßen sie im 18. Jahrhundert noch nicht, auch Göttingen nicht, so bedeutsam Schlözers und Spittlers Stellung für die politischen Meinungen des damaligen Deutschlands gewesen sein mag. Auch der größte deutsche Professor der Zeit, Immanuel Kant, bestätigt nur jenen Satz; denn sein Auditorium an der Albertina setzte sich fast ausschließlich aus den Söhnen seiner Provinz zusammen, wozu etwa noch ein paar Balten und in der späteren Zeit Angehörige der neuen polnischen Erwerbungen kamen; aus den übrigen Teilen der Monarchie und gar aus dem Reich lassen sich seine Zuhörer an den Fingern herzählen; Fichte war durch Zufall nach Königsberg verschlagen und zu einer Zeit, wo er bereits auf eigenen Füßen stand. Die meisten deutschen Hochschulen waren mit dem alten Reich verdorrt, eingeschnürt in die Enge ihrer zünftigen Verfassungen, gefesselt an den Machtwillen der Regierungen, die sie geschaffen, um sich ihre Staats- und Kirchendiener selbst zu ziehen, jetzt aber andere Organe auszubilden begannen, die sie noch besser in der Hand hatten und darum die alten Stätten der Weisheit verkommen ließen: ein Pro-

zeß, der am Ende des Jahrhunderts so weit vorgeschritten war, daß der stärkste deutsche Staat, Preußen, von der öffentlichen Meinung vielfach unterstützt, bereits ihre Vernichtung planen konnte. Und es ist nur ein analoger Vorgang, wenn die Universität, die es allen andern in Deutschland zuvortat, Göttingen, Gründung, Pflege und Blüte dem edukatorischen Willen der hannoverschen Regierung verdankte: ist ja auch nach Jena der neue Geist von Weimar aus übergeströmt.

Auf dem Boden der Reformation ruhte auch die Monarchie, unter der Winckelmann und Herder jung gewesen waren, eben die Krone, deren Träger ihnen und allen, die ihres Geistes waren, so unfreundlich und verständnislos gegenüberstand wie sie ihm, und dessen Auffassung von Pflicht und Religion, dessen Handeln vor allem nun doch die tiefsten Wurzeln ebendort hatte, und nicht in der Skepsis Voltaires und dem auflösenden Wesen gallischen Witzes und Weltverstandes. Daß dennoch das Verhältnis zwischen dem alternden König und dem litterarischen Deutschland auch nach dem Kriege der sieben Jahre zunächst kein anderes geworden war, zeigte uns Herders Beispiel; denn jene Reise machte er sechs Jahre nach dem Hubertusburger Frieden, zu der Zeit, da Kaiserin Katharina ihren ersten Türkenkrieg führte, drei Jahre vor der ersten Teilung Polens. Auch im Reiche, zu Frankfurt etwa in der Hirschgasse, wird die Stimmung gegen den Fürsten, der dem Reich, das ihn geächtet, siegreich Trotz geboten hatte, kaum so günstig gewesen sein, wie es Goethe nach langen Jahren im Rückblick auf diese Zeiten erschien; je schärfer das preußische Schwert geschnitten hatte, um so mehr mußte man die eigene Ohnmacht fühlen und die Gefahr, die den deutschen Partikulargewalten von Berlin drohte. In Hessen und Hannover, und wo man sonst im Kriege des Königs

Partei gehalten, mochte er Freunde finden; aber über die Kreise, die politisch zu ihm hielten, wird man nicht weit gehen dürfen. Wie man im allgemeinen in diesen Jahren über den Preußenkönig dachte, lehrt ein Brief des jungen Freiherrn von Stein, den er von der Universität in Göttingen seiner Mutter geschrieben hat; er redet darin von Friedrich als dem König, der durch seine Waffen das Universum erzittern, aber seine Untertanen unter der Schwere seines Szepters seufzen lasse.

In den Vordergrund des deutschen Lebens tritt der König erst in seinen letzten Jahren, in dem deutschen Fürstenbund; und da sein Nachfolger zunächst nicht nur daran festhielt, sondern ein besonders warmes Interesse betätigte, so umgab den alten König ein um so helleres Licht. Aber die Größe, die man an ihm pries, war nicht eigentlich der Schlachtenruhm, sondern die Friedensliebe, die Reichsfreundlichkeit, die er, seitdem er seiner Gegner Meister geworden, bewiesen, die Weisheit des Regenten, der die Macht der Aufklärung geselle und nichts als die Glückseligkeit seiner Untertanen wolle. Zum erstenmal war in diesem Bunde das kleinere Deutschland gegen Österreich vereinigt, und so hat man in der Epoche unserer Einigungskämpfe darin wohl eine Vorstufe des neuen Deutschlands erblicken wollen. Die Verbündeten selbst meinten in den protestantischen Unionen gegen die habsburgische Kaiserpolitik die Vorbilder zu sehen; so war es in der Urkunde, die an den Schmalkaldischen Bund erinnerte, selbst ausgedrückt. Vor der historischen Auffassung kann jedoch weder das eine noch das andere gelten. Denn das religiöse Element, das jenen reichsständischen Verbänden den Zusammenhalt gab, war im Fürstenbunde ganz ausgeschaltet; gerade die geistlichen Reichsfürsten suchten in ihm Schutz, und man darf bei ihnen eher an Passau als an Schmalkalden denken, an Kurfürst

Moritz mehr als an Landgraf Philipp oder Gustav Adolf. Mit Bismarcks Werk ließe sich der Bund schon eher vergleichen; denn auch dies setzt die territoriale Souveränität voraus, das Libertätsprinzip, wie man im alten Reiche sagte, das die Kirche und alles geistige Leben der Pflege des Partikularstaates überließ. Aber Weg und Ziel waren beidemal radikal verschieden: Bismarck wollte in Deutschland Macht schaffen, König Friedrich die Ohnmacht erhalten, ein Reich, das überreif zum Untergange war.

Es war die Zeit, in der auch in Deutschland die politische Diskussion erwachte, weniger unter dem Einfluß dieser Vorgänge und überhaupt der deutschen Politik, als der Ereignisse jenseits des Rheins und des atlantischen Weltmeers. Die Gedanken und Schlagwörter, die in Frankreich und in den englischen Kolonien Nordamerikas Krieg und Revolution schufen, nahmen auch in Deutschland Köpfe und Herzen gefangen. Aber auf dem deutschen Boden setzten diese Keime, wie alles, was aus der Fremde kam, Blüten und Früchte an, die sich von denen ihres Ursprungslandes weit unterschieden. Niemals sind feurigere Dithyramben auf Freiheit und Republikaner-Herrlichkeit angestimmt, glühendere Anklagen gegen die Tyrannen erhoben worden, als in Schillers Jugenddramen. Aber was drüben wie Brandraketen wirkte, wurde in Deutschland ein buntglühendes Feuerwerk, Spiel der Phantasie, das ungefährlich und ungefährdet blieb, weil der Wille zur Tat fehlte, wie die Möglichkeit der Ausführung. Die „Tyrannen", die der junge Dichter angriff, waren eher geneigt, sich an den Stücken, in denen ihre Verbrechen der Welt preisgegeben, zu ergötzen, statt den Verfasser zu verfolgen, oder sie erfuhren überhaupt nichts davon. Nicht um der ‚Räuber' willen — des revolutionärsten Dramas, das in deutscher Sprache geschrieben ist — verließ der junge Dichter flüch-

tig die Heimat, und in den sächsisch-thüringischen Bereichen, aus denen später Fichte infolge seines Atheismusstreites weichen mußte, nahm man dem zugewanderten Dichter, der nicht einmal Landeskind war, die feurigen Deklamationen seines Marquis Posa nicht übel. Als literarische, nicht als politische Ereignisse (wie etwa Beaumarchais' ‚Figaro' in Paris) wurden diese Stücke aufgenommen und fanden Bewunderung in Kreisen, gegen die ihr Verfasser nicht den Finger aufzuheben hätte wagen dürfen. Und dennoch traf er damit sogar hier auf Stimmungen, die auch der politischen Tendenz seiner Dichtungen nicht ganz fern standen; denn sie entsprachen Reformbestrebungen, welche damals die europäische Welt erfüllten. Auch die geistlichen Stände im Reiche, ja diese besonders, gaben ihnen Raum, weil sie nur so den Abstand zwischen sich und den großen Häusern zu verringern und sich zu behaupten hoffen konnten; sie wollten Macht gewinnen, wie jeder andere, und mußten darum nach modernen Formen des Staatslebens suchen; die Aufklärung war ein allgemein empfundenes politisches Bedürfnis. Darum dachte doch niemand daran, dem Reiche selbst zu nahe zu treten; ein jeder kehrte vor seiner Tür, gerade damit es wohl in dem Hause stehe, das allen das gemeinsame Obdach bot, aber man fürchtete im Grunde kaum, daß es zusammenbrechen werde. Die Sorge, die man etwa hegte, kam von Osten, von Wien her, aber der Fürstenbund verscheuchte sie; über den Rhein sah man mit Spannung und vielfach mit Sympathie hinüber, Gefahr sah man dorther noch weniger nahen: die Feindschaft mit den Seemächten, der Krieg für die amerikanische Freiheit, die inneren Nöte und die Reformversuche dagegen schienen den Hof von Versailles aus der Reihe der deutschen Gegner gestrichen zu haben. Von einem Reichspatriotismus darf man auch an den deutschen

Höfen nicht sprechen; was sich so nannte, war nichts als die Angst der Schwäche und Ohnmacht, oder die Hoffnung, der Wunsch jedenfalls, sich zu erhalten. Die meisten im Reich dachten wie der Zechbruder „Frosch“ in Auerbachs Keller: „Dankt Gott mit jedem Morgen, daß ihr nicht braucht für's röm'sche Reich zu sorgen“. Aber auch die vom Sturm und Drang berauschten Poeten waren von dem Gedanken an einen im Namen von Freiheit und Republik zu errichtenden nationalen Neubau weit entfernt. Ihr Zorn richtete sich weit mehr gegen den in Schule und Kirche ihrer Heimat herrschenden Zwang, als gegen die Ordnung des Reiches, an die sie selbst nichts band.

Dies war der Druck, unter dem die jungen Schwaben Schiller und Hegel, Hölderlin und Schelling litten, mochte er von dem Tübinger Stift oder von der Stuttgarter Karlsschule, von orthodoxen Professoren oder dem aufgeklärten Despotismus ausgehen, unter dem sich ihr Genius, der unhemmbare, emporrang, Phantasie, Empfindungswelt und Gedanken in ihnen Leben und Gestalt gewannen. Nicht nach Umbildung des Reiches, sondern nach Abwerfung des Joches, das sie drückte, sehnte sich die deutsche Jugend. Ihre Ideale waren universaler Natur, nicht nationaler. Sie wußte noch gar nicht, was Macht war, und hielt dafür, daß das Schwertrecht dem Vernunftrecht weichen müsse; die Machtlosigkeit selbst war das Ideal ihres Staates, seine Auflösung das letzte Ziel, das sie der Menschheit, der unter der Fahne der Humanität vereinigten, setzte. Also mußte ja wohl das Reich, das zum Schattenstaat geworden war, ihrem Ideal am nächsten kommen? In der Tat, wenn Schiller in der Rede, mit der er im Mai 1789 sein Amt als Professor der Geschichte in Jena antrat, den Frieden in der europäischen Staatenwelt, an den er wie jedermann glaubte, immerhin durch einen ewig geharnischten Krieg gehütet

sah und die Selbstliebe der Staaten als den Wächter über den Wohlstand der anderen deutete, schrieb er dennoch dem Schattenbilde des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, die Kraft und Aufgabe zu, ein nützliches Staatensystem durch Eintracht zusammenzuhalten und die durch untreue Hände entstellte Religion in der verklärten Form der deutschen Philosophie zu behüten.

Dies aber war das Jahr, der Monat selbst, der allen ihren Träumen Erfüllung zu bringen schien. Das Unerhörte geschah: die Nation, deren Kultur die europäische Gesellschaft Generationen hindurch beherrscht hatte, gegen die sich der deutsche Genius soeben siegreich erhoben, stellte sich in ihrer Gesamtheit unmittelbar auf den Grund eben der Gedanken, für den jener focht. Wer hätte in dem Rausch dieser Tage ahnen können, was die Zeit in ihrem Schoße trug! Daß alle diese Ideale von Freiheit und Weltbeglückung und den Rechten der Menschheit sich ins Gegenteil verkehren, daß sie nur dazu dienen sollten, um die Nation, die sie vor sich her trug, ganz auf sich selbst zu stellen, sie mit neuer, nie gesehener Kraft und Leidenschaft erfüllen, Krieg und Eroberung, Blut und Entsetzen über die Welt hin tragen würde! Dennoch blieb im Reich zunächst alles, wie es war. Man las und übersetzte die Zeitungen und die Reden der neufränkischen Volksführer; Mirabeaus, Lafayettes, Sieyès' und bald auch der Lameths Namen waren in aller Munde; man nahm Partei für die einen oder die anderen; aber ihre Gedanken auf das Reich und seine Institutionen zu übertragen, rührte sich keine Hand. Unbekümmert um das, was jenseits des Rheins in Scherben ging, walteten Göttingens Professoren als die berufenen Hüter des Reichsrechts ihres Amtes, baute Pütter an seinem tausendgliedrigen System fort, schrieb Gatterer an seinen Geschichtskompendien und zog Schlözer die Sünden der kleineren Stände vor das Tribunal, das

der Gestrenge in seinen ‚Staatsanzeigen' errichtet hatte. Wenn an der Hannoverschen Universität schon im zweiten Jahre der Revolution der Wind umsprang, so lag dies an englischen Einflüssen, die dort immer bemerkbar waren; wie denn überhaupt die öffentliche Meinung sich je nach der Haltung der Regierungen wandelte. Auch in Berlin, wo man zunächst der französischen Bewegung ein nicht geringes Wohlwollen entgegengetragen, änderte sich die Stimmung mit der Politik der Regierung. Starken Eindruck machte überall im Reich der vergebliche Fluchtversuch der königlichen Familie im Juni 1791, der auch in Frankreich den Riß gewaltig vertiefte, auch dies übrigens wieder im Zusammenhang mit einer Verschiebung der allgemeinen Politik. Damals änderte Wieland seine bis dahin günstige Meinung über die Revolution, während Johann Heinrich Voß noch fest blieb. Doch hielt auch Wieland noch im Sommer 1792 sich zu den Girondisten; erst der 10. August, die Erstürmung der Tuilerien, stieß ihn ab. Herder fand um diese Zeit noch die härtesten Worte gegen die absolutistische Monarchie und sprach von dem heiligen und gerechten Kriege des neuen Frankreichs gegen die Bedränger seiner Freiheit. Die Hinrichtung des Königs warf ihn und die Meisten herum. Fichte jedoch, der Wanderer, der von der Scholle Gerissene, hat noch in dem ersten Jahre des Schreckens zwei Apologien für Geist und Ziel der Revolution geschrieben; er stand damals unter dem Einfluß seiner Züricher Verwandten; bei ihnen und in einer kleinen norddeutschen Republik, in Danzig, hat er sie vollendet. Die Tyrannei Robespierres trieb auch ihn, der nun in Jena Ruhe gefunden, von den Verfälschern seiner Ideale hinweg; es war die Zeit, wo die revolutionäre Flut der Ebbe überall Platz machte.

Denn längst hatte die Revolution ihr wahres Antlitz ent=

hüllt. Im August 1791 hatte bereits das Reich, dessen Rechte und Besitztitel im Elsaß sie angetastet, Stellung gegen sie genommen, im Gefolge der beiden deutschen Vormächte, die im Frühling 1792 den Krieg über den Rhein trugen. Aber was niemand in der politischen Welt geahnt, geschah: das in Anarchie gestürzte Frankreich entwickelte Kräfte, vor denen die geschulten Heere des alten Europa zurückwichen. Wenige Wochen darauf waren die Soldaten der Revolution bereits in des Reiches Grenzen. Noch einmal gelang es, den deutschen Boden zu befreien; doch der Versuch, das Feuer auf dem eignen Herd zu ersticken, mißlang zum zweitenmal, und fortan war kein Halten mehr: die Koalition und das Reich selbst brachen auseinander; im Frieden von Basel sicherte Preußen sich und seinen norddeutschen Mitständen für zehn Jahre die Existenz — um den Preis der Rheingrenze und des Abfalls von den Bundesfreunden, deren Schirmherr es gewesen. Aber der Donnergang der Zeit ließ sich nicht aufhalten. Stoß und Gegenstoß folgten einander unablässig, und jede Waffenpause zeigte Frankreichs Macht ungebrochen oder stärker als vorher; am Abschluß aber des Dezenniums war das Reich vernichtet, untergegangen, der Rheinbund gegründet, und hielt Napoleons Weltmacht die Grenzen umlagert, hinter denen der Staat Schutz gesucht hatte.

Und mit dem Zusammenbruch des alten Deutschland brach auch der Glaube an das Reich, die Zuversicht auf den Schutz, den man in ihm zu finden gehofft, nieder, und verflogen die patriotischen Wallungen, denen man sich zur Zeit des Fürstenbundes hingegeben hatte. Versuche, den Gemeingeist zu beleben, ein Nationalgefühl angesichts der gemeinsamen Gefahr zu erwecken, waren gemacht worden. Ihre Träger waren Mitglieder des alten Fürstenbundes, wie Markgraf Karl Friedrich von Baden und kleinere Stände

des Westens, zum Teil wieder geistliche Fürsten; doch wollten nicht mehr alle mittun, und der kaiserliche Hof wollte nichts davon wissen, während Preußen schon an seinen Sonderfrieden dachte. Ein Projekt, das schon im Fürstenbund erwogen war und mit dem damals Herders Name verknüpft gewesen, tauchte wieder auf: ein „Fürstenkonzert", zu dem man eine „Galerie schöner Geister", Dichter, Professoren und Publizisten, Goethe und Wieland an der Spitze, hinzuzuziehen gedachte, die besten vom deutschen „tiers-état", wie ein Betreiber dieser Idee, Hans Christoph Ernst von Gagern, sich ausdrückte. So hoffte man die öffentliche Stimmung bearbeiten und lenken zu können, in wunderlicher Verquickung zukunftsreicher und absterbender Gedanken.

Aber in dem Kampf um die Existenz, vor den sich jeder gestellt sah und jeder nur bei sich selbst Rettung finden konnte, zerstoben solche Pläne wie Seifenblasen; mit dem Schattenreich verfielen auch die reichspatriotischen Gefühle und Reformideen dem Reiche der Schatten, und das „Rette sich, wer kann" blieb schließlich die einzige Losung. Alles Kleine, Überlebte, Vermorschte war verloren. Erhalten und erhöht wurden die Starken, wenige Geschlechter, deren Wurzeln tief in dem Boden der Reichsgeschichte hafteten. So wurde, wie längst schon der Norden, auch der Süden Deutschlands, die Stämme, auf denen das Reich in der Zeit seines höchsten Glanzes geruht hatte, in wenigen starken Händen zusammengefaßt und auch hier die Pfeiler in den aufgelockerten Boden gesenkt, auf denen heute des Deutschen Reiches Kraft mit beruht. Der sie gründete, der die Beute verteilte, Kronen, Kur- und Herzogshüte vergabte, war der neufränkische Konsul und Kaiser. Wollen wir also der Bauherren des neuen Deutschlands gedenken, so dürfen wir unter ihnen Napoleon nicht vergessen. Er selbst hatte ein Interesse daran, nur wenige,

in sich gefestigte Mächte zur Seite zu haben, mit denen er rechnen, auf die er sich verlassen konnte; ein zerbröckelndes Reich konnte ihm nur lästig fallen; klare einfache Maße, denen analog, die Frankreich angenommen, war, was er brauchte; er setzte auch darin, wie in allem und jedem, was er tat und schuf, das Werk der Revolution fort, an das er gefesselt war. Aber auch für seine Vasallen galt das gleiche; auch sie mußten den Wirrwarr, der in ihre Hände gefallen, ordnen, was trümmerhaft, hinwegtun, und das Lebensfähige heranziehen; nur so ließ sich die Macht entwickeln, durch die sie sich in dieser Welt des Kampfes behaupten konnten, und die ihr Protektor von ihnen verlangte. Es war die fortschreitende Verleugnung des Reichsgedankens und seines Rechtes, die Vollendung des Prinzips der „Libertät", die immer der Weg zur Auflösung des Reiches gewesen war. Wenn aber in den alten Tagen dies Staatsprinzip mit der Hemmung der Evangelisierung des Reiches sich gedeckt und durch die Kombinierung mit dem Prinzip der territorialen Konfessionalität der katholischen Restitution zur Basis und größten Förderung gedient hatte, so nahm die Entwickelung jetzt den umgekehrten Lauf. Denn wie hätte etwa Bayern im Besitz des protestantischen Frankens und der oberschwäbischen Reichsstädte noch an der alten bajuvarisch-katholischen Politik festhalten können! Napoleon selbst hätte es niemals erlaubt. Nur durch Anschmiegen an die Gedanken des Jahrhunderts, die auch der französische Kaiser nirgends verleugnete, konnte Bayerns skrupelloser Minister Graf Montgelas seinen Staat in der notwendigen und befohlenen Bahn erhalten. Freilich, auch Karl Friedrich von Baden, der alte Fürstenbündler, der fast das beste Los gezogen hatte (um das siebzehnfache wurde sein Land vergrößert), konnte sein neues Großherzogtum nach Aufnahme des österreichischen Breisgaus und der zahlreichen Splitter des geistlichen alten

Deutschland nicht mehr nach der Weise seiner protestantischen Vorfahren regieren; aber das Übergewicht fiel in Baden, wie überall, doch den Kräften zu, welche das protestantische Deutschland hervorgebracht und in dem Geiste des Jahrhunderts umgebildet hatte. Es war die Fortsetzung der reformierenden Bestrebungen, die wir schon vor 1789 in der politischen Welt Deutschlands wahrgenommen haben, nur weit umfassender und tiefer greifend. Gerade die Münchener Regierung bemühte sich, den protestantischen Häusern, die an sich schon durch die Säkularisation den Vorrang vor dem katholischen Element im Reich gewonnen hatten, es gleichzutun, und setzte förmlich ihren Ehrgeiz darein, die Bauernsöhne Oberbayerns, die „auf geistlich" studieren wollten, mit dem modernen Geist zu nähren. In der Gründung der bayerischen Akademie mit Schelling als Präsidenten, in der Berufung Savignys nach Landshut und so vieler anderer Lehrer protestantischer Universitäten an die bayerischen Hochschulen und Gymnasien, und in deren Ausstattung mit den reichen Mitteln, welche die Beute aus den geistlichen Stiftern gewährte, fand diese Tendenz ihren Ausdruck. Wäre es der Regierung des Grafen Montgelas, wie es einen Moment nahe war, geglückt, auch Fichte für Landshut zu gewinnen, so hätte (denn auch Hegel fand in Bayern Zukunft und Stellung) das Dreigestirn, das nach Kants Tode am philosophischen Himmel Deutschlands glänzte, in den Jahren der deutschen Erhebung einem Lande des Rheinbundes angehört. Auch Karl Friedrich kamen für die Reformen der „Ruperta" die Spolien aus den Kirchengütern zustatten; im Norden hielt Göttingen sich aufrecht; und für Halle sorgte verständnisvoll der preußische Kabinettsrat Beyme. Aber sonst konnten die protestantischen Universitäten Ähnliches nicht bieten, und so kam es auf ihnen zu einer förmlichen Auswanderung nach den neu dotierten Schwester-

anstalten, unter der besonders Jena schwer zu leiden hatte, mehr gewiß, als unter dem Wegzug Fichtes, dem man den Rückgang der Universität zuzuschreiben pflegt. Indessen blieb doch der Norden Deutschlands, das Mutterland der Reformation, der Boden, auf dem der deutsche Geist seine schönste Blüte entfaltete. Alle die Stätten höchster deutscher Bildung lagen innerhalb der Demarkationslinie, welche die norddeutschen Reichsstände gegen die kämpfende Welt abschloß: Hamburg und Göttingen, Königsberg und Berlin, und so auch noch Weimar und Jena. Und niemals waren die Saaten höher und reifer aufgegangen. Wohin wir schauen, bemerken wir ihr Sprießen und Rauschen. In Preußen hatte der neue deutsche Geist auch in der vornehmen Welt, die unter Friedrich noch nach des Königs Weise der französischen Bildung gehuldigt, auch bei Hofe (man denke nur an die Königin Luise) seinen Einzug gehalten; selbst die Akademie war deutsch geworden, und der alte Minister des großen Königs, Graf Hertzberg, war dabei ihr Wortführer gewesen; die Auflösung der französischen Kolonie, der Antrag der Berliner Judenschaft um Aufnahme in die christliche Gemeinde (der dann freilich an der Forderung der Taufe scheiterte) waren Äußerungen derselben Bewegung.

Nur einmal hatte sich seither im Lauf der Geschichte der Genius unserer Nation mit so ursprünglicher Macht entfaltet, zwei Jahrhunderte zuvor, als Luther seinen Weckruf an das Gewissen der Christenheit erhoben hatte, damals freilich mit noch tieferer und weiter wirkender Kraft — die halbe europäische Welt hatte er durchdrungen. Aber schon taten sich aufs neue die Pforten der Nationen des Nordens und des Ostens vor dem Andrang auf. Gleich Einheimischen wurden Männer wie Klopstock und Niebuhr, Arndt und Fichte auf den Universitäten und den Pfarrhöfen Dänemarks

und Schwedens aufgenommen; in deutschen Versen schrieben dänische Dichter; ein Norweger, jener Henrik Steffens, wurde ganz zum Deutschen, der „erste Freiwillige" des Freiheitskrieges, wie man ihn genannt hat. Deutsche Hauslehrer fand man in Rußland bis zum Ural, deutsche Professoren lehrten in Wilna und Charkow, wie in Petersburg und Dorpat. Für den deutschen Geist bedeutete auch der Rhein keine Grenze; in Frankreich selbst wurde ihm Tribut entrichtet, nicht bloß von der Madame de Stael, Neckers kluger und lebensfroher Tochter, die mehr die Neugierde der Reisenden als innere Teilnahme nach Deutschland brachte, sondern von Männern wie Villers und Chamisso, die, dem Geschicke, das sie aus dem Vaterlande hinwegführte, folgend, in das Innerste des deutschen Herzens drangen und aus ihm heraus zu schöpferischer Produktion gelangten.

Und dies alles, während die alten Formen des deutschen Staates zusammenbrachen und die Fremden im Lande geboten; als habe die Zerstörung der politischen deutschen Welt kommen müssen, gerade damit die Nation ihrer geistigen Einheit, welche sie im Jahrhundert der Reformation verloren, auf dem alten, doch umgeschaffenen Grunde neu bewußt werde: im Zusammenhange mit der allgemeinen Politik und über den Kopf der Nation hinweg, nach dem Willen der Machthaber, die sich dabei nicht einen Deut um die Wünsche und Stimmungen ihrer Untertanen kümmerten, selbst aber wiederum den Geboten politischer Notwendigkeit, eines unerbittlich waltenden Schicksals folgten.

Stellen wir uns einmal vor, welche Wirkung solche Vorgänge heute auf unser Volk ausüben würden: sei es der Verlust territorialer Selbständigkeit, oder der Raub eines Stückes deutscher Erde durch die Fremdlinge, oder Eingriffe in die politischen Rechte, oder gar in die religiösen Überzeugungen. Wir brauchen ja nur an das zu denken, was wir

täglich erleben, an die bis auf den Grund der Nation, bis in die letzte Hütte reichende Gemeinsamkeit des nationalen Willens, bis zum letzten Blutstropfen einzustehen für deutsches Land, deutsche Ehre und deutsches Gewissen: um die Spannung zwischen dem nationalen Empfinden jener und unserer Zeit, die ungeheure Entwicklung zu begreifen, die der nationale Gedanke seitdem durchmessen hat. Damals konnte eine der trefflichsten deutschen Frauen, Goethes Mutter, dem großen Sohne davon schreiben, wie gleichgültig es ihr sei, wer das rechte oder das linke Rheinufer besitze, wenn es nur ihren Lieben in Weimar gut gehe: „Das stört mich weder im Schlaf noch im Essen". Wer hatte die heilige deutsche Erde und den Kampf für sie, die „löwenmutige Liebe zum Vaterland", schöner besungen als Hölderlin! Aber eben dieser drückt sich in einem Brief an seinen Bruder, auch er von Frankfurt her, kaum anders über den Einfall der Neufranken in seine schwäbische Heimat aus als Frau Aja.

Die geistig Großen unseres Volkes waren sich dieser in die erhabene Sphäre geistiger Freiheit erhobenen Einheit der Nation durchaus bewußt, und so auch der Macht des neuen deutschen Geistes. In diesem Sinne hat Fichte kurz vor dem Ende der Epoche von Basel in seinem Reformplan für Erlangen ein geistiges Kommerzium für das ganze Deutschland mit Freizügigkeit der Professoren und Studenten gefordert, eine Gelehrten-Republik, in der der deutsche Staat allein noch Existenz habe; Dalberg, den Erzkanzler des alten Reiches, dem von daher die Pflege der geistigen Interessen vor anderen obliege, denkt er sich als Präsidenten; und, ausgreifend wie immer, plant er Eroberungszüge noch über die Grenzen des alten Reiches hinweg, wie über den Rhein, so über Weichsel und Leitha bis zum Ural und den Karpathen.

Wer aber war die Nation, und wo finden wir sie, an die

Jene dabei dachten, an deren Zukunft sie glaubten, für die Schiller und Goethe dichteten, an die Fichte seine Reden gerichtet hat, aus deren Tiefen sie alle das Gold des deutschen Gemütes, die Schätze des deutschen Geistes ans Licht zu bringen bemüht waren? Die Antwort, die sie selbst geben, könnte uns fast erschrecken. Als einen Verächter des deutschen Publikums bekennt Schiller sich in einem Brief an Fichte vom 4. August 1795. Nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums kann er sich denken. An seiner Veränderung zu arbeiten, nicht aber seine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernste Plan seines Lebens; er würde sich für sehr unglücklich halten, für dieses Publikum zu schreiben, wenn es ihm überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publikum zu schreiben; niemals wird er eine Schule gründen, noch Jünger um sich versammeln. Fichte hält dies Ziel dennoch fest. Mit der zornigen Wucht seines Wesens will er das gegenwärtige Zeitalter der Verwesung, die er vor Augen sieht, entreißen; der Zwingherr zur Freiheit will er werden: der Dichter der Freiheit flüchtet sich ganz in der Ideale Reich. Er hat die hohen Bilder, die er einst angerufen, denen er in seinem Liede an die Freude, in dem Gesang an die Künstler die berauschendste Huldigung, seine prangendsten Verse dargebracht, nicht vergessen; sie erscheinen ihm verklärter als je zuvor. Aber der Gedanke, sie bereits vor ihrer Verwirklichung zu sehen, wie weit er ihn immer gehabt haben mag, ist ihm verflogen; denn der große Moment fand ein kleines Geschlecht. Nation und Volk ist vor der Menschheit ihm ganz Idee geworden und sein Publikum ein erträumtes. „Deutschland aber, wo liegt es?" Und die Antwort: „Ich kann es nicht finden; wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf." Mit vollem Bewußtsein hat Schiller sich der neuen Richtung ergeben. In den ‚Horen' verkündigte er ihr Programm: Ausschluß aller Staats- und Re-

ligionsmaterien, die nach Kants Zeugnis die deutsche Leserwelt mehr als alles andere interessierte; in den letzten Tagen des Jahres 1794 hat er es niedergeschrieben, wenige Wochen vor dem Abschluß des Friedens von Basel. Daß der Friede, der Norddeutschland und damit die Stätten unserer klassischen Dichtung vor dem Weltkriege elf Jahre bewahrte, dazu gehörte, um wie in einem rings umfriedeten Garten den Blütenflor zur vollen Reife zu bringen, hat schon Ranke bemerkt. Unzweifelhaft mit Recht. Und die Gemeinschaft mit Goethe, die mit der Epoche von Basel zusammenfiel, mußte in dem Dichter des Marquis Posa die schon begonnene Richtung verstärken. Auch von ihr gilt recht eigentlich das Wort Hermanns: „Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschüttrung, Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern, fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.“ Wohl nehmen wir in den Dichtungen unserer beiden Größten in diesem Jahrzehnt den Widerschein des Brandes wahr, dessen dunkle Lohe den Welthorizont umsäumte; aber es ist nur wie ein Wetterleuchten; fernab hört man die Donner rollen. In symbolischen und allegorischen Kompositionen werden, nach Wilhelm Scherers feiner Bemerkung, die großen Abwandlungen der Zeit gedeutet; selbst da, wo, wie in dem schönsten Idyll unserer Literatur, die Gegenwart uns unmittelbar anblickt, erscheint sie in der traulichsten Enge und weitab von der „fürchterlichen Bewegung“; so ist der Vers Homers die rechte Form, in der diese deutsche Dichtung gestaltet ist.

Der Beginn des Jahrhunderts, der für die kontinentalen Gegner der Revolution den Frieden der Ermattung brachte, für das Reich die Ruhe vor dem Tode und den beiden mächtigsten Nationen das Ringen um der Welt alleinigen Besitz zu überlassen schien, verstärkte nur diese Stimmung. Jetzt erst, wo der Deutsche aus einem „tränenvollen Krieg“ ruhmlos

urückkehrt, erhebt sich der Glaube an die ideale Nation zu seiner erhabensten Gestalt; in Worten von unvergänglicher Schönheit hat ihn der Dichter gefeiert.

Das ist der Glaube, zu dem sich auch Humboldt bekannt hat, dem er mit den Freunden in Weimar Altäre baute, der ihn auf seinen Reisen durch die Trümmerstätten des alten Europas begleitete und ihn auch in dem Zusammenbruch des eigenen Staates nicht verließ, den er als sein Allerheiligstes im Herzen sogar dann noch bewahrte, als er an dem geistigen und politischen Neubau Deutschlands schaffen half.

Schiller hat die Schicksalsstunde nicht mehr erlebt, welche das halkyonische Zeitalter unserer Poesie abschloß, und deren Blitz und Donner unmittelbar auf die Stätten niederfuhr, an denen er geweilt hatte. Aber die Krisis, die einen Augenblick Tod und Vernichtung gedroht, ging so rasch vorüber, als sie gekommen war; so wie einen im wildesten Strudel umhergeworfenen Nachen eine glückliche Strömung plötzlich in ein stilles Fahrwasser treibt, so erging es den Menschen von Weimar: kaum aus dem Gewoge des Kampfes gerettet, sahen sie sich schon in dem gesicherten Hafen des Rheinbundes und auf der Seite des Siegers. Fortan gehörten ihre Interessen, ihre Meinungen, man möchte fast sagen, ihre Herzen dem Kaiser, dessen Eisenfaust Preußen zerschlagen hatte und bereits der ganzen Nation Wege und Ziele anwies. Die Stimmung, welche in diesen Jahren deutscher Knechtschaft die weitesten Kreise unseres Volkes beherrschte, hat wenig gemein mit den Erinnerungsbildern, welche auf die Nachwelt gekommen sind; denn schon die Mitlebenden beeilten sich zu vergessen, was sie getan und gemeint hatten. Weimar macht darin keine Ausnahme. „Da es einmal so steht, so wünsche ich von ganzem Herzen den Franzosen ferneren Sieg und baldigen Frieden", so schrieb

nach der Schlacht von Jena der jüngere Voß an Schillers Witwe. Niemand in Jena und Weimar nahm die Hasenjagd übel, welche Napoleon in den Tagen des Erfurter Kongresses seinen fürstlichen Gästen auf den Feldern gab, wo Preußens Heer zwei Jahre zuvor geblutet hatte; beglückt über die gnadenvolle und liebenswürdige Haltung des Kaisers berichtete von den Festen in Weimar Knebel an Hegel, der in Bamberg eine Rheinbundzeitung redigierte. Und diese Stimmung dauerte bis tief in das Jahr, das die Macht des Gewaltigen stürzen sah. Erst seine Niederlage bei Leipzig hat endgültig damit aufgeräumt. Von hier aus müssen wir auch Goethes Stellung zu dem Kaiser und allen Ereignissen der Zeit auffassen, deren man so oft mit Tadel oder Trauer zu gedenken pflegt. Aber nur so wird die Einheit seiner Weltanschauung begreiflich; man müßte ihn aus allen Voraussetzungen seines Wesens und Wollens, wie aus seiner Umwelt ganz herausheben, wollte man Empfindungen von ihm verlangen, die ein politisches Nationalbewußtsein in sich schlössen. Gerade die Stärke und die Originalität seines Geistes offenbart sich darin, daß er nicht, wie es der Welt Lauf ist, mit den Erlebnissen sich wandelte.

Es läßt sich aber nicht vorstellen, wie es anders hätte werden sollen, solange das System Napoleons sich behauptete; erst die Erschütterung desselben konnte Wandlung schaffen. 1808 ist das Jahr, in dem diese Krisis eintrat: seit dem spanischen Aufstand und recht eigentlich seit den Tagen von Erfurt, denselben, da der Kaiser der Mitwelt auf dem Gipfel seiner Macht erschien.

Die Kämpfe, die sich daran entzündeten, die Vorstellungen, die Lebensformen und Lebensanschauungen, die sich unter deren Druck ergaben, die Wandlungen in der deutschen Poesie selbst, die damit eintraten, gehören nicht mehr zu dem, was wir unter der Epoche unserer klassischen Litera=

tur zu begreifen das Recht haben. Möge es mir dennoch gestattet sein, mit ganz wenigen Worten noch die Gegensätze zwischen den Gefühlsrichtungen der romantischen und der klassischen Epoche im Zusammenhang mit der Abwandlung der politischen Welt anzudeuten.

Der Anstoß dazu ging aus von der katholischen Kaisermacht, gegen die sich die politische Welt Deutschlands und der Geist der klassischen Epoche gewandt hatten, von der Erhebung Österreichs gegen Napoleon im Frühjahr 1809. Aber den mächtigsten Widerhall fand der Aufruf, den Erzherzog Karl bei seinem Einbruch in Bayern an die Nation richtete, nicht in Österreich (es sei denn in Tirol), sondern im Norden, in eben dem Staat, der im Kampf mit Habsburgs Macht emporgekommen war und den Kaiser mit der Nation im Frieden von Basel im Stich gelassen hatte. Und dies gilt nicht allein für die militärisch-politische Welt, sondern auch für die der freiwaltenden Phantasie. Begonnen hatte diese Wendung schon, als Preußen der Katastrophe von Jena entgegengerissen wurde; schon im Jahre des Friedens von Tilsit schilt Hegel auf das Geschwätz eines Literaten über die Vortrefflichkeit des katholischen Mittelalters, welche bekanntlich nirgends als in Norddeutschland erfunden worden sei. Jetzt gehen Poesie und Publizistik Hand in Hand; die Poeten selbst sind oft Publizisten, und politisch charakterisiert ist, was sie schaffen, wie fernab von den Ereignissen des Tages ihre Stoffe liegen mögen, und wenn sie dieselben aus der Tiefe des Mittelalters herausholen. Der gewaltigste unter ihnen, Heinrich von Kleist, schafft sein Größtes auf diesem Boden; auf diesem Herde entfachte sich mit immer dunklerer Glut die Flamme seiner lodernden Leidenschaft. Großenteils entstammen sie den Kreisen, welche noch vor einer Generation der deutschen Literatur fern geblieben waren; Söhne des preußischen

Adels oder Männer, die zu der Beamtenwelt Beziehungen haben, führen den Reigen. Des Reiches Untergang war an sich für die Bewegung sekundär; erst die Zertrümmerung des Staates, in welchem zum erstenmal seit Jahrhunderten deutsche Kraft sich entwickelt hatte, schuf die Empfindungen der Scham und des Zornes über die Vernichtung des Vaterlandes; weil hier ein politischer Verband aufgelöst war, in dem sich der Wille zur Macht entfaltet hatte, empfand man den Druck der Knechtschaft und erhob man sich von neuem und um so glühender zu dem Willen zur Macht, der der Nation ganz abhanden gekommen war und allen politischen und nationalen Phantasien der überwundenen Epoche gemangelt hatte. Nun umgab ein verklärender Schimmer sogar die entschwundene Majestät des alten Reiches; was im Leben niemals vorhanden gewesen war, seinen Ideen und seiner Geschichte selbst von Grund aus widersprach, ward ihm jetzt zugemessen: die nationale Bedeutung und die Herstellung des Kaiserreiches ward fortan das Ziel nationaler Sehnsucht.

So kam es, daß noch die Romantik eine Schöpfung, ich sage nicht, des protestantischen Geistes, aber des protestantischen Bodens und seines Staates ward. Als Protestanten, Söhne Norddeutschlands, sind sie alle geboren, Kleist und Arnim, Müller und Gentz, Schenkendorf und Novalis, Tieck und beide Schlegel, mögen sie auch für die Maria, die reine Magd, und die Süßigkeiten des römischen Glaubens schwärmen und einzelne unter ihnen gar den Schritt über die Kluft, die ihnen unter den Nebelschleiern ihrer Phantasie verborgen blieb, getan haben; wo der katholische Geist sich regt, wie 1809 in Bayern, wird er sofort ultramontan, und erst in der nächsten Generation erhält er mit Görres seinen großen Führer.

Auch jetzt aber ist es nur eine dünne Schicht der deut-

schen Welt, in der diese Gedanken emporstreben, und kaum anders ist es mit den politischen Ideen, die in den Freiheitskriegen erwachsen. Auch sie sind gestaltlos und dogmenlos, seltsam sogar in den Plänen eines Freiherrn von Stein, wunderlich geradezu in den Phantasien eines Jahn und selbst eines Ernst Moritz Arndt. Und dennoch sind von allen, die wir nannten, von beiden Generationen, der klassischen wie der romantischen, Kräfte ausgegangen, welche das neue Jahrhundert erfüllt und den Geist, das Leben und den Staat der Nation durchdrungen, erbaut und zu der ehernen Kraft erhöht haben, durch welche wir heute imstande sind, dem ungeheuersten Druck, dem je ein Volk ausgesetzt ward, siegreich zu widerstehen. Denn die Macht, welche in der Welt sich behaupten wird, kann niemals leben ohne Gedanken, welche sie über sich hinausführen und mit den Sternen, mit der Welt der Ewigkeit verknüpfen.

---

30. Jahresbericht
(Geschäftsjahr 1914/15)

Aus Anlaß der Jahresversammlung am 6. Juni 1914 wurde am Vorabend im Großherzoglichen Hoftheater ein Konzert im Stile von Goethes Hausmusik veranstaltet, das, nach einem von Max Friedlaender (Berlin) aufgestellten Programm, unter gütiger Mitwirkung von Frau Wanda Landowska (Berlin) und Carl Clewing (Berlin), einen überaus genußreichen, stimmungsvollen Verlauf nahm. Das Textbüchlein, dem die beigefügten umfangreichen musikgeschichtlichen Erläuterungen Max Friedlaenders weit über den Tag hinaus Bedeutung und Wert verleihen, ist als Beilage zum Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Band 1 auch denjenigen Mitgliedern zugänglich gemacht worden, die nicht am Konzert selbst teilnehmen konnten.

Zu der sehr zahlreich besuchten Hauptversammlung am Vormittag des 6. Juni (im Saale der Armbrustschützen-Gesellschaft) hatten sich auch Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog und die Frau Großherzogin von Sachsen eingefunden. Seine Exzellenz Freiherr von Rheinbaben (Coblenz), als neuer Präsident, eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache:

„Ew. Königlichen Hoheiten bitte ich, namens der Gothe-Gesellschaft Gruß und Huldigung darbringen zu können, gleichzeitig auch den Dank für alle Förderung und Huld, der wir uns auch diesmal zu erfreuen das Glück haben. Ew. Königlichen Hoheiten haben diesmal die Wartburg in

freundlicher Gastlichkeit zur Verfügung gestellt. Wir erblicken darin einen neuen Beweis der Huld, die allezeit das Großherzogliche Haus allem zugewendet hat, was Goethe heißt, und was seinem Dienst geweiht ist. Die mehr als ein halbes Jahrhundert währende Freundschaft von der einen Seite, die tiefste Verehrung von der anderen Seite, die einst Carl August mit Goethe verband, sie ist nicht nur von Segen für die damalige Zeit selbst, sondern für alle Zeiten gewesen. Das Großherzogliche Haus hat die Schätze, die Goethe hinterließ, nicht nur zu wahren gewußt, sondern sich allezeit werktätig in dem Bemühen gezeigt, diese Schätze der deutschen Nation zu erschließen, sie teilnehmen zu lassen an dem Werke, das unvergleichlich ist. Wir Nachlebenden danken dem Großherzoglichen Hause aus tiefstem Herzen für diese Teilnahme und geloben, weiter wirken zu wollen, angespornt durch dieses Beispiel!

Ich habe selten in meinem Leben das Wort mit einem solchen Bangen ergriffen wie heute, mit einem Bangen, gemischt mit tiefer Trauer, daß wir den Mann nicht mehr an dieser Stelle sehen, der vor mir hier stehen durfte, Erich Schmidt. Seine volle Hingabe an Goethe, sein umfassendes Wissen und Wirken im Sinne Goethes, seine frohe und franke Gestalt, die auch äußerlich an Goethe erinnerte, machten ihn berufen, Goethe als oberster Priester zu dienen. Wenn er auch dahingegangen ist, so lebt doch sein Andenken weiter, dauernder als Stein und Erz. Ich freue mich, daß auch Nachkommen Erich Schmidts hier unter uns sind, denen wir nochmals unsere Trauer übermitteln dürfen.

Noch mit einem anderen Bedauern habe ich das Wort ergriffen. Nachfolger Erich Schmidts zu sein, ist wirklich keine leichte Aufgabe. Ich bin mir wohl bewußt, wieviel mir dazu fehlt. Als junger Mensch, als ich den ‚Faust‘ in mein Herz einzuprägen suchte, habe ich freilich manchmal

gewünscht, ein Diener Goethes zu werden. Goethe sagt ja: „Was man in der Jugend begehrt, hat man im Alter die Fülle.“ Die Erfahrung pflegt sich nicht immer ohne Verdienst einzustellen, und als Diener des preußischen Staates habe ich die Erfahrung gemacht, daß der Dienst den Menschen ganz in Anspruch nimmt und keine Zeit läßt, sich in anderen Dingen weiterzubilden. Ich bitte deshalb von Herzen um Ihre Unterstützung, meine Herren Vorstandsmitglieder, und um Ihre Nachsicht, meine Damen und Herren. Ich bin der Ansicht, daß der Dienst im Geiste Goethes nicht nur eine Ehre und Freude, sondern überhaupt eine hohe Aufgabe ist.

Wer mit prüfenden Augen die Entwicklung in unserem Vaterlande beobachtet, der wird bemerkt haben, daß ein Geist, der uns früher fremd war, das Volk durchzieht. Man strebt nach Erwerb und Genuß, der Idealismus früherer Tage fehlt. Ein guter ausländischer Beobachter Deutschlands sagte einmal, ihm sei nichts merkwürdiger, als daß aus dem Deutschland Hegels ein Deutschland Bismarcks wurde. Trotz dieser Entwicklung beobachtet man ein tiefes Sehnen nach dem alten Idealismus, nach dem Brunnen, aus dem der Idealismus fließt. Wenn dafür gesorgt wird, daß dieser Brunnen nicht versiegt, so kann sich die Goethe-Gesellschaft einen großen Teil dieses Verdienstes zumessen. Und wir dürfen uns auch nicht nur an einen kleinen Kreis Eingeweihter wenden, sondern an den großen, breiten Kreis der Gebildeten und nach Bildung Strebenden. Ich gehe noch einen Schritt weiter: wir wollen auch die Jugend wieder in den geheiligten Bann Goethes ziehen. Wieviel Idealismus lebt noch in unserer Jugend, wenn sie richtig gelenkt wird! Ich sprach gelegentlich mit einem rheinischen Freund über diesen Gegenstand und darüber, den Schülern der Lehranstalten, die sich

auszeichneten, Werke Goethes oder solche über Goethe als Prämie zu schenken, um die jungen Seelen auf die Bahn Goethes hinzulenken. Der rheinische Freund stellte mir sofort für diesen Zweck zehntausend Mark zur Verfügung. Ich erwähne das nur als Ansporn für weitere Spenden. Wenn wir die Goethe-Heiligtümer immer noch besser ausstatten und erschließen wollen, so läßt sich das nur machen, wenn wir genügend Geldmittel zur Verfügung haben. Geld ist nicht nur im Krieg erforderlich, sondern bei jeder gemeinnützigen Arbeit. Vor allem bitte ich auch, neue Mitglieder zu werben, denn die Zahl ist im letzten Jahre um ein Weniges zurückgegangen. Lassen Sie uns immer weiter wirken, das Andenken Goethes hoch und heilig zu halten, damit der Segen seiner Werke und seiner unvergleichlichen Persönlichkeit in die weitesten Kreise des Vaterlandes strömt. Goethe sagt: „Es gibt eine Freundschaft des Herzens, sie ist der Liebe verwandt." Lassen Sie uns mit Goethe verbunden diese Freundschaft pflegen und ihr dienen immerdar."

Den Festvortrag hielt Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Roethe (Berlin) über das Thema ‚Goethes Helden und der Urmeister'. Der Vortrag findet sich abgedruckt im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Band 1.

Dem Schatzmeister, Oberbürgermeister Dr. Donndorf (Weimar), wurde nach Vortrag der Jahresrechnung für 1913 die Entlastung ausgesprochen.

Geheimer Regierungsrat Dr. von Oettingen (Weimar) erstattete wegen Behinderung des unterzeichneten Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses den Jahresbericht und gab im Anschluß hieran einen kurzen Überblick über die Entwicklung der seiner Leitung unterstehenden Anstalten und Sammlungen: des Goethe-National-

Museums, der Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und des Goethe- und Schiller-Archivs.

Der von Dr. B. Gaster und O. Forst (Antwerpen) eingebrachte Antrag: dem „Deutschen Schillerbund" zur Veranstaltung regelmäßiger Nationalfestspiele für die deutsche Jugend am Weimarischen Hoftheater jährlich 1500 Mark vom 1. Juli 1914 ab, zunächst auf die Dauer von sechs Jahren, zur Verfügung zu stellen, fand durch Bewilligung eines einmaligen Beitrags von 1500 Mark Erledigung. Ein weiter vorliegender Antrag von Dr. Kastan (Berlin) auf Abänderung der Satzungen konnte nicht zur Verhandlung kommen, weil ihm die in § 7 der Satzungen vorgeschriebene Begründung fehlte.

Am Nachmittag des 6. Juni wurde der geplante Ausflug nach der Wartburg unternommen, wo Oberburghauptmann v. Cranach, Frau Geheime Justizrat Mittenzwey u. a. in dankenswerter Weise die Vorbereitungen zur gastlichen Aufnahme getroffen hatten. Über das glückliche Gelingen dieser vom schönsten Wetter begünstigten Veranstaltung herrschte unter den Teilnehmern nur Eine Stimme der Befriedigung.

Bei der Feier zur Enthüllung des von den Deutschen der Stadt Chicago im Lincolnpark daselbst errichteten Goethe-Denkmals am 13. Juni legte namens der Goethe-Gesellschaft Universitätsprofessor Julius Goebel (University of Illinois) einen Kranz am Denkmal nieder; dem Denkmalverein wurde ein Glückwunschtelegramm gesandt.

Für die Wiederherstellung des Lotte-Hauses in Wetzlar ist ein Beitrag von 100 Mark bewilligt worden.

Von Band 11 der Schriften (‚Gedichte von Goethe in Compositionen seiner Zeitgenossen'), der vergriffen war, ist ein Neudruck in 500 Exemplaren hergestellt worden, so

daß dieser Band den Mitgliedern, die ihn noch nicht besitzen, auf Wunsch zu dem festgesetzten Preise von 5 Mark geliefert werden kann.

Die Schrift für 1914 (Band 29), „Zwanzig Zeichnungen alter Meister aus Goethes Sammlung', deren Abschluß sich infolge der Einberufung des Museumsdirektors Dr. Mayer zum Heer verzögerte, ist den Mitgliedern inzwischen, soweit dies bei den obwaltenden Zeitverhältnissen möglich war, zugestellt worden.

Von der im Insel-Verlag erschienenen Volks-Goethe-Ausgabe ist 1914 eine 3. Auflage von 20000 Exemplaren hergestellt worden. Der Ladenpreis stellt sich jetzt etwas höher als bisher, er beträgt bei Pappband 7 Mark, bei Leinen 9 Mark, bei Halbleder 14 Mark.

Zum Besten notleidender Schriftsteller und Schriftstellerinnen ist vom Vorstand ein Beitrag von 4000 Mark aus den Mitteln der Gesellschaft bewilligt worden, der mit anderen uns zu diesem Zweck überwiesenen Gaben (2000 Mark von Exzellenz Freiherrn von Rheinbaben und 1000 Mark von einer Dame in Coblenz) an die „Weimar-Sammlung" abgewährt worden ist und von dieser, unter Mitwirkung eines Vertreters der Goethe-Gesellschaft, zur Linderung der durch den Krieg hervorgerufenen Notstände verwendet wird.

Unserm Ehrenmitgliede Professor Adolf von Donndorf (Stuttgart) war es vergönnt, im September 1914 das goldene Hochzeitsjubiläum und am 16. Februar 1915 seinen 80. Geburtstag zu begehen. Es war uns eine Freude, ihm die Glückwünsche der Gesellschaft hierzu übermitteln zu können.

Der Mitgliederbestand ist infolge des Krieges etwas zurückgegangen. Am Schluß des Jahres 1914 waren vorhanden: 3 Ehrenmitglieder, 49 lebenslängliche und 3448

sonstige Mitglieder, zusammen 3500 (Bestand zu Ende des Vorjahres: 3624).

Nachstehend folgen die Berichte über die finanzielle Lage der Gesellschaft (A), über das Goethe-National-Museum (B), über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schiller-Archiv (C).

A.

Der Rechnungsabschluß für 1914 gestaltete sich, wie folgt:

Die laufenden Einnahmen bestanden in

35 700,00 M.	Jahresbeiträgen der Mitglieder,
50,00 „	außerordentlichem Beitrag,
3 977,96 „	Kapitalzinsen,
729,40 „	Erlös für „Schriften" (530,05 M.) u. a. m.
40 457,36 M.	

Diesen Einnahmen standen folgende Ausgaben gegenüber:

10 016,08 M.	für das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Band 1,
2 292,17 „	für die „Schriften" [57,12 M. nachträglich für Band 28 (Aus Ottilie v. Goethes Nachlaß, Briefe und Tagebücher bis 1832), 76,20 M. für 20 Exemplare der Volks-Goethe-Ausgabe, 1 129,90 M. für den Neudruck von Band 11 (Gedichte von Goethe in Compositionen seiner Zeitgenossen), 1 028,95 M. auf die „Schrift" für 1915],
520,39 „	für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft,
6 171,81 „	Beiträge für die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung", den „Deutschen Schillerbund", die „Weimar-Sammlung" zum
19 000,45 M.	zu übertragen.

19 000,45 M.	Übertrag.
	Besten notleidender Schriftsteller und Schriftstellerinnen,
3 915,19 „	Kosten der Hauptversammlung und des Ausflugs nach der Wartburg,
5 708,02 „	Sonstige Verwaltungskosten,
1 931,10 „	von dem 2000 M. betragenden „Dispositionsfonds“, nämlich 600 M. an das Goethe-National-Museum und 1000 M. an das Goethe- und Schiller-Archiv zu Ankäufen, 331,10 M. für den Druck von M. Friedlaenders Konzertprogramm vom 5. Juni 1914 als Beilage zum Jahrbuch,
5 624,85 „	Überweisung zum Kapitalvermögen,
36 179,61 M.	
4 277,75 M.	Vorrat.

Die Ausgabe für Band 29 der „Schriften“ (1914) kann erst in der nächsten Jahresrechnung nachgewiesen werden.

Der Nennwert des Kapitalvermögens (Reservefonds) bezifferte sich am Schlusse des Jahres 1914 auf 97 891,15 Mark — zu Ende des Vorjahres auf 90 614,35 Mark.

An der Zeichnung der fünfprozentigen Reichsanleihen hat sich die Goethe-Gesellschaft mit zusammen 45 000 Mark beteiligt.

B.

Das Goethe-National-Museum blickt leider auf ein wenig günstiges Berichtsjahr zurück. Nachdem am Ostermontag (12. April 1914) das neu hergerichtete Haus und der Sammlungsanbau dem Besuch eröffnet worden waren, entwickelte sich zunächst ein erfreulicher Aufschwung des Verkehrs, der jedoch mit dem Beginn des Krieges vollständig verschwand. Damit blieben die Einnahmequellen

des Goethe-Hauses fast alle aus, der Betrieb mußte trotz der dankenswerten Hilfe der „Vereinigung der Freunde des Goethe-Hauses" wesentlich eingeschränkt, die Dienerschaft entlassen werden. Auch die im inneren Verwaltungsdienst fortzuführenden und abzuschließenden Inventarisations- und Ordnungsarbeiten wurden vielfach gehemmt, da sowohl der Direktor als der Assistent durch längere Krankheiten ferngehalten wurden. So stockte alles; und wenn im Laufe des Winters die Verwundeten und die Krieger fast die einzigen Besucher waren, so hat im Frühjahr darin kaum eine Änderung stattgefunden. Auch die Benutzung des Museums seitens der Gelehrten ging zurück. Zu erwähnen wäre nur, daß der Direktorialassistent Dr. Kroeber mehrere Kurse zur Einführung in Goethes Sammlungen durchführte. — Von den wenigen Geschenken, die das Museum erhielt, ist mit Dank ein alter porzellanener Lichtschirm mit Goethes Bildnis (von Herrn Fisse-Niewedde) zu nennen, sowie das große Goethe-Bildnis von Heinrich Meyer (um 1792). Es war in den Besitz der Familie Schuchardt gekommen, die erfreulicherweise großen Wert darauf legte, daß das höchst interessante Bild seine bleibende Stätte wieder im Goethe-Hause erhielt. So konnte die obengenannte Vereinigung es erwerben und dem Museum schenken.

C.

Der Bibliothek der Goethe-Gesellschaft haben auch in dem vergangenen Jahre Freunde und Gönner mancherlei Zuwendungen gemacht; eine natürliche Folge des Krieges ist es, daß die Geschenke spärlicher geflossen sind als in den früheren Jahren. Denen, die auch in diesen Zeiten unserer Bibliothek mit freundlichem Interesse gedacht haben, sei hier im Namen des Vorstandes der herzlichste Dank ausgesprochen. Die Namen der Spender sind: die Literarische

Anstalt Rütten & Loening (Frankfurt a. M.), der Verlag G. Westermann (Braunschweig), der Verlag B. G. Teubner (Leipzig), der Verlag M. Diesterweg (Frankfurt a. M.), die Redaktionen der Deutschen Rundschau (Berlin), der Illustrierten Zeitung (Leipzig), des Finanzherold (Frankfurt a. M.), die Kantonsbibliothek in Graubünden, C. Behrens (Kopenhagen), Dr. R. Blume (Freiburg i. B.), Dr. F. C. Fresenius (Offenbach), Dr. H. Gloël (Wetzlar), Prof. Dr. M. Hoffmann (Pforta), Dr. C. Horn (München), van Huffel (Haag), Dr. O. Klein (Bitterfeld), H. Krüger-Westend (Bremen), Prof. Dr. H. Maync (Bern), Prof. Dr. R. Neuhauß (Groß-Lichterfelde), F. O. Pestalozzi (Zürich), Dr. E. Pfeiffer (Wiesbaden), Dr. Reicke (Göttingen), R. Schelle (Biberach), Dr. A. Schopper (Gera), Dr. Th. Stettner (Ansbach), A. Stockmann (Frankfurt a. M.), Dr. H. Wahl (Weimar), L. A. Willoughby (Oxford), Dr. Käthe Wolterek (Jena), Dr. R. Wustmann (Dresden-Bülau), L. Zelenka (E anston Ill.), Dr. Rita Zoebl-Minor (Wien).

Über den Stand der Arbeiten des Goethe- und Schiller-Archivs kann berichtet werden, daß Band 53, Nachträge zur 1. Abteilung und Zeugnisse von Goethes amtlicher Tätigkeit enthaltend, Ende vorigen Jahres fertig geworden ist. Infolge des Krieges hat sich das Erscheinen des Bandes verzögert; doch wird im Laufe des Mai die Ausgabe desselben erfolgen. An den Registerbänden zur 1. und zur 3. Abteilung wird intensiv gearbeitet; vom 1. Band des Registers zur 1. Abteilung ist die Hälfte bereits gedruckt, doch übt der Kriegszustand eine verlangsamende Wirkung auf die Fortsetzung des Druckes aus.

Die Handschriftensammlung des Archivs hat — auch eine Folge der besonderen Verhältnisse — außer einigen Ankäufen eine Vermehrung durch Geschenke nicht aufzuweisen. Der Büchersammlung des Archivs sind dagegen einige

Spenden zugegangen. Die Namen der freundlichen Spender werden hier mit verbindlichstem Danke namens Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Wilhelm Ernst aufgeführt: die Freiherr Carl von Rothschild'sche Bibliothek (Frankfurt a. M.), die Direktion des Märkischen Museums (Berlin), die Literarische Anstalt Rütten & Loening (Frankfurt a. M.), C. Behrens (Kopenhagen), Dr. R. Bornstein (Dachau), Dr. W. Hertz (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. M. Hoffmann (Pforta), Dr. E. Horn (München), Gotthold Lessing (Meseberg bei Gransee), Dr. L. Magon (Münster), Dr. P. Merker (Leipzig), Prof. Dr. J. Schiff (Breslau), Prof. Dr. M. Semper (Aachen), Dr. W. Stammler (Hannover), L. A. Willoughby (Oxford), Dr. R. Wittsack (Berlin), Dr. P. Zincke (Prag).

Verzeichnis

der seit Mitte Mai 1914 neu eingetretenen Mitglieder

(Abgeschlossen Ende April 1915)

Deutsches Reich

Schloß Adelmannsfelden o. A. Aalen (Württemberg)

Adelmann, Graf Rüdiger

Altenburg (S.-Altenburg)

v. Scheller-Steinwartz, Dr., Staatsminister, Exz.

Altona

Balthasar, Geh. Kriegsrat

Barmen

Strauß, Frau Dr.
Tiemann, Fräul. Viktoria

Berlin nebst Vororten

Berlin

Alexander, Dr. Kurt
Aufrecht, Ernst, Rechtsanwalt
Behrendt, Frau Minist.-Dir. Hedwig
Flörsheim, Dr. Ernst, Arzt
Günteritz, Hans, Buchhändler
Hadank, Günther, Schauspieler
Hirschberg, Dr. Julius, Prof.
v. Krause, Friedrich Wilhelm, Fahnenj. i. Garde-Kürassier-Reg.
Landsberg, Dr. Willy, Rechtsanwalt
Lehfeldt, Fräul. Elisabeth
Lipliawsky, Dr. Prof., Hofrat
Nobis, Dr., Ministerialrat, Bevollm. z. Bundesrat
v. Ramin, Jürgen, Oberleutnant i. Garde-Kürassier-Reg.
Sandheim, Adolf, Zeitungsverleger, Schriftsteller
v. Schubert, Dr. Carl, Kais. Leg.-Sekretär

Charlottenburg

Hecht, Frau Kommerzienr. Henriette
Heimann, Frau Marie
Lewenz, Frau Ella
Nagelschmidt, Dr. Franz
Pulvermacher, Dr. phil. et med.

Friedenau

Müller, Frau Hauptmann Leni

Grunewald

v. Pannwitz, Walther, Fahnenj. i. Garde-Kürassier-Reg.

Neukölln

Becher, G., Oberlehrer

Schöneberg

Lehmann, Berthold, Landrichter

Tempelhof

Heinrich, Dr. Alfred, Oberlehrer

Weißensee

van Poppel, Georg, Gymnasial-Oberlehrer a. D.

Zehlendorf

Gerhardt, Fräul. Rosa

Chemnitz
Heymann, Dr. jur. Albert, Rechtsanwalt

Coblenz
Groos, Dr. Gisbert, Konsistorial-Präs.
Spies, Dr. Wilh., Landgerichtsrat a. D.

Cöln a/Rh.
v. Stein, Heinrich, Bankier, Konsul

Darmstadt
Knell, Fräul. Elisabeth, Lehrerin

Delitzsch
Bär, Ad., Seminardirektor

Dresden
Schlender, J. H.

Eisenach
Bertelsmann, Frau Hauptmann
Flex, Dr. Rudolf, Prof.

Elberfeld
Aders, Frau Ewald
Baum, Frau Gustav
v. Baum, Frau Geh.-Rat Rudolf
v. Baum, jr., Frau Rudolf
v. Baum, Werner
Blank, Frau Geh. Rat Gustav
v. d. Heydt, Freifrau Selma
Wichelhaus, Frau Dr. Robert

Essen a. d. Ruhr
v. Simson, Hermann Ed., Leg. Sekr. b. d. Kais. Deutschen Gesandtschaft in Bern

Frankfurt a/M.
Dessoff, Albert, Kustos a. d. Freih. C. v. Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek
Schlosser, Georg, Druckereibesitzer

Freiburg i/Br.
v. Guaita, Frau Maria

Fürstenwalde a. d. Spree
Rosenthal, Dr. Prof., Gymnas.-Dir.

Halle a. d. Saale
Hartung, Dr. Fritz, Privatdozent

Hirschberg i/Schlesien
Korach, Dr. Ludwig, Institutsdir.

Jena
v. Mering, Frh., Dr. jur. Eugen

Karlsruhe i/B.
Engler, Dr. Karl, Prof., Wirkl. Geh. Rat, Exz.
Hauck, Viktor, Kunstmaler
Paulcke, Dr. Wilhelm, Professor a. d. Technischen Hochschule

Landeshut i/Schlesien
Hamburger, Max, Stadtrat

Leipzig
Anschütz, Dr. Reinhold, Justizrat

Liegnitz
Stadtbibliothek

Ludwigsburg (Württemberg)
Gruner, Paul, Regierungsbaumstr.

Militsch (Bez. Breslau)
Maltzan, Graf, Exz.

Mörs
Behmer, Franz, Rechtsanwalt

München
Priem, Fräul. Helene

Naumburg a. d. Saale
Kundt, Walter, Senatspräsident

Nordhausen
Bursche, Emil, Prediger

Nürnberg

Zinn, Louis H., Fabrikbesitzer

Neuoberweimar b/Weimar

Witthauer-Schweder, Frau Elisabeth

Pforzheim

Fischer, Dr. Wolfgang, Lehramtspraktikant

Prien a/Chiemsee (Oberbayern)

v. Bomhard, Frau Constance, Generalsgattin

Schönebeck b. Magdeburg

Jaeger, Frau Oberbergrat
Jesse, Frau Fabrikbesitzer

Schwerin i/M.

Regierungsbibliothek, Großherzgl.

Stettin

Neißer, Dr. Ernst, Professor

Straßburg i/Elsaß

Lienhard, Friedrich Prof., Schriftsteller

Tornow b/Wusterhausen a. d. Dosse

v. Dallwitz, Dr. jur. Wolfgang, Rittergutsbesitzer

Vieselbach

Liebke, Curt

Weimar

Fuchs, Fräul. Henny
v. Grothe, Frau Oberst
Lehmann, Karl, Rentner
Müller, Dr. jur. Hugo, Reg.-Rat
Stahl, Frau Baurat Anna
Teutenberg, Adolf, Schriftsteller
Voeller, Frau verw. Landgerichts-Dir. Berta
v. Wolfersdorff, Freiin Elise

Rittergut Weischütz b/Laucha (Unstrut)

Woelfel, Frau

Österreich-Ungarn

Budapest

v. Kleinmayr, Dr. Hugo, Prof.

Wien

Grab, Max, Student
Stubenberg-Tinti, Frau Gräfin Mathilde

Schweiz

Zürich

Nathan, Leopold, Direktor
Thalberg, Dr. Jakob, Rechtsanwalt

Zürich-Höngg

Langensießen, Max, Fabrikant

Dänemark

Kopenhagen

Brorson, Chr. F., Obergerichtsanwalt

Niederlande

Amsterdam

Wolf, Hermann, Oberlehrer

Rußland

St. Petersburg

Tschebischew, Alexander, Schriftsteller

Amerika

Akron (Ohio)

Municipal University Library

Fullerton (Calif.)

Whittemore, Fräul. Elsie L.

Los Gatos (Calif.)
Schaaf, Fräul. Clara L.

New York
College of the City of New York Library

Palo Alto (Calif.)
Boezinger, Dr. Bruno, Prof.
Hurley, Morris E.
Rendtorff, Dr. Karl G., Prof.

Pasadena (Calif.)
Mersereau, Fräul. Irene

San Jose (Calif.)
Cox, Fräul. Katharine M.

Stanford University (Calif.)
Griffin, James O., Professor
Hilmer, Dr. Hermann J., Prof.
Knoch, Charlotte A., Prof.
Tag, Fräul. Tessie

Register

I. Personen- und Ortsnamen

II. Goethe

Inhalt

Es wird gebeten, folgenden beim Reindruck entstandenen Druckfehler zu verbessern: Seite 193, Zeile 2 von unten lies wohl auch nicht statt erst wohl auch.

Hof-Buch- u. -Steindruckerei
Dietsch & Brückner, Weimar